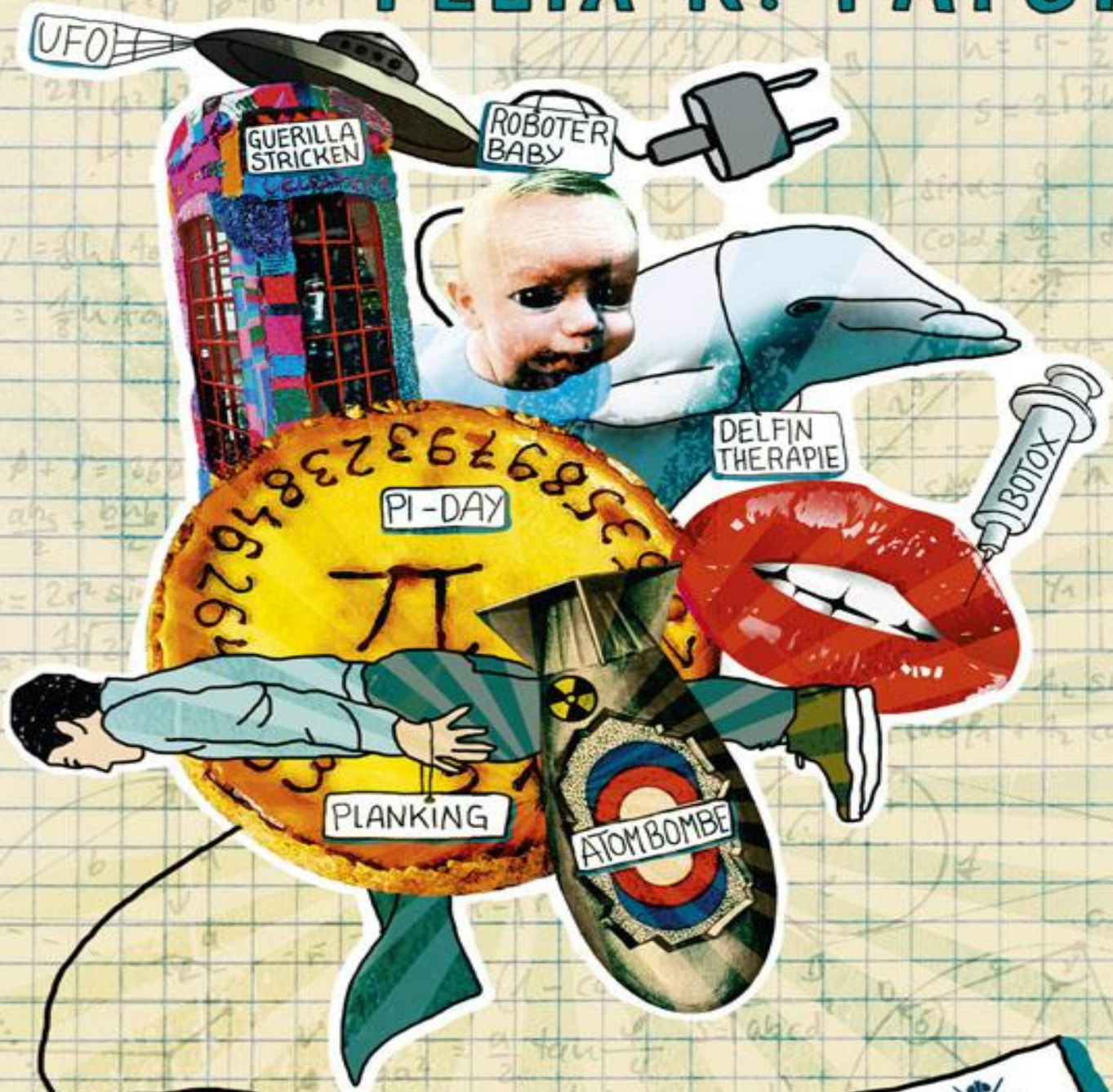


FELIX R. PATURI



DAS LEXIKON DER EICHBORN
DÄMLICHSTEN
ERFINDUNGEN

FELIX R. PATURI

DAS LEXIKON DER
DÄMLICHSTEN
ERFINDUNGEN



Lübbe Digital

Vollständige E-Book Ausgabe
des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG erschienenen Werkes

Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Originalausgabe

Copyright © 2013 by Eichborn Verlag in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln

Lektorat: Dr. Ines Laufer, Frankfurt
Umschlaggestaltung: Christiane Hahn
Umschlagmotiv: Collage: Christiane Hahn, Frankfurt
Datenkonvertierung E-Book: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

ISBN 978-3-8387-2539-0

Sie finden uns im Internet unter

www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch www.lesejury.de

Vorwort

Was sind Erfindungen und was heißt dämlich?

Den Floh, ein *Lexikon der dämlichsten Erfindungen* zu schreiben, setzte mir mein alter Freund Dirk ins Ohr. Er (der Floh, nicht Dirk) nistete sich dort aber keineswegs auf Anhieb ein. Es war gleichsam eine Liebe auf den zweiten Biss. Zuerst hielt ich das Sujet für reichlich albern und platt. Aber je mehr ich darüber nachdachte, desto stärker faszinierte es mich.

Nein, dämliche Erfindungen sind keineswegs nur Dinge wie am Fußgelenk befestigte Regenschirmchen für die teuren Pumps oder batteriebetriebene Minischiebenwischer für die Brille. Zum einen verstecken sich schon hinter dem Wort Erfindung weit mehr als nur technische Innovationen. Auch ein Märchen kann man erfinden oder etwa eine neue Strategie, um arglosen Anlegern Geld aus der Tasche zu ziehen. Erfinden lassen sich exotische Sportarten ebenso wie Methoden, alternden Diven das Nervengift Botulinumtoxin ins Gesicht zu injizieren, um ihnen jegliche Mimik zu nehmen. Das Spielfeld ist also sehr weit gesteckt.

Auch hinter dem Wörtchen dämlich verbirgt sich ein ganzes Universum. Hatte doch schon Albert Einstein gesagt: »Zwei Dinge sind grenzenlos– das Universum und die menschliche Dummheit. Bei dem ersteren bin ich mir allerdings nicht so ganz sicher.« Dämlich leitet sich nicht, wie man vielleicht vermuten könnte, von der Dame (frz. dame) ab, sondern vom mittel- und niederdeutschen Verb dämelen, das so viel bedeutet wie »nicht recht bei Sinnen sein«. Und das ist noch weit mehr als nur dumm. Nicht ganz bei Sinnen sein kann auch ein an sich hochintelligenter Mensch, etwa dann, wenn er die Atombombe erfindet, mit der man Mitmenschen im Ausland zu Hunderttausenden umbringen kann und dabei gleichzeitig ihren Lebensraum so nachhaltig radioaktiv verseucht, dass er sich auch vom kriegesischen Eroberer nicht mehr sinnvoll nutzen lässt.

Demgegenüber ist die Erfindung des Guerilla-Strickens, jener Modeerscheinung, bei der strickwütige Menschen bunte Wollkleider für Verkehrsschilder, Laternenmasten oder ganze Bäume fertigen, in einem ganz anderen Sinne dämlich. Man kann nicht gerade behaupten, dass Menschen, die so etwas tun, nicht ganz bei Sinnen sind, denn sie handeln mit Vorsatz, schaden niemandem und tun nur, was ihnen Freude bereitet oder auch gesellschaftlichen Protest ausdrückt, wovon sie also einen Gewinn haben. Dennoch sind solche Aktionen zumindest auf den ersten Blick recht dämlich, schließlich könnte ein Baum doch auch ohne sein Strickwams überwintern.

Dann ist da aber noch etwas, was nicht unbedingt darauf schließen lässt, dass wir in einer dämlichen Welt leben, in mancher Hinsicht aber in einer wahnsinnigen. 2012 war– zumindest für die USA– ein besonderes Jahr: Erstmals in der Geschichte der Menschheit kamen mehr Soldaten dieser Militärmacht durch Selbstmord ums Leben als bei irgendwelchen Kampfhandlungen. Aber auch weniger lebensbedrohliche Entwicklungen lassen einen am Verstand der Menschheit zweifeln: Weltweit bricht sich seit Jahren lawinenartig eine Art neue Volksseuche Bahn, die der renommierte Neurologe und Psychiater Manfred Spitzer völlig zu Recht digitale Demenz nennt und für die er erschreckende Zukunftsprognosen stellt.

Solche Beobachtungen rufen natürlich Reaktionen hervor, vom scheinbar hilflosen Abwehrmechanismus bis zum gezielten– zum Teil künstlerischen– Aktionismus, der das Skurrile durch Übersteigerung entlarven oder ihm etwa durch naiven esoterischen Unfug entfliehen will. Auch solche Aktionen wirken auf den ersten Blick

oft ausgesprochen dämlich, lassen uns dann aber bei genauerem Hinsehen nachdenklich werden oder gar erkennend schaudern, wie etwa der Möbel-Bondage-Expressionismus von Melanie Bonajo. Ganz bewusst habe ich auch solche im Alltagsumfeld erst einmal dämlich wirkenden, auf den zweiten Blick aber eher philosophisch anmutenden Erfindungen in diesem Buch aufgenommen.

Der Bogen spannt sich von harmlosen Albernheiten, die zum Lächeln und Lachen verleiten, bis zu Aktionen, die man nicht anders als psychologische Überkompensation einer übersättigten Gesellschaft beschreiben kann– wie Extrembügeln unter Wasser oder auf einsamen schroffen Bergzinnen–, von moralisch unsauberen, betrügerischen Finanzmanövern bis zu unsinnigen Verzweiflungstaten, etwa der Entwicklung von Roboterbabys, mit denen sich unsichere Eltern auf den Umgang mit dem eigenen Säugling vorbereiten wollen. Kurzum, *DasLexikon der dämlichsten Erfindungen* spiegelt das ganze Spektrum typisch menschlicher Freud'scher Fehlleistungen wider, im Spaß wie im Ernst, in Freud wie in Leid. Dämliches kann Freude bereiten, es kann traurig machen, es kann töten, kann zur Verzweiflung führen, zum positiven oder auch negativen Lebensinhalt werden, kann heilen und kann einfach eins sein: dämlich! Diese Erkenntnis faszinierte mich, und der Floh hatte sich in meinem Ohr eingenistet. Die Arbeit an diesem Buch vermittelte mir denn auch ein Wechselbad der Gefühle– von kindlicher Freude am sinnfrei Albernem über stille Nachdenklichkeit bis hin zu einer gewissen Traurigkeit über den dämlichen menschlichen Selbstzerstörungstrieb. Wenn der Leser mir auf diesen Pfaden folgen möchte, Pfaden, die tief in die menschliche Seele führen können, erfüllt das Buch seinen Zweck.



Amerikanismen

Fremdwörter gab es seit eh und je in der deutschen Sprache. Sie entstammen dem Griechischen, dem Lateinischen, dem Arabischen und Französischen und einem Dutzend anderer Sprachen– und natürlich auch dem Englischen. Das ist ein gesundes Zeichen dafür, dass die deutsche Sprache lebt, sich weiterentwickelt und kulturell mit anderen Kulturkreisen interagiert. Etwas ganz anderes ist es aber, wenn »Sprachdesigner« kreativ, also erfinderisch am Werke sind und die natürlich gewachsene Sprache gezielt beeinflussen, wobei sie oft selbst nicht wissen, was sie da eigentlich tun. Meist sind es Werbetexter, die potenziellen Kunden so etwas wie Fortschrittlichkeit, Internationalität und innovative Produkte suggerieren wollen. Zu den Sprachdesignern gehören aber auch die großen Verschleierer unserer ökonomisch dominierten Gesellschaft, Industriemanager und Politiker, die sich immer neue Amerikanismen einfallen lassen, um Arbeitnehmern, Steuerzahlern und Wählern Sand in die Augen zu streuen, und etwa einen schlichten Telefonisten einzig auf verbaler Ebene aufwerten: zum Call Center Agent oder zum Engagement Manager (Vertreter). Ein Testbesucher auf Messeständen wird zum Mystery Fair Visitor und ein Lagerist zum Warehouse Distribution Manager.

In den USA, dem Land der unbegrenzten (Un-)Möglichkeiten, mag man sich an solche sprachlichen Überhöhungen gewöhnt haben, aber im Herzen Europas haben sie keine Existenzberechtigung, zumal die meisten Deutsch-Muttersprachler sie ohnehin nicht verstehen. Was ist daran »hip«, wenn der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche Deutschlands, Nikolaus Schneider, seine Schäfchen mit Luther Activities, Wellness für die Männerseele oder Marriage Weeks zum Glauben führen will? Ist das »Faith for Entertainment« in einer Konsumgesellschaft, die auch vor einer Landeskirche nicht Halt macht?

Von äußerst dämlichem Erfindergeist künden die Amerikanismen in der Werbung. Das betrifft Produktwerbung (sorry: Product Placement) ebenso wie Imagewerbung. Doch was hier Weltläufigkeit vortäuschen soll, geht nicht selten satt in die Hose. Der Werbefachmann Bernd Samland ist sich der Überfrachtung seiner Branche mit Amerikanismen schmerzlich bewusst und führte vor einigen Jahren eine Recherche durch, um festzustellen, wie diese meist albernen US-orientierten Floskeln bei den umworbenen Kunden eigentlich ankommen. Gegenüber dem *Spiegel* erklärte er selbstironisch das Ziel der Untersuchung so: »In einem Brainstorming-Meeting kamen wir zur Conclusion, die Reception mancher Claims mal zu researchen. Der Approach des Survey war, den Consumer View einem Feedback-Check zu unterziehen, was den Marketing Value mancher Expressions angeht.«



Der Douglas-Slogan suggerierte vielen Kunden, die Parfümeriefachmärkte seien Labyrinth.

Das Ergebnis der Studie war, dass die meisten Anglizismen von der Mehrheit der über tausend Befragten entweder gar nicht oder völlig falsch verstanden wurden. Hier einige wenige Beispiele aus der Studie:

Come in and find out schrieb die Drogeriemarktkette Douglas einst über ihre Türen. »Kommen Sie herein und finden Sie wieder hinaus«, so verstand das die Mehrzahl der Kunden und amüsierte sich herzlich über diesen idiotischen Werbespruch. Der Werbetexter hätte dieses Desaster voraussehen müssen. Aber die Douglas-Americanizer gaben nicht auf, dämliche Amerikanismen zu erfinden. Zwar haben sie *Come in and find out* inzwischen gecancelt, dafür umwerben sie heute junge Kundinnen ziemlich dämlich mit *Hi Girls*, *Du bist hip und absolut hot*. Immer unterwegs in der City, beim Clubbing oder Flirten.

Noch schlimmer traf es den privaten Fernsehsender SAT.1, der zwischen seinen Filmbeiträgen immer wieder die Eigenwerbung *Powered by Emotions* einspielte. Was das denn bedeute, wollte das Team um Bernd Samland wissen. Nicht wenige der Befragten übersetzten den Slogan frei mit »Kraft durch Freude!«. Das Dritte Reich lässt grüßen.

Drive alive empfahl Mitsubishi potenziellen Autokäufern. Wörtlich übersetzt versteht das die Mehrzahl der Deutschen als »Fahre lebend«. Eine blöde Empfehlung– wie will man denn als Toter fahren? Oder versprach der Autohersteller gar durch die Blume einen aufregenden Nervenkitzel? »Schauen Sie mal, ob Sie es schaffen, eine Fahrt mit unserem Wagen lebendig zu überstehen!« Auch das wäre ein werbepsychologisches Eigentor.

Und schließlich empfiehlt die Firma Loewe ihren Kunden: *Stimulate your Senses!*– Ist das eine geheime Aufforderung zur Selbstbefriedigung oder etwa Werbung für psychedelische Drogen?

Sprachpanscherei nennt derart dämliche linguistische Erfindungen Professor Walter Krämer, selbst ernannter Wächter der deutschen Sprache und Gründer des Vereins Deutsche Sprache (VDS). Seit Jahren vergibt dieser Club, dem heute Muttersprachenenthusiasten wie Jürgen von der Lippe, Hape Kerkeling, Reinhard Mey, Nina Ruge, Bastian Sick und Dieter Wedel angehören, den Preis

Sprachpanscher des Jahres. Hier sind einige der so Geehrten:

2004– Markus Schächter, Intendant des ZDF, der versuchte, durch Einführung öffentlich-rechtlicher Sendeformate wie *Kiddie Contests*, *Webcam Nights* oder *Nightscreen* einem vermeintlichen Zeitgeist hinterherzulaufen.

2005– Herbert Beck, Direktor des renommierten Frankfurter Städel-Kunstmuseums, der nicht nur den *Goethe-Jump* erfand, sondern auch seine deutschen Gäste zu Events wie *Unfinished Print*, *Art after Work* mit anschließendem *Get-together* inklusive *Member's Night* in der *Holbein's Lounge* einlud und am *Family Day* einen *Art Talk for Families* anbot.

2008– Klaus Wowereit, regierender Bürgermeister von Berlin, der zum Tag der Deutschen Einheit über dem Brandenburger Tor Fahnen mit Texten wie *Power for Peace– Power for Unity– Power for Understanding* flattern ließ und im Gegensatz zum ehemaligen US-Präsidenten John F. Kennedy, der auf Deutsch ausrief »Ich bin ein Berliner«, die Bürger seiner Stadt aufforderte:
»Be Berlin!«

Alles in allem: Amerikanismen haben sicher dann in der modernen deutschen Sprache ihre Berechtigung, wenn es sich um neue Begriffe handelt, die ganz einfach im englischsprachigen Ausland erfundene oder entwickelte Dinge bezeichnen, wie Transistor oder Laser. Geht es aber darum, Menschen mit (meist frei erfundenen) Neoanglizismen zu überfluten und letztlich zu verdummen, dann ist das reichlich dämlich. Feel the difference!

Analogkäse, Klebeschinken und Surimi

Sonja Popovic, freie Journalistin mit dem Spezialgebiet Ernährung, stellte für die Website *Zehn.de* die zehn fiesesten Lebensmittellügen zusammen. Die ersten vier davon sind Käseimitate (sogenannter Analogkäse), Mogelschinken, Formfleisch und Kunstkrebsfleisch. Was versteckt sich dahinter?

Lebensmittelwissenschaftler der Universität Hamburg geben eine klare Definition dafür, was Käse ist: »Käse wird aus Frischmilch (Süßmilch) oder einem Sauermilchprodukt, zum Beispiel Buttermilch, hergestellt und ist ein wichtiges tierisches Lebensmittel.– Führt man der Milch Lab, Mikroorganismen und Säure zu, erhält man das fetthaltige Milcheiweiß. Dieses Milcheiweiß, auch Bruch genannt, kann frisch als Frischkäse wie Mozzarella und Rahmfrischkäse gegessen werden. Legt man den Bruch in Salzlake und lässt ihn längere Zeit reifen, so erhält man Schnitt- und Hartkäse. Zur Herstellung von Edelpilzkäse, Brie und Camembert werden der Käsemasse zusätzlich Schimmelpilzkulturen zugesetzt.« Wer nun aber in einem Supermarkt Käse kauft, vor allem aber wer in einem Restaurant Käsepizzas, Käsestangen, Toasts, Käsebaguettes, ein mit Käse überbackenes Soufflé oder Ähnliches verzehrt, wird nicht selten sagen müssen »so'n Käse!«, denn was ihm da als Käse aufgetischt wird, ist in Wirklichkeit gar kein solcher, sondern ein künstliches Gemenge aus in Wasser emulgierten gesättigten Pflanzenfetten, pflanzlichem Eiweiß und künstlichen Aromastoffen.

Analogkäse nennt der Fachmann solche klebrigen Massen pseudowissenschaftlich. Unter einem *análogon* verstanden die alten Griechen ursprünglich etwas Proportionales, etwas, das im gleichen Verhältnis mit etwas anderem steht. Heute bezeichnen wir auch einen ähnlichen Gegenstand mit diesem Wort. Aber der Analogkäse ähnelt einem wirklichen Käse allenfalls grob im Aussehen und im Schmelzverhalten beim Überbacken. Geschmacklich kommt er kaum an einen faden Billigmozzarella heran. Um das tatsächliche Verhältnis beider Produkte zu beschreiben, sollte man deshalb analog besser als »Anna log« übersetzen.

Felix Prinz zu Löwenstein, Vorsitzender des Bundes Ökologische Lebensmittelwirtschaft (BÖLW), kommentiert deshalb völlig zu Recht: »Der Aufschrei über solche Zustände kann gar nicht laut genug sein! Da werden Verbraucher hinters Licht geführt und die Milchbauern ausgebootet, sodass deren Erlöse weiter sinken.«

Untersuchen wir den Analogkäse und seine Vermarktung etwas genauer. Die Chemischen und Veterinäruntersuchungsämter (CVUA) in Baden-Württemberg, die regelmäßig Proben aus Gastronomie und Handel auf Fälschungen hin untersuchen, hielten für das Jahr 2006 fest, dass 23 Prozent aller Käsegerichte mit Mogelkäse zubereitet waren; vor allem Liebhaber des griechischen Salats dürften statt echtem Feta in 18 Prozent der Fälle ein Imitat gegessen haben, dessen Zusammensetzung von einem Schaf ungefähr so weit entfernt ist wie ein echtes Huhn von seinem Latexbruder auf der Bühne. An diesen Kunstprodukten wurde weder jemals ein Schaf vorbeigetrieben, noch handelt es sich dabei überhaupt um Käse. Immerhin 23 Prozent aller in Gaststätten und Imbissstuben verkauften »Käsegerichte« waren im Berichtszeitraum mit solchem Mogel»käse« zubereitet. Und daran hat sich trotz vielfältiger Kritik bis heute nicht viel geändert.

Feta, Schafs- und andere Weichkäse bezeichnet der Fachmann als weiße Käsesorten. Neben ihnen gibt es die gelben wie Gouda oder Pizzamix. Bei ihnen sieht es etwas günstiger aus. Der Kunde wird nur in 11 Prozent aller Fälle übers Ohr gehauen. Doch auch das ist Betrug. Schließlich gibt es aber auch hier so etwas wie Halbwahrheiten, Produkte, die neben dem Kunstkäse auch einen mehr oder weniger großen Anteil an richtigem Käse enthalten. Bezieht man diese Mogelprodukte mit in

die Statistik ein, dann ergibt die traurige Bilanz, dass sie in Gaststätten und Imbissstuben rund 45 Prozent aller sogenannten Käsespeisen ausmachen.



Nicht alles, was wie Käse aussieht, ist auch solcher.

Ob der Kunde hier nur zum Narren gehalten wird oder ob ihm auch gesundheitlicher Nachteil erwächst, darum streiten sich die Geister. Die Lebensmittelindustrie jedenfalls meint, alles sei im grünen Bereich. Der Infodienst Landwirtschaft in Schwäbisch Gmünd sieht das differenzierter:

Der Kalziumgehalt von Analogkäse ist geringer als bei Käse. Dadurch wird es für viele Bevölkerungsgruppen noch schwieriger, ihren Bedarf zu decken. Betroffen sind vor allem weibliche Jugendliche und ältere Männer und Frauen. Analogkäse wird zum Großteil aus Pflanzenfett hergestellt. Es enthält kein Cholesterin und wird als Ersatz für tierische Fette empfohlen. Doch es gibt Hinweise darauf, dass die als negativ geltenden gesättigten Fettsäuren aus der Milch günstige Wirkungen auf den Körper haben. Der Anteil an günstigen ungesättigten Fettsäuren aus Pflanzenfett kann aus technologischen Gründen nicht übermäßig hoch sein.

Teilweise wird Analogkäse als laktosefrei für Laktoseintolerante empfohlen. Doch Vorsicht ist geboten bei Produkten, die Magermilchpulver enthalten. Auf der anderen Seite enthält Käse, vor allem gereifter Schnittkäse, wenig bis gar keine Laktose.

Dass Mogelschinken und Formfleisch auf den Plätzen zwei und drei der fiesesten Lebensmittellügen gelandet sind, haben sie eigentlich nicht verdient. Auch ihnen würde der erste Platz gebühren. Was da in Supermarktregalen als Kochschinken, Schnitzel, feiner Putenschinken oder etwa auch Chicken Nuggets firmiert, ist es oft gar nicht. Stattdessen handelt es sich um Schlachthausabfälle, die fein gewalkt,

zerstückelt und getumbelt (also in einer Maschine durcheinandergewirbelt) werden, bis der Eiweißsaft austritt. Der wird dann mit Pökelsalz, Fermenten wie Transglutaminase und oft auch Stärke versetzt und anschließend als Kleber verwendet, mit dem die breiige Fleischabfallmasse wieder zusammengeleimt wird. Zugegeben: Das Produkt wirkt täuschend echt, besonders, wenn es danach in die berühmten hauchfeinen Schinkenscheiben zerschnitten wird. Dass diese dann auch noch relativ stabil sind, also wie gewachsenes Fleisch wirken, verdanken sie der Tatsache, dass während der Herstellung durch Pressen und Gefrieren die Eiweiß-Salz-Fermentpampe zum Gerinnen gebracht wird. Sollte das Klebefleisch am Ende nicht ganz der gewünschten Geschmacksrichtung entsprechen, keine Sorge, dann versetzt es der Hersteller noch meist mit künstlichen Gewürz- und Aromastoffen. Guten Appetit!

Übertroffen wird das alles nur noch durch Surimi. Das klingt japanisch und suggeriert Gesundheit, denn jedes Kind weiß hierzulande, dass viele Japaner uralt werden, weil sie so viel Fisch und andere Meerestiere essen, zum Beispiel Sushi, was ja ganz ähnlich klingt. Surimi, so macht uns der Handel weis, sei Krebsfleisch. Ist es aber nicht. Fabriziert wird es so: Man nehme beliebige Fischreste, wie sie bei der Produktion von Fischstäbchen oder Filets anfallen, zermahle sie und wasche aus dem Brei anschließend die Eiweißbestandteile heraus. Die werden dann entwässert und mit Bindemittel, Gewürzen und künstlichen Aromen vermengt und anschließend in Stangen oder auch fantasievolle Formen wie die kleiner Körper toter Garnelen, Krabben oder Hummer gepresst, in denen sie– man denkt unwillkürlich an Kunststoffe– aushärten. Ach so: Zuvor wurde die blasse, fast rein weiße Masse noch schön rosa eingefärbt, damit die Illusion kleiner Meereskrebse noch etwas perfekter ist. Über den Gesundheitswert mancher synthetischer Lebensmittelfarbstoffe lässt sich hitzig diskutieren. Und neuerdings kommen recycelte Fischabfälle, industriell kunstvoll umgeformt, sogar als panierte Tintenfischringe auf den Markt!

Antigaskrieg-Kinderwagen

Die Wurzeln einer skurrilen britischen Erfindung aus dem Jahr 1938 reichen bis 1914 zurück. Damals kamen französische Militärs auf die glorreiche Idee, deutsche Soldaten mit dem Tränengas Xylylbromid zu vertreiben, das die Pariser Polizei entwickelt hatte. Giftig war es nicht, aber es bewährte sich als aggressives Reizgas. Wir wollen euch ja nicht gleich umbringen, nur ein wenig reizen, war eine Devise, auf die sich alle Parteien des Ersten Weltkriegs in Den Haag geeinigt hatten. Damit war Frankreich gegenüber Deutschland zunächst im Vorteil. Denn die Truppen des Deutschen Reichs konnten nicht »zurückreizen«, sie verfügten nicht über die geeigneten Rohstoffe zur Reizgaserzeugung. Aber Not macht erfinderisch. Schon ein Jahr später, bei der Schlacht von Ypern in Flandern, gaben auch die deutschen Soldaten– und zwar mit dem tödlichen Chlorgas, das in großen Mengen als Abfallprodukt der Industrie anfiel. Nach der Haager Landkriegsordnung war Giftgas zwar verboten, aber das Reichskriegsministerium deklarierte Chlorgas kurzerhand zum Reizgas um. Bis zum Waffenstillstand von 1918 kam es in Tausenden Tonnen zum Einsatz. Das war die Geburt der chemischen Kriegsführung.



Mutterliebe im Krieg: Der grabesschwarze und gasdichte Kinderwagen macht's möglich.

Als sich nun Ende der 1930er-Jahre ein neuer Krieg über Europa zusammenbraute, fürchtete man sich in vielen Ländern natürlich vor einer Neuauflage der Kampfgasangriffe. Die Gasmasken, die in aller Eile schon im Ersten Weltkrieg entwickelt wurden, waren inzwischen sichtlich verbessert und in manchen Ländern auch an die Zivilbevölkerung ausgegeben worden. So weit, so gut. Aber konnte man so eine Maske auch einem Baby über das Gesichtchen stülpen?– Wohl kaum. Das brachte einen findigen Briten auf die Idee, einen kampfgasdichten Kinderwagen zu

konstruieren. Eine wahrhaft dämliche Erfindung. Stellen Sie sich einmal vor, Mami möchte mit ihrem Kleinen einen Ausflug an die frische Luft machen oder es vielleicht zum Einkaufen mitnehmen. Warum sonst sollte man ein Baby in einer schwarzen Kiste auf Rädern durch die Straßen schieben? Nun gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder es gibt gerade keinen Gasangriff oder der Feind bläst Chlorgas oder Schlimmeres durch die Straßen. Im ersten Fall ist es reichlich sinnlos, das Baby in einer kindersargartigen geschlossenen Kiste zu transportieren, im zweiten fragt es sich, warum man mit ihm überhaupt einen Ausflug unternimmt. Aber wenn man es schon tut, dann sollte man sich wohl besser nicht in die Lage des Kleinen hineinversetzen.

Alarmsirenen heulen ohrenbetäubend und warnen vor dem Angriff. Da nimmt Mami ihr verstörtes Baby aus dem Bettchen und verfrachtet es in eine schwarze Holzbox. Das Kind wehrt sich, strampelt mit Armen und Beinen und schreit. Aber das hilft ihm nichts. Klatsch klappt Mami den Deckel zu. Das ohnehin gestresste Kleine entwickelt Panik, leidet unter Klaustrophobie. Es will nur eines: raus. Das geht aber nicht, denn Mami hat das leichenwagenartige Gefährt bereits auf die Straße geschoben, mitten hinein in die Kampfgaswolke. Irgendeine Kommunikation mit dem Baby ist nicht mehr möglich. Es jammert, strampelt und schreit sich die Seele aus dem Leib, und es fühlt sich lebendig begraben. Es macht sich vor Angst in die Hose, und in der engen Kiste beginnt es erbärmlich zu stinken. Eine Lüftung hat sie schließlich nicht, nur eine Art kleinen Kamin am Fußende, in dem ein Gasfilter eingebaut ist. Durch das winzige Glasfensterchen sieht das Kind direkt nach oben und erspäht allenfalls gelegentlich einen Kampfflieger am Himmel. Beugt sich tatsächlich Mami einmal über die Scheibe, bekommt das Baby den nächsten Schrecken. Ein Monster mit einer Gasmaske starrt es an. Welch grandiose Erfindung, dieser Kampfgas-Kinderwagen, der den Ausflug an der »frischen Luft« mit einem kleinen Horrorspaziergang verbindet!

Atombomben

1944, wenige Monate vor Ende des Zweiten Weltkriegs, wurde der deutsche Chemiker Otto Hahn mit dem Chemie-Nobelpreis ausgezeichnet, den er dann nach Kriegsende im Jahre 1946 in Empfang nehmen durfte. Die hohe Auszeichnung galt der Entdeckung der Kernspaltung. Diese hatte reichlich unspektakulär am 17. Dezember 1938 Fritz Straßmann, ein Assistent Hahns, im Labor ausgelöst, aber weder Hahn als Chemiker noch der Ingenieur Straßmann konnten wirklich verstehen, was sie da beobachteten. Hahn berichtete seiner langjährigen Mitarbeiterin, der Physikerin Lise Meitner, über das Experiment und schrieb ihr, da sei wohl ein Urankern in mittelschwere Atomkerne »zerplatzt«. Lise Meitner arbeitete zu dieser Zeit nicht mehr mit Hahn zusammen. Unter dem Druck der Judenverfolgung im Dritten Reich hatte sie, selbst Jüdin, die deutsche Staatsbürgerschaft verloren und war bereits im Juli illegal nach Schweden geflohen. Als Otto Hahns Schreiben bei ihr einging, hatte sie gerade Besuch von ihrem Neffen Otto Frisch, der in Dänemark mit Niels Bohr zusammenarbeitete. Meitner und Frisch begriffen sofort, was Hahn und Straßmann da Bedeutendes entdeckt hatten, und waren sich als Nuklearphysiker auch der gigantischen Energiemengen bewusst, die man durch Kernspaltung freisetzen konnte.

Hören Politiker und vor allem Militärs von potenziellen gigantischen Energiequellen, denken sie oft reflexartig an Kaputtmachen, an Krieg, an Bomben. Einer der Ersten, die in diese Richtung dachten, war der Führer des Deutschen Reichs, dem eine neue »Superwaffe« zu dieser Zeit gut ins Konzept gepasst hätte. Doch es kam anders. Albert Einstein, bereits 1933 nach Hitlers Machtergreifung in die USA emigriert, rief den Braten und bekniete schon im August 1939 zusammen mit seinem Physikerkollegen Leó Szilárd den US-Präsidenten Franklin D. Roosevelt in einem Brief, so schnell wie möglich und unbedingt vor Deutschland eine Atombombe zu entwickeln.



Atombombentest in der Wüste von Nevada: So lasst uns denn unsere eigenen Soldaten verstrahlen!

Als Hahn von den Bombenbastelplänen diesseits und jenseits des großen Teichs erfuhr, packte ihn ebenso nacktes Entsetzen wie damals Alfred Nobel, als dieser erkannte, was Militärs mit dem von ihm erfundenen Dynamit alles in die Luft jagten. Er hatte daraufhin den Nobelpreis für friedliche Nutzung der Wissenschaften ins Leben gerufen, denn er wollte das Geld, das er mit seinem Dynamit in Mengen verdiente, pazifistisch verwenden. Es erscheint wie ein Treppenwitz der Weltgeschichte, dass dann justament zwei Nobelpreisträger, Hahn und Einstein—beide erklärte Pazifisten!—, an der Wiege der Atombombe stehen sollten.

Roosevelt nahm Einsteins Petition ernst und ließ die fatale Bombe bauen. Wie törricht das war, sollte sich indes erst viel später zeigen. Zunächst glaubten selbst Physiker reichlich naiv, Kernexplosionen seien in ihrer Wirkung kaum etwas anderes als TNT-Explosionen (wie sie gerne von Selbstmordattentätern verwendet werden), nur in der Dimension verheerender. Dass sie nicht nur auf Knopfdruck Hunderttausende Menschen töten, sondern darüber hinaus das bombardierte Areal auch noch radioaktiv total verseuchen, blieb zunächst unerkannt— ebenso wie die Tatsache, dass noch Jahre und Jahrzehnte später die betroffenen Menschen wegen der Strahlenbelastung an Krebs dahinsiechen oder Kinder mit Missbildungen und Genschäden auf die Welt bringen. Und so ging die Welt, allen voran die USA, mit dieser satanischen Erfindung um.

Wie viele Atombomben aber tatsächlich bereits gezündet wurden, ist den wenigsten Menschen bewusst. Fragen Sie mal irgendjemanden auf der Straße, meist bekommen Sie als Antwort: »Soweit ich weiß zwei; die Amerikaner haben sie über Hiroshima und Nagasaki abgeworfen. Und dann gab es da wohl noch eine Reihe unterirdischer Kernwaffenversuche in Wüsten der USA.« Aber so »harmlos« war es keineswegs: Seit 1945 explodierten weltweit mehr als 2000 Atombomben, die

meisten davon überirdisch. Mehr als 1000 davon gehen auf das Konto der USA.



Eine US-Mega-Atombombe verseucht das Eniwetok-Atoll im Pazifischen Ozean.

Schon immer war die eigene Regierung der größte Feind des US-amerikanischen Volkes, vor allem das Pentagon und die Geheimdienste. Seit Ende des Zweiten Weltkriegs haben US-Präsidenten über 100 Kriege in vielen Ländern der Welt angezettelt. Immer starben dabei Hunderte bis Zehntausende »Ausländer«. Aber in all diesen Kriegen kamen auch GIs ums Leben. Eigentlich, würden Fußballfans sagen. Das größte Eigentor des US-Militärs waren indes die Atombombenabwürfe im eigenen Land. Über Japan hatte die US-Regierung zwei vergleichsweise kleine Atombomben zünden lassen. Dabei kamen in Hiroshima 140 000 Menschen ums Leben, in Nagasaki 76 000. Diese beiden Bomben waren mit Sprengkräften, die 13 bzw. 20 Kilotonnen TNT-Sprengstoff entsprechen, noch relativ klein. Zwischen 1945 und 1963 explodierten allein in den Wüstenregionen des US-Bundesstaats Nevada mehr als 1000 Atombomben. Auch in anderen US-Regionen wie auf den Marshallinseln südwestlich von Hawaii und an weiteren Orten im Pazifik ließ die US-Regierung nukleare Bomben zünden, mit Sprengkräften bis zu 500 000 Kilotonnen TNT. Zu den reinen Kernspaltungsbomben kamen ab 1952 Kernfusionsbomben (Wasserstoffbomben) mit noch weitaus höherer Explosivkraft. Die reichlich unbedarften Väter all dieser Nukleartests und ihre Soldaten standen nicht selten recht nah und in Sichtweite vom Ort des Geschehens ohne jeglichen Strahlenschutz und bewunderten ihre explodierenden nuklearen »Kinder«– nicht ahnend, welche gesundheitlichen Spätschäden sie damit vorprogrammierten.

Als man schließlich merkte, was man da im eigenen Land angestellt hatte, versuchte man sich in Schadensbegrenzung. Wohin mit den Unmengen stark radioaktiven Mülls, der da offen in Nevada herumliegt? Die US-Regierung sah die Lösung in einem etwa 10 km langen Bergrücken, dem Yucca Mountain. In rund zwei

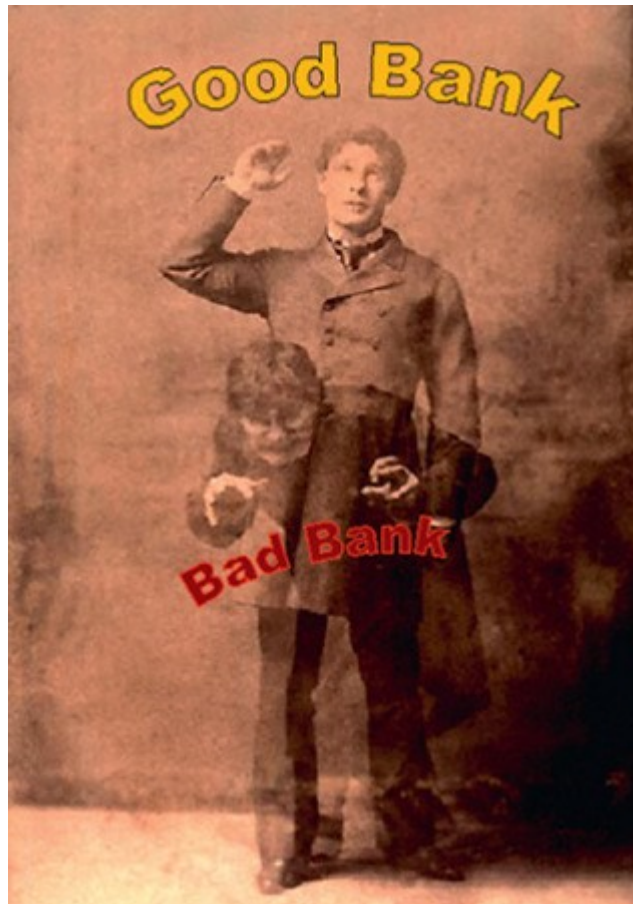
Jahrzehnte langer Arbeit schafften es Bergbauspezialisten, ihn auszuhöhlen, um Platz für über 70 000 Tonnen radioaktiver Abfälle (unter anderem auch für solche aus Kernkraftwerken) zu schaffen. Dann, 2009, kam das Aus: Geologen fanden heraus, dass das Bergmassiv genau über einem Erdbebenherd liegt. Bis heute ist das Nuklearmüllproblem ungelöst. Massive Atomkriegsschäden im eigenen Land!

Was da in den USA geschah, hatte Vorbildcharakter; denn was der große Bruder macht, kann nicht schlecht sein, zumal wenn es sich um Kriegsvorbereitungen im Maßstab eines globalen Overkills handelt. So zündete die Sowjetunion oberirdisch 718 Nuklearbomben, darunter die größte aller Zeiten auf der Halbinsel Nowaja Semlja (sie entsprach 50–58 Megatonnen TNT), Frankreich 198 und Großbritannien und China je 45. Frankreich zündete unter anderem eine Atombombe, die mit 70 Kilotonnen TNT Sprengkraft viermal so stark war wie jene von Hiroshima, rund 50 km südlich der Oasenstadt Reggane und nur 20 km vom Ort Hamoudia entfernt im Herzen Algeriens.

Seit 1963 sind atmosphärische Kernwaffenversuche zwar international verboten, aber der nukleare Rüstungswahn geht unbeirrt weiter. Allein die USA und Russland verfügen heute über ein Atomwaffenarsenal, das ausreichen würde, um rund 100 Milliarden Menschen umzubringen. Overkill nennt man diesen Wahnsinn ganz schlicht bei einer Weltbevölkerung von derzeit sieben Milliarden Menschen.

Bad Banks

Hugo Meier ist eigentlich ein naives Würstchen. Eigeninitiative ist ihm fremd, und so hat er es auch von sich aus noch nie zu etwas gebracht. Aber er hat eine anspruchsvolle Ehefrau. Die will ein eigenes Haus mit Garten und drängt Hugo, zwecks Finanzierung einen Bankkundenberater zu konsultieren. Der meint, 500000 Euro seien locker drin, wenn Herr Meier rund 30 Prozent davon als Eigenkapital nachweisen könne. Kann er aber nicht. »Macht nichts«, meint der Banker, »Sie haben doch einen alten Geräteschuppen gepachtet, in dem Sie eine kleine, aber aufstrebende Schreinerei betreiben.« »Aufstrebend würde ich das nicht nennen«, entgegnet Hugo, »mir fehlen Aufträge.« »Macht auch nichts«, kontert der Finanzberater, »dann werden wir Ihr Unternehmen erst mal sanieren. Ich denke da auch schon an einen potenten Investor. Geld muss ja zunächst noch keines fließen, aber jemand winkt damit. Und wenn das so ist, dann bewerten wir Ihre Firma neu. Der Firmenwert reicht dann als Sicherheit für den Eigenkapitalanteil Ihrer Villa.« Gesagt, getan. Frau Meier ist zufrieden. Herr Meier hat schlaflose Nächte. Aber er wohnt jetzt in einem schönen eigenen Edelbungalow. Das verleiht ein gewisses Selbstwertgefühl. »Weißt du«, hat seine Frau eine Idee, »das hat so gut geklappt. Wir bauen jetzt noch ein Mehrfamilienhaus dazu. Den Kredit bekommen wir schon irgendwie, wir können ja nachweisen, dass wir in Finanzgeschäften erfolgreich sind. Irgendein Spekulant gibt uns gegen ein kleines Zinsversprechen sicher eine Bürgschaft. Das Mehrfamilienhaus vermieten wir dann gewinnbringend.«



Good Banks und Bad Banks: Dr. Jekyll and Mister Hyde.

Lassen Sie mich das weitere Geschehen in kurzen Worten zusammenfassen: Nach einigen Jahren nannten die Meiers eine Baugesellschaft ihr Eigen, die errichtete ganze Siedlungsanlagen, erstellte Hotelneubauten auf Mittelmeerinseln und stampfte Bürohäuser aus dem Erdboden. Der kleine Bankkundenberater, der an der Wiege ihres Imperiums gestanden hatte, war in der Hierarchie seines Kreditinstituts aufgestiegen und saß jetzt als Ressort-Direktor in der Zentrale. Schließlich hatte er seiner Firma zu erheblichen Zinsgewinnen verholfen und selbst dafür hohe Boni eingestrichen. Ihm gefiel dieses Geschäftsmodell und er wiederholte es mit anderen Kunden, die freilich nicht alle von sich aus zu ihm kamen. Er warb gezielt um sie: »Brauchen Sie Geld?– Wir geben es Ihnen.«

Das Modell machte andere Bankhäuser neidisch und sie kopierten es. Schließlich fasste man alle Finanzmanipulationen dieser Art zu einem neuen Finanzprodukt zusammen und nannte es James Bonds– James, weil der Bankkundenberater Jakob hieß, und Bonds, weil es sich um gut verzinste Anleihen handelte. Die James Bonds gingen an die Börse und wurden zum Umsatzrenner.

Eines Tages aber kam das große Erwachen. Die ersten Kreditlaufzeiten gingen dem Ende zu und die Banken forderten das ausgeliehene Kapital zurück. Das konnten aber weder das Ehepaar Meier noch andere Bankkunden leisten. Sie hatten kein Geld, zumal der Großteil ihrer Mieteinnahmen als Kapitalzinsen an die Banken geflossen waren. Die Häuslebauer waren samt und sonders bankrott. Zwar hatten die Banken jahrelang Zinsen eingestrichen, doch die hatten sie großzügig unter ihre Führungskräfte verteilt. In ihren Büchern klafften jetzt milliardengroße Löcher, zumal die dubiosen Immobilienkredite beileibe nicht ihre einzigen gigantischen Fehlspekulationen waren. Den Finanzlöchern standen nur noch wertlose Schuldverschreibungen gegenüber, Lotterie-Nieten sozusagen. Die Banken sahen

sich vor dem buchhalterischen Ruin. Eigentlich waren sie nicht einmal bankrott, ihnen fehlten nur die Gelder, weitere Kredite auszugeben und Spekulationen einzugehen, und darin sahen sie schließlich ihr Geschäft. Also waren sie eher handlungsunfähig als mittellos. Und deshalb brauchten sie Geld. Sehr viel Geld.

Wie Kinder, die ihr Taschengeld verschleudert haben, ihre Eltern anbetteln, so antichambrierten die Bankdirektoren jetzt bei Väterchen Staat. In Amerika wurde dann auch ein besonders dämlicher– für die angeschlagenen Banken allerdings hilfreicher– Vorschlag gemacht: Der Staat kauft eure Schuldscheine, denn sie schaden euch ja, sie vergiften euch regelrecht. Deshalb nennen wir sie Toxic Papers. Nun kann der Staat als solcher aber keinen Finanzschrott erwerben, das wäre schließlich Betrug an den Steuerzahlern, deren Gelder er für wertlose Papiere verschwendet. Also gründet der Staat Bad Banks, die den eigentlichen schlechten Banken dazu verhelfen sollen, wieder gute Banken zu werden. Einzige Aufgabe der Bad Banks ist es, wertlose Papiere zu horrenden Preisen aufzukaufen, und dabei geht es um Unsummen. Allein zehn betroffene Banken in Deutschland könnten zusammen Schuldpapiere in Höhe von über einer Billion Euro in einer Bad Bank abladen.

Auf diese Weise aber ist der Coup auf einmal juristisch einwandfrei. Denn die verschwendeten Steuermilliarden erzielen nun angeblich einen volkswirtschaftlich wünschenswerten Gegenwert: florierende Banken. Die deutsche Bundeskanzlerin nannte diese kurzerhand »systemrelevant«. Was aber machen die Bad Banks mit den Schuldscheinen, die sie gekauft haben? Nun, sie bezahlen sie den Verkäufern aus Steuermitteln und legen sie dann zu den Akten. Vielleicht wird man sie später einmal gegen Eintrittsgebühr in einem Bad-Bank-Museum bewundern können, oder sie werden bei eBay teuer unter kauzigen Sammlern versteigert. Es lebe das Finanzgenie!

Bananenschoner

Kennen Sie den? Gehen zwei Blondinen shoppen. Nachdem sie gut ein Dutzend Boutiquen, Schuhgeschäfte und Kosmetikläden abgeklappert haben, stellen sie fest, dass ihnen langsam das Bare ausgeht. Nur ein paar Münzen sind übrig. »Lass uns dafür Bananen kaufen«, meint Blondine 1. »O.k.«, stimmt Blondine 2 zu. Für ihr Kleingeld bekommen sie drei große, feste Bananen. »Oh, toll«, freut sich Blondine 2, »da bleibt uns sogar noch eine zum Essen übrig.«

Nun gilt es natürlich, die schönen, festfleischigen Bananen unbeschadet nach Hause zu bringen, denn sie sollen in den prall gefüllten Einkaufstaschen schließlich nicht matschig werden. Genau in solchen Fällen hilft eine geniale Erfindung: der Banana Bunker. Wie ein Ganzkörperkondom passt er sich mühelos jeder Banane an. Im Gegensatz zu europäischen Gurken, deren maximale Krümmung die zentrale Administration in Brüssel gesetzlich festgelegt hat, gibt es für Bananen (noch?) keine entsprechende Norm– sie können die unterschiedlichsten Krümmungsgrade aufweisen. Kein Problem für den Bananenschoner, denn sein einfallsreicher Konstrukteur hat in der Mitte des Bananenfutterals einen Faltenbalg eingefügt, der sich biegen lässt. Zugleich kann man ihn aber auch dehnen und damit der Bananenlänge anpassen. Einfach genial!



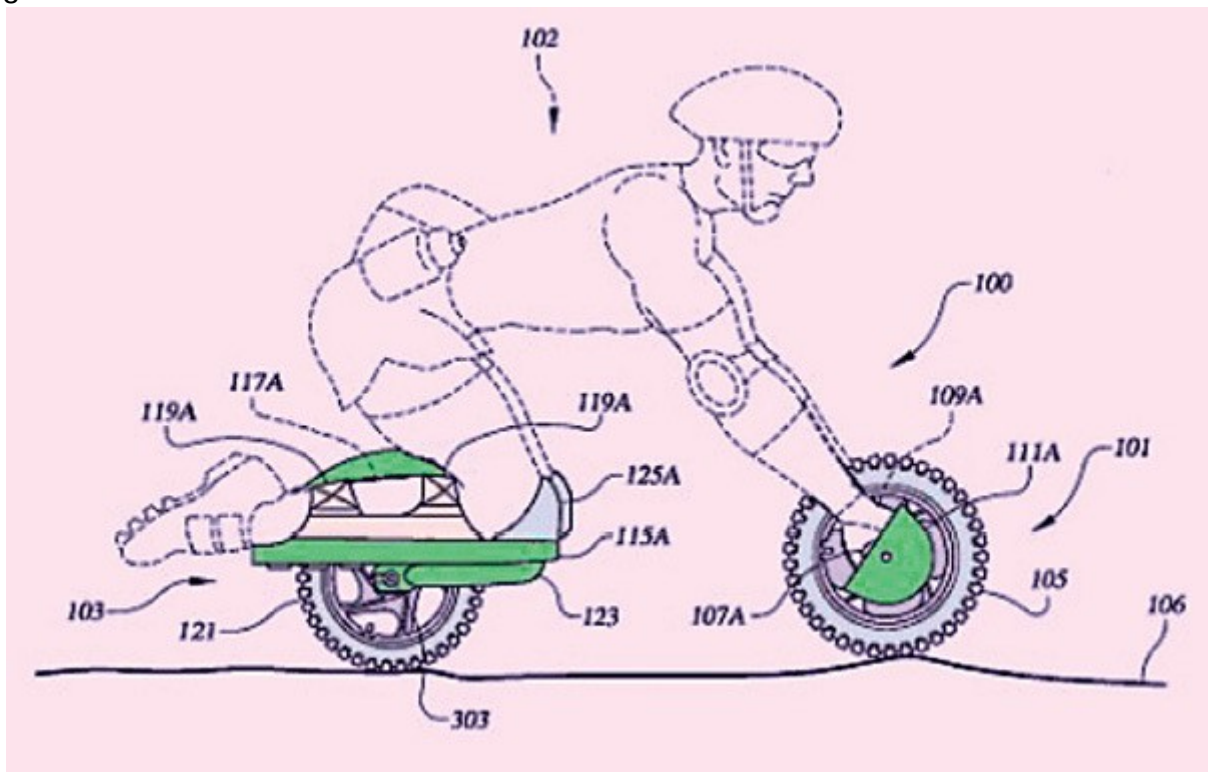
Banana Bunker sind Ganzkörperkondome für Südfrüchte.

Nun haben die beiden Blondinen allerdings ja nicht nur eine Banane erworben, sondern deren drei. Auch kein Problem: Dann brauchen sie eben drei Banana Bunker. Kauft allerdings eine Hausfrau im Supermarkt eine ganze Handvoll Bananen, sagen wir mit zehn einzelnen Früchten, dann werden schon zehn Bananenetuis nötig. Man stelle sich den Stau an der Supermarktkasse vor, wenn die Kundin das tropische Obst Stück für Stück transportsicher verstaut. Aber es kann ein schönes buntes Bild sein, denn die Bunker gibt es in verschiedenen bonbonfarbigen Tönen.

Be the Bike

Wenn ein menschlicher Organismus etwa in Krisenzeiten gnadenlos unterversorgt wird, baut er sukzessive ab. Er verliert an Substanz, aber nicht gleichmäßig, sondern wohl organisiert: Zuerst verliert er Fettgewebe, dann, wenn kaum noch solches vorhanden ist, schwinden jene Muskeln, die für die Bewegung erforderlich sind. Auch der Herzmuskel wird etwas kleiner, denn er leistet nun weniger. Die Knochen ändern ihre Zusammensetzung, sie werden spröde. Und erst ganz zuletzt bauen auch die lebenswichtigen Organe ab, genau ihrer funktionellen Bedeutung nach.

Übertragen wir nun einmal diesen genialen Reduktionsmechanismus der Natur auf ein technisches Gerät, sagen wir ein Fahrrad. Sofort stellt sich die Frage: Worauf kann man am ehesten verzichten? Zunächst einmal auf alle für die Fortbewegung selbst und für die Sicherheit unerheblichen Bauteile, also Schutzbleche, Gepäckträger, Beleuchtungsanlage, Kettenschutz und Klingel. Danach kommen jene Teile dran, die der reinen Bequemlichkeit des Fahrers dienen, in erster Linie der Sattel und die Lenkstange nebst Radgabel. Schließlich kann der Radler das Vorderrad ja irgendwie direkt an der Achse fassen und in die Kurve drehen. Des Weiteren lässt sich auf jene Strukturelemente verzichten, die der Fahrer funktionell durch seine eigenen Körperteile ersetzen kann. Sofort bietet sich da der Trapezrahmen an. Ihn kann das Trapez aus Oberschenkeln, Rumpf und Armen des Menschen substituieren. Weil am Rahmen aber auch die Tretkurbel nebst Pedalen befestigt ist, fällt diese ganz von selbst mit fort, und mit ihr zugleich Kette und das vordere wie auch das hintere Kettenzahnrad. Das ist erst einmal unschön, denn damit ist auch der fahrradübliche Antrieb futsch, doch darüber kann man später noch grübeln.



Richtiger Fahrspaß wird mit diesem Gerät wohl eher nicht aufkommen, aber patentiert wurde es in den USA dennoch.

Zunächst einmal haben wir jetzt das Gefährt auf das Wesentliche reduziert: die beiden Räder. Die gilt es nun irgendwie mit dem menschlichen Körper zu verbinden.

Das Vorderrad macht dabei keine größeren Probleme. Die Radachse wird einfach nach beiden Seiten etwas verlängert und drehbar in Hülzen gelagert, die der Fahrer unmittelbar mit eisernem Griff festhalten kann. Das kommt dem schon beim Verzicht auf Lenker und Gabel gehegten Gedanken entgegen. Allerdings bietet sich hier die zusätzliche Montage eines Handschutzes vor Verletzungen an. Der Aufwand hierfür ist minimal.

Bleibt das Hinterrad. Weil ein normaler Mensch dessen Achse nicht unmittelbar mit den Füßen greifen kann (auch, weil die Beine länger sind als die Arme und deshalb die Fahrhaltung etwas unbequem wäre), muss leider eine kleine Zusatzkonstruktion her. Doch die lässt sich denkbar einfach gestalten. Auf die verlängerten, in Hülzen gelagerten Radachsen werden einfach beidseits des Rades horizontale Brettchen montiert, auf denen dann die Unterschenkel des Fahrers festgeschnallt werden. Ja, und dann kommt schließlich noch eine Art Schutzblech über das Hinterrad, damit der Popo nicht unmittelbar am rotierenden Reifen scheuert. Fertig ist das aufs Wesentliche reduzierte Konstrukt. Doch halt, wenn es rasant dahinrollt, wie soll man es dann im Gefahrenfall noch bremsen? Ganz einfach: Man kneift lediglich die Beine fest zusammen und quetscht damit das elastische Schutzblech gegen das Hinterrad.

Und der Antrieb? Wozu hat Newton eigentlich die Gravitationskraft erfunden? Die lässt sich hier vorzüglich nutzen. Den kleinen Nachteil, dass das Gefährt nur bergab rollen kann, muss man halt in Kauf nehmen. Das Ganze kommt Ihnen irgendwie dämlich vor? Den US-Patentbehörden offenbar nicht, denn sie akzeptierten diesen großartigen technischen Wurf als patentfähige Erfindung. »Be the Bike« nennt sein geistiger Vater das durchaus sportliche Gerät: »Sei Fahrrad!«

Begrüßungs- und Ausreisezentren

Der Frankfurter Germanist Professor Horst Dieter Schlosser löst im Jahresrhythmus wieder und wieder heftige Diskussionen und gelegentlich sogar massiven Streit aus, wenn er und eine von ihm geleitete Jury das Unwort des Jahres kürt. 2004 war es Humankapital. Schlosser rügte an diesem Begriff, dass Menschen »nur noch (auf) ökonomisch interessante Größen« reduziert würden. Prompt musste er sich von den Betriebswirten beschimpfen lassen, er und seine Jury seien die »Totengräber der deutschen Volkswirtschaft«. Er hatte da offenbar einen empfindlichen Nerv getroffen. Aber der Professor nahm es mit Gelassenheit: »Ich werde mir diesen Titel auf meine Visitenkarten drucken lassen.«

Ja, auch Neuschöpfungen von Begriffen können mitunter recht dümmlich und bewusst verharmlosend sein. So zum Beispiel die Kunstwörter Begrüßungszentrum und Ausreisezentrum, weil sie in nachgerade lächerlicher Peinlichkeit üble Missstände kaschieren sollen. So ist es denn auch kein Wunder, dass solche beschönigenden Umschreibungen oft dem Vokabular von Politikern entspringen. Die Bezeichnung Begrüßungszentrum für human und sozial völlig unzumutbare Auffanglager meist afrikanischer Flüchtlinge in der Bundesrepublik soll von dem Juristen und Politiker Otto Schily geprägt worden sein. Sie landete auf Platz zwei der Unwörter des Jahres 2004. Schily war das peinlich, und er ging in die Offensive, indem er Professor Schlosser und seiner Jury eine Strafe von 200000 Euro androhte, wenn diese weiterhin behaupteten, Schily habe den Begriff anlässlich eines Treffens der europäischen Innenminister im Oktober 2004 in Scheveningen gebraucht. Die Jury wörtlich: »Unter dem Druck solcher Argumente ziehen wir die Quellenangabe für das zweitplatzierte Unwort ›Begrüßungszentrum‹ zurück.«



Doppeldeutig ist das Bild eines deutschen Flüchtlingslagers aus dem Video Holiday Camp: Werden unsere ausländischen Gäste hier gerade begrüßt, oder möchten sie gerade wieder ausreisen?

Wie dem auch sei, das Wort war auf jeden Fall nicht nur eine der dämlichsten, sondern vor allem auch zynischsten Neuschöpfungen, die sich ein Politiker hat einfallen lassen. Und es machte sogar bald Schule. Wenig später hießen denn auch die nicht weniger menschenunwürdigen Abschiebelager plötzlich Ausreisezentren. Angesichts solcher Zustände und Vertuschungsabsichten spricht Cornelia Gunßer vom Flüchtlingsrat Hamburg gar von einem »europäischen Krieg gegen die Flüchtlinge«. Erst seit 2012 beginnen einige Landesväter sich dem Druck der nur in Teilen empörten, aber häufig immer noch viel zu desinteressierten Öffentlichkeit zu

beugen und fordern humanere Unterbringungsarten für Flüchtlinge. Bis dahin ist es noch ein langer Weg, der sicher einige Verschleierungstaktiken nicht nur auf verbaler Ebene aufweisen wird.

Binäruhr

Computer sind dumm. Sie können nur bis eins zählen, fangen dabei allerdings schon bei null an: 0– 1. Ende, aus, fertig. Allerdings kann man mit einer Zahlenfolge aus lauter Nullen und Einsen bekanntlich auch jede andere Zahl darstellen. Binärzahlen nennt man solche Folgen. 1– 0– 0– 1– 0– 1 zum Beispiel steht für 37. Man liest Binärzahlen von rechts nach links. Die erste Stelle steht für 1, die zweite für 2, die dritte für 4, die vierte für 8 usw. Jede Stelle repräsentiert also den doppelten Wert der rechts neben ihr stehenden. Im Beispiel findet man also eine 1, keine 2, eine 4, keine 8, keine 16 und eine 32. Addiert man alle Werte, ergibt dies eben 37.

So weit, so klar. Wie gesagt, man *kann* jede Zahl so darstellen. Aber *muss* man das auch? Offenbar folgte der Erfinder der Binäruhr diesem inneren Zwang. Stellen Sie sich einmal vor, wie 11:19 Uhr in Binärzahlen aussieht. Wir brauchen zwei Zahlenfolgen, eine für die 11 und eine für die 19. 11 lautet als Binärzahl 1– 0– 1– 1, 19 schreibt sich als 0– 1– 0– 0– 1– 1. Die erste Folge ist vierstellig, denn mit vierstelligen Binärzahlen kann man bis 15 zählen, und das reicht dicke, um die Stunden (1 bis 12) darzustellen. Die zweite Folge ist dagegen sechsstellig, sie reicht also bis 63 und deckt die 60 Minuten einer Stunde ab. So einfach ist das.



Nur dem mathematisch Versierten sagt ein flüchtiger Blick: Es ist 17:19 Uhr.

Jetzt brauchen Sie nur noch eine elegante Uhr an Ihrem Handgelenk, deren Display Nullen und Einsen anzeigt. Das geht mühelos mit kleinen LED-Lämpchen. Entweder sie leuchten (1) oder sie leuchten nicht (0). Und schon haben Sie den idealen Zeitmesser.

Stellen Sie sich einmal vor, auf der Straße fragt Sie jemand nach der Uhrzeit. Nun kann es peinlich werden. Sie schauen auf Ihr Handgelenk und beginnen zu rechnen. Unter dem Stress des Leistungsdrucks kann es eine Weile dauern, bis Sie Auskunft geben können, eine Zeitspanne, während der sich der Frager fragt, ob Sie denn noch nicht gelernt haben, eine Uhr zu lesen. Es geht aber auch eleganter: Halten Sie

einfach dem Passanten Ihre Uhr vor die Nase mit den Worten: »Ich habe gerade keine Lesebrille zur Hand.« Nach zwei bis drei Sekunden ziehen Sie Ihren Arm wieder ein, nicken freundlich und gehen weiter. Das macht großen Eindruck!

Body Suspension

Man nennt sie die neuen Primitiven, Menschen der Wirtschafts- und Technogenerationen, denen ihr Kulturkreis zum Hals heraushängt und die ihr Heil in der Imitation von Kultritualen alter Stammesvölker suchen. Sie imitieren Indianer und Indios, schwarzafrikanische Urwaldstämme, australische Aborigines oder Hindu-Asketen. Zu ihren ausgefallensten Techniken gehören die sogenannten Body Modifications. Dazu zählen Tätowierungen, Piercing (→[Extreme Piercing](#)) und nicht zuletzt Body Suspension, das Aufhängen an so etwas Ähnlichem wie sterilisierten Fleischerhaken. Diese Technik ist alt und scheint viel emotionalen Gewinn zu vermitteln. Sonst hätten sie nicht verschiedene Kulturen unabhängig voneinander erfunden. Die neuen Primitiven sehen ihre diesbezüglichen Vorbilder im Sonnentanz der Lakota und anderer nordamerikanischer Indianerstämme. Aber auch bei Hindu-Asketen ist Body Suspension seit Jahrhunderten beliebt.

Wer sieht, wie sich Menschen freiwillig Haken– meist sind es heute Sonderanfertigungen aus Edelstahl oder modifizierte Angelhaken aus der Hochseefischerei– durch die Haut bohren und sich dann daran aufhängen lassen, fragt sich natürlich: »Warum in aller Welt macht jemand so etwas? Das tut doch weh!« Die Antworten sind unterschiedlich. Da gibt es Zeitgenossen, die an Schmerzen Freude haben oder wie manche Extremsportler ganz einfach die Grenzen ihrer körperlichen Belastbarkeit austesten wollen. Andere sind auf einen Adrenalinkick erpicht. Und wieder andere fallen bei dem eigenwilligen Prozedere angeblich in eine Art meditativer Trance, die ihnen zur Bewusstseinsweiterung verhilft. Das Wissen darum, an Haken aufgehängt zu sein, geht in der Tat über alltägliche Bewusstseinszustände hinaus. Wie viele Menschen können sich schon dieser elitären Erfahrung rühmen?



Einen Superman mag man sich anders vorstellen. Aber hier hängt einer an acht Haken.
Die Indianerstämme, die erleben, wie der weiße Mann ihr religiöses Ritual für eine

recht zweifelhafte Art von Lustgewinn plagiiert, sehen darin allerdings Blasphemie. Nun ja, jedem das Seine, könnte man argumentieren. Unklug ist das Hakenhängen aber schon deshalb, weil es neben Schmerzen eine ganze Reihe unschöner Risiken mit sich bringt. Die nicht gerade unerheblich tiefen Verletzungen können sich infizieren, und beim Hängen selbst sind Kreislaufprobleme, die bis zur Bewusstlosigkeit führen können, nicht selten. Nach der Hängung kommt es häufig zu langwierigen Rückenproblemen. Gelegentlich aber reißen sogar die Haken aus, schwere Verletzungen und später lange, hässliche Narben sind die Folge. Erstaunlich ist die schier unermessliche kreative Fantasie, welche die Jünger der Body Suspension aufbringen. Sie haben ein ganzes Arsenal verschiedener Positionen erfunden:

Die *Suicide Suspension* (Selbstmord-Aufhängung) ist die wohl einfachste Variante. Vier bis sechs Haken werden im Bereich der Schulterblätter platziert, an denen der Selbstmordmime dann hochgezogen wird. Meist hängen seine Arme dabei schlaff herunter, werden sie allerdings an zusätzlichen Haken in die Horizontale gezogen, heißt das Ganze *Crucification* (Kreuzigung).

Unangenehmer ist die *Chest Suspension*, bei der die Haken statt durch den oberen Rücken durch den oberen Brustbereich gebohrt werden. Kopf und Arme hängen dabei herab, und weil sich der Brustkorb in dieser Position nur noch sehr eingeschränkt bewegen kann, kommt es nicht selten zu Atemnot.

Bei der *Knee Suspension* wird die Person, wie schon der Name sagt, mit jeweils zwei bis drei Haken im Kniebereich aufgehängt. Der ganze Körper und auch die Unterschenkel hängen herab und das Blut schießt dabei in den Kopf.

Hängt man jemanden mit zahlreichen Haken im Rückenbereich, am Gesäß und an den Waden horizontal auf, spricht der Experte von *Superman Suspension* (auch, wenn es sich um eine Superfrau handelt).

Eine weitere Form des horizontalen Aufhängens ist die *Coma Suspension*. Hierbei werden die Haken durch Brust, Bauch, Oberschenkel und manchmal auch zusätzlich durch die Unterschenkel getrieben. Der Anblick ist recht gewöhnungsbedürftig, weil die Haut im Brust- und Bauchbereich besonders dehnbar ist.

Verwandt mit der Coma Suspension ist die *Resurrection Suspension* (Auferstehungs-Aufhängung), deren Bezeichnung leicht irreführend ist, denn die Haken werden dabei lediglich im Brust- und Bauchbereich platziert und sowohl Beine wie Arme und Kopf hängen schlaff herab wie bei einer Leiche, die die Totenstarre schon hinter sich hat.

Botulinumtoxin

1817 beschrieb der schwäbische Arzt und Dichter Justinus Kerner eine bis dahin in ihrem Wesen unbekannte Krankheit: Botulismus. Diese Bezeichnung prägten zwar erst 49 Jahre später zwei Mediziner namens Müller und Rupprecht, aber Kerner erkannte als Krankheitsursache ein Gift, das er als Fettgift bezeichnete und dessen Wirkmechanismus er erforschte. Die Substanz, die gelegentlich in meist fetten Lebensmitteln vorkommt, lähmt die Nerven und damit zugleich die von ihnen gesteuerten Muskeln. Heute wissen wir, dass es von einem Bazillus erzeugt wird, dem ein Niederländer den Namen *Bacillus botulinus* gab. Das Botulinumgift gilt derzeit als eines der stärksten Gifte überhaupt. Tierversuche haben gezeigt, dass 0,1 Nanogramm (0,000.000.000.1g) dieser Substanz, einer Maus unter die Haut gespritzt, das Tierchen tötet. Pro Kilogramm Körpersubstanz entspricht das 4 Nanogramm. Geht man davon aus, dass die Nervenzellen des Menschen denen der Maus sehr ähnlich sind, dann bedeutet das, dass man einen 75 Kilogramm schweren Menschen mit 0,3 Mikrogramm (0,000.000.3 g) Botulinumtoxin, subkutan (ins tiefere Hautgewebe) gespritzt, umbringen kann. Bei intravenöser Zufuhr (also direkt in die Vene) würde knapp ein Tausendstel der Dosis genügen. Und selbst eingeatmet ist das Gift bei einer Menge von rund 0,25 Mikrogramm letal.



Nancy Pelosi, ehemalige Sprecherin des US-Repräsentantenhauses, wird oft als Botox Queen bezeichnet.

Heute werden in Deutschland jährlich 20 bis 30 Fälle von Botulismus bekannt, von denen die Medizin aber bei sofortiger Gabe eines Gegengiftes glücklicherweise die meisten heilen kann. Nur ein bis zwei Fälle pro Jahr enden mit dem Tode. Und der ist qualvoll. Zuerst sind meist die Augen betroffen: Der Patient sieht verschwommene Doppelbilder, die Pupillen sind erweitert und die Lider fallen immer wieder zu. Dann

kündigt Mundtrockenheit an, dass als Nächstes der Mundraum seine Funktionen verliert: Lippen, Zunge und Gaumen, schließlich auch der Kehlkopf werden taub und sind gelähmt. Es kommt zu Sprach- und Schluckstörungen. Vom Kopf aus breitet sich die Krankheit aus. Muskeln erschlaffen und führen schließlich zu Lähmungen von Herz oder Lunge: Der Patient erstickt oder stirbt an Herzversagen.

Schon früh hatten Ärzte erkannt, dass man Botulinumtoxin– in extremst geringen Dosen– bei bestimmten Krankheiten, die auf Muskelverspannungen beruhen (zum Beispiel Schielen, Spannungskopfschmerz oder Speiseröhrenverengung), als Therapeutikum einsetzen kann.

Dann aber, 1992, kamen die US-amerikanischen Mediziner Jean und Alastair Carruthers auf die brillante Idee, dass man mit dem gefährlichen Nervengift auch gut Geld verdienen kann, wenn man nicht mehr ganz taufrischen Frauen und (mittlerweile auch) Männern, die mit dem Altern Probleme haben, das Zeug unter die Gesichtshaut spritzt. Eine reichlich dämliche Idee, tut das Botulinumtoxin dort doch genau das, was es überall macht, wo es lokal in den Körper gelangt: Es legt die Reizleitung in den Nerven lahm. Sie möchten lächeln, können es aber nicht, weil Ihre Gesichtsmuskeln den Befehl vom Gehirn nicht erhalten: Leitung gestört! Sie möchten jemandem zublinzeln. Doch auch das geht ebenso wenig wie ein Stirnrunzeln. Sie spüren die Gesichtslähmung sogar: Es bizzelt in der Haut, als gäbe es einen Kurzschluss in allen Gesichtsnerven. Dafür können Sie aber stolz darauf sein, dass Ihr Antlitz jetzt so glatt ist wie ein Kinderpopo; weil Sie keine Mimik mehr haben, bilden sich auch keine Lach- oder Stirnfalten mehr. Dafür bemerkt man aber die Muskeler schlaffungen. Es kann schon mal vorkommen, dass ein Augenlid müde herabhängt oder sich Hämatome um die Augen bilden. Und weil Ihre Mimik zumindest sehr stark eingeschränkt ist, wirkt Ihr Gesicht so ausdruckslos wie das eines Models oder Bodybuilders bei der Vorführung von Dessous und Muskeln. Aber während dieses Maskenhafte auf Laufsteg und Bühne zumindest gewollt ist, wirkt es bei einer Geschäftsverhandlung oder auf einer Party, bei einer Abendgesellschaft oder gar beim Sex verwirrend und scheinbar teilnahmslos.

Sagte ich gerade *scheinbar* teilnahmslos? Das trifft nicht ganz zu; denn wie Neurologen herausgefunden haben, gibt es eine fatale Rückkopplung zwischen fehlender Mimik und dem Gehirn, das bei jeder Körperbewegung eine Meldung »Befehl ausgeführt« von Muskeln und Nerven erwartet. Bei Botulinumlähmung kommt die aber nicht. Nach dieser Enttäuschung schränken die gefühlsverarbeitenden Gehirnregionen ihre Aktivitäten ein. Wahrscheinlich denken sie sich: »Das bringt ja doch nichts.« Das wiederum wirkt sich emotional so aus, dass die Dame (oder auch der Beau) mit dem botoxunterspritzten Gesicht die eigenen Emotionen nicht mehr richtig einschätzen kann. Das verkörperte Gefühl (embodied emotion), wie der Psychologe das nennt, geht ein gutes Stück weit verloren.

Ja, und schließlich besteht da noch das Risiko der Nebenwirkungen– wie Trockenheit im Mund oder dauerhafte Kopfschmerzen – nach einer Botox-Injektion. Botox ist ein Markenname, der sich aus Bo (für Botulinum) und tox (für Toxin, also Gift) zusammensetzt. Auf dem lukrativen Markt tummeln sich heute aber mehrere Hersteller, die Botulinumtoxin auch unter anderen Bezeichnungen anbieten. Wer gerne einen ebenso falten- wie ausdruckslosen Kinderpopo im Gesicht haben möchte, weil er das schön findet, dem sei das natürlich gegönnt. Doch wenn die krankhafte Nervenlähmung nach einigen Monaten abgeklungen ist, muss die Giftinjektion wiederholt werden. Und wenn ein nicht sehr erfahrener Arzt das macht (illegalerweise kann das auch ein Zahnarzt sein, der sich ein Zubrot verdienen will), dann kann das Ergebnis der Schönheitsbehandlung sogar richtig unschön sein.

Bovis-Einheit

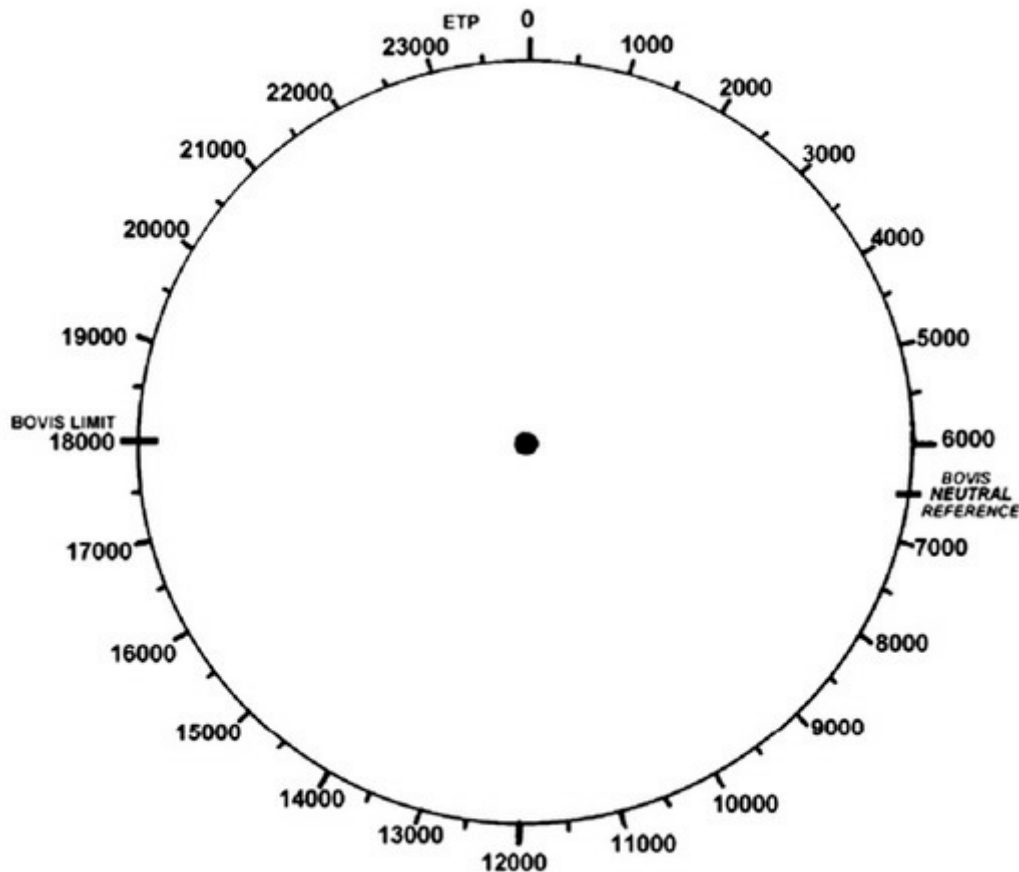
Der Sommer 2012 war in den Vereinigten Staaten so heiß und trocken wie seit Langem nicht mehr. Große Maisfelder verdorrten, und in ländlichen Gegenden kam es immer wieder zu Problemen mit der Wasserversorgung für das Vieh. Neue Brunnen mussten gebohrt oder gegraben werden. Aber wo? Das war die große Zeit der Rutengänger oder Dowser, wie sie in den USA heißen. Sie erlebten einen Auftragsboom. Was ist dran am Wasserfinden mit der Wünschelrute oder anderen sogenannten radiästhetischen Hilfsmitteln?

In Mitteleuropa lässt sich dazu nur schwer etwas sagen, denn hier ist die Trefferquote der Rutengänger schon deshalb sehr hoch, weil es kaum möglich ist, einen x-beliebigen Ort zu finden, an dem man bei Bohrungen nicht auf Wasser stoßen würde. In Wüstenregionen sieht es allerdings schon ganz anders aus. Dass auch hier Rutengänger oft einen Volltreffer landen, veranlasst immerhin Großfirmen wie Siemens vor der Errichtung von Industrieanlagen, die Dienste der Radiästhesisten in Anspruch zu nehmen oder sie gar fest anzustellen.

Wissenschaftliche Tests allerdings haben ergeben, dass Rutengänger oder auch Pendler nicht in der Lage sind, unterirdische Wasserläufe mit mehr als statistischer Wahrscheinlichkeit zu orten, zumindest dann nicht, wenn diese zuvor eigens für Testzwecke verlegt worden sind, etwa in Gestalt von Kunststoffwasserrohren. Eine der letzten dieser Studien wurde 2004 drei Tage lang in Kassel durchgeführt. Hier machte man es den Rutengängern besonders leicht: In nur 50 Zentimeter Tiefe wurden Rohrleitungen vergraben und deren Verlauf an der Erdoberfläche mit Fähnchen gekennzeichnet, es sollte lediglich festgestellt werden, ob durch das jeweilige Rohr gerade Wasser fließt oder nicht. Alle 30 beteiligten Rutengänger hielten diesen Test für fair und sagten – jeder für sich – Trefferquoten von 100 Prozent voraus. Das Ergebnis war ernüchternd. Ihr Erfolg war nicht höher als statistisch zu erwarten war.

Nun könnte man allerdings ins Feld führen, dass es dennoch erfolgreiche Radiästhesisten geben könne, dann nämlich, wenn diese gar nicht auf irgendwelche geheimnisvollen Emanationen des Wassers ansprechen, sondern unbewusst aufgenommene Signale aus der Natur auswerten würden. Menschen, die lange in der Wildnis leben, dürften durchaus derartige Fähigkeiten entwickeln. Solche Signale können etwa geringe Bodenverfärbungen, feinste lokale Veränderungen im Pflanzenwuchs, gehäuftes Vorkommen von Bodeninsekten, Körnigkeit oder Verbackungen des Erdreichs usw. sein, die sich alle gemeinsam zu dem gefühlten Eindruck verdichten: An einem Ort wie diesem muss es unterirdisch Wasser geben. Wenn dem so wäre, was würde dann den oft starken Rutenausschlag bewirken?

Die Wissenschaft hat dafür eine Erklärung: den Carpenter-Effekt. 1852 beschrieb ihn erstmals der britische Arzt und Naturforscher William Benjamin Carpenter. Er hatte festgestellt, dass allein die Vorstellung einer bestimmten Bewegung Muskelströme auslöst, die dazu führen, die entsprechende Muskulatur minimal zu bewegen. Diese für den Menschen selbst nicht wahrnehmbaren Mikrobewegungen genügen allerdings, um ein labiles Gleichgewicht, wie die unter erheblicher Spannung stehende Wünschelrute, zum Kippen zu bringen, sie schlägt aus. Äußere physikalische Kräfte sind dann nicht erforderlich.



Eine kreisförmige Skala ist alles: Sie gilt Radiästheten als Messinstrument!

Dieser Erklärung schließt sich die Mehrzahl der Rutengänger aber keineswegs an, denn sie sind von der Objektivität ihrer Methode überzeugt. Der Carpenter-Effekt dagegen stelle ein rein subjektives Phänomen dar. Zur wissenschaftlichen Begründung ihrer Arbeit bedienen sich die Radiästhesisten dagegen seit eh und je einer Scheinwissenschaftlichkeit und physikalisch klingender Begriffe wie Energie, Strahlung oder Partikelstrom. Weil sich diese angeblichen Größen aber physikalisch nicht nachweisen, geschweige denn messen lassen, werden sie oft als »feinstofflich«, »mental« oder als »Fernwirkungen« umschrieben. Tatsache ist, derartige physikalische Größen gibt es nicht. Und genau hier kommt eine dämliche Erfindung ins Spiel: die Bovis-Skala. Wer behauptet, etwas messen zu können, braucht vor allem auch eine Skala für die zu messende Größe. Und die schuf in diesem Fall ein französischer Radiästhesist und Kesselschmied namens Bovis, dessen Vorname Anton, Antoine, Alfred oder André war und der aus Nizza stammte. Er behauptete, die feinstoffliche Energie beziehungsweise Lebensenergie exakt messen und in Einheiten seiner Bovis-Skala angeben zu können. Die definierte er in Ångström. Nun ist Ångström in der Physik als Längenangabe bekannt ($1 \text{ Å} = 10^{-10} \text{ m}$). Das irritiert natürlich, denn Bovis verwendete diese Einheit zur Messung von Energien, nicht von Längen. Er behauptete allerdings, es handle sich dabei um die Wellenlängen der gemessenen Energiestrahlung. Das aber macht nun gar keinen Sinn. Denn nach Bovis ist eine feinstoffliche Energie umso größer, je höher der gemessene Bovis-Wert in Ångström ist. In der Physik verhält es sich indes genau umgekehrt: Wellen sind umso energiereicher, je kürzer ihre Wellenlängen sind.



Dieser Rutengänger stammt aus einem französischen Buch über Aberglaube aus dem 17. Jahrhundert.

Besonders borniert ist schließlich auch das Messverfahren selbst. Es gibt zwar eine Skala, aber kein eigentliches Messinstrument. Ergo nennen die Radiästhesisten die bloße kreisförmige Skala Bovismeter. Ein Zeiger fehlt. Er wird durch die Intuition des Rutengängers ersetzt, der sich die Skala einfach vorstellt und dann je nach Gefühl und/oder Stärke des Rutenausschlags behauptet, die von mir festgestellte Energie beträgt z.B. 11000 Bovis. Natürlich wirkt dieses Verfahren etwas willkürlich, wenn nicht gar armselig. Also verfeinerten es die Experten: Während der Rutengänger mutet, zählt eine Hilfskraft laut oder leise in Hunderterschritten von 0 bis 24000. Irgendwann ruft der Rutengänger: »Stopp«, und die Zahl ist ermittelt– sie gilt als zuverlässiger Messwert. Honi soit qui mal y pense (ein Schelm, wer Böses dabei denkt).

Branding und Scarifikation

Die Eingeborenen der Insel Neuguinea erzählen sich eine merkwürdige Legende. Sie besagt, dass jeder Mensch nach seinem Tod von einem großen Vogel zunächst in den Norden auf eine geheimnisvolle Insel getragen wird. Dort begegnet der Verstorbene einem alten Weib mit einem Raubvogelschnabel, mit dem sie alle Tätowierungen, die sie auf dem Körper des Toten findet, wegpickt. Erst danach darf der Tote weiterreisen, nach Westen, ins eigentliche Jenseitsreich. Unangenehm wird es allerdings, wenn die Alte keine Tätowierungen findet. Dann nämlich pickt sie dem Verstorbenen die Augen aus, und er kann später im Jenseits nichts mehr sehen.

Nun ist diese Legende beileibe nicht nur ein Kindermärchen, sondern eine Art Glaubenslehre, die in der lokalen Naturreligion verwurzelt ist. Kein Wunder, dass sich die meisten Stammesmitglieder tätowieren lassen. Man kann ja nie wissen.

Aber nicht nur auf Neuguinea ist das Tätowieren weit verbreitet. In Nordchile zum Beispiel künden 7000 Jahre alte, an Händen und Füßen tätowierte Mumien ebenso davon wie die Südtiroler Gletschermumie Ötzi, der vor 5000 Jahren lebte. Ein regelrechtes Zentrum des Tätowierens lag wohl im frühen südwestlichen Asien, von wo aus diese Körperkunst einerseits nach Ägypten und weiter über Polynesien und Australien bis Süd- und Nordamerika ausstrahlte, andererseits nach Norden in den Kaukasus, in die russischen Steppen und bis nach Japan.

Dabei fällt auf, dass es meist relativ hellhäutige Menschen waren, die sich tätowieren ließen. Das allerdings erstaunt nicht weiter, denn auf dunkler Haut erkennt man die mit Nadeln eingestochenen Farbpigmente schlechter. So entwickelte sich denn in Schwarzafrika eine andere Technik: Narben statt Tattoos. Die primären Wunden wurden meist mit scharfen Werkzeugen beigebracht und dann auf verschiedene Weise am schnellen Heilen gehindert. So infizierte man die offenen Verletzungen nicht selten mit Erde oder rieb Asche tief in sie hinein, was dann zu besonders stark wucherndem Narbengewebe führte. Man kann das Ritual nicht gerade als sinnvoll bezeichnen– aber das haben wohl viele Rituale gemeinsam.

Parallel zu der absichtlichen Erzeugung auffälliger Narben durch tiefe Hautverletzungen entwickelte sich eine andere Technik der Narbenbildung, diesmal aber nicht beim Menschen, sondern beim Tier. Diese Praxis reicht bis ins alte Ägypten zurück, als Nomaden begannen, Eigentumsrechte an ihrem Vieh durch gut sichtbare Brandnarben zu markieren. Im alten Rom verband man dieses im Grunde rein juristische Markieren mit magischem Denken. Als Brandmale wurden nunmehr magische Zeichen gesetzt, welche die Tiere zugleich vor dem bösen Blick und anderen negativen spirituellen Einflüssen schützen sollten. Um die geometrischen Symbole nicht bei jedem Tier von Neuem mit glühend heißen Metallstiften in die Haut brennen zu müssen, fertigte man metallene Stempel an, die, im Feuer erhitzt, meist auf die Kruppe oder die Ohren der Tiere gepresst wurden. Diese Technik findet noch heute, besonders in großen Weidegebieten wie den Great Plains, den großen Ebenen in den USA, oder in Australien statt.

Im Dritten Reich, als Hitlers Schergen Menschen wie Vieh behandelten, markierte man auch KZ-Insassen mit gestempelten Brandmalen. Diesmal waren es Zahlen.

Heute hat die vom westlichen Kulturkreis geprägte Welt das Brandmalen, generell als Branding bezeichnet, umfunktioniert. Sie hat eine Art Freizeitspaß für Menschen erfunden, die sich ihren eigenen Körper mit oft reichlich sinnlosen Narben verunstalten lassen. Psychologen finden verschiedene Motivationen für dieses logisch gesehen recht unsinnige Verhalten. Da ist einmal der Schmerz beim Einbrennen. Er kann als so etwas wie ein Initiationsritual verstanden werden: »Boah ey, bin ich krass, dass ich das aushalte!« Er kann aber auch– wie etwa das bei

orientierungslosen Jugendlichen heute recht verbreitete Ritzen– ein Verzweiflungszeichen sein: »So merke ich wenigstens, dass ich lebe.« Nachdem der einstige kultisch-religiöse oder magische tiefere Sinn, den die Narbenzeichen bei Stammesvölkern hatten, heute nicht mehr gefühlt, geschweige denn gelebt wird, tritt hier ein psychisches Vakuum auf, das gefüllt werden will. Das geschieht dann oft durch ein recht vordergründiges, meist einer spontanen Laune entsprungenes Motiv. An sich sinnlose ornamentale Ziernarben sind dabei noch das geringste Übel. Aber wer will schon ernsthaft ein Leben lang mit einer 15 x 20 cm großen Narbenlandschaft in Gestalt einer verschwommenen Hand an seiner Lende herumlaufen oder mit der formatfüllenden vernarbten Euler'schen Identität, einer zugegeben mathematisch höchst interessanten Gleichung, auf dem Rücken im Strandbad Furore machen? Das kann man zu Recht als dämlich bezeichnen, wenn es auch zugleich kurios und interessant ist, wie alte Stammesrituale und -techniken in der aufgeklärten westlichen Gesellschaft weiterbestehen.



Rückenansicht einer Mathematikbegeisterten aus dem Lager der Modern Primitives.

Bundestrojaner

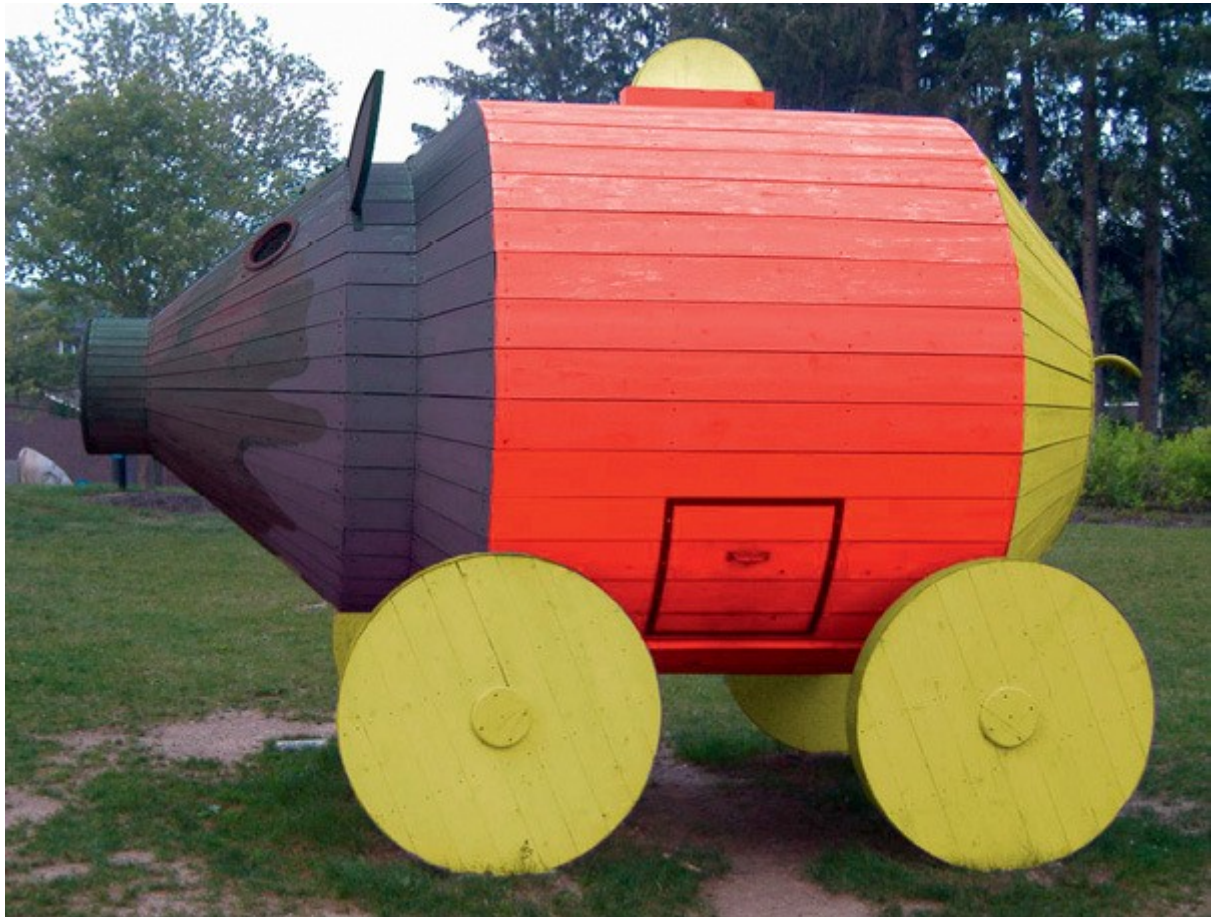
Lieber Steuerzahler, wussten Sie schon, dass Sie Monat für Monat 3500 Euro dafür bezahlen, dass Väterchen Staat Sie Tag und Nacht bis in Ihre tiefste Intimsphäre hinein überwachen kann? So viel nämlich lohnt das Innenministerium regelmäßig an die hessische Firma DigiTask GmbH– Gesellschaft für spezielle Telekommunikationssysteme–, die für die Bundesregierung eine Software entwickelt hat, die Spionage auf Ihrem PC und jedem anderen internetfähigen Gerät, also zum Beispiel auch auf Handys, ermöglicht. In einer Hinsicht ist diese Software recht clever: Gegen sie hilft auch die beste Firewall nichts.

Warum Regierungspolitiker diese als Bundestrojaner apostrophierte bösartige Software (Malware) in Auftrag gaben, erklärt eine Stellungnahme aus Berlin auf eine Anfrage des Web-Blogs F!XMBR, in der es heißt: »Die Bürgerinnen und Bürger können sich sicher sein, dass sie von der Bundesregierung geschützt werden. Sicherheit geht in einer Demokratie immer vor Freiheit.« Sicherheit vor Freiheit, eine solche Formulierung hätte auch von der Stasi stammen können!

Was genau hat es mit dem Bundestrojaner auf sich? Im Grunde war er dafür vorgesehen, Schwerstkriminellen und Terroristen ihr Treiben zu erschweren. Das Gesetz sieht vor, bei besonders begründetem Verdacht auf »eine existenzielle Bedrohung für ein überragend wichtiges Rechtsgut« Zielpersonen, jeweils nach individuellem richterlichem Beschluss, zu überwachen und dabei auch Informationen durch Hacken ihres Computers zu sammeln. So weit, so gut. Doch was kann und macht der Bundestrojaner wirklich?

Der Chaos Computer Club (CCC) hat die Malware geknackt und gründlich analysiert. Dabei stellte sich heraus, dass der Trojaner durchaus dem berühmten hölzernen Pferd aus der griechischen Mythologie gleichkommt. Das diene nicht gerade nur Spionagezwecken, sondern einem gezielten Angriff von innen heraus, denn in seinem hohlen Bauch versteckten sich Soldaten. Im Bundestrojaner verstecken sich ebenfalls recht bösartige Anwendungsmöglichkeiten, die weit über ein bloßes Ausspähen hinausgehen. Er sieht Erweiterungsmöglichkeiten vor, mit denen eine Privatperson nicht nur überwacht, sondern aktiv manipuliert werden kann. Das vergiftete Programm gestattet Zugriff sowohl auf den gesamten Datenvorrat eines Computers als auch auf dessen Mikrofon, Kamera und Tastatur. Damit lässt sich der PC überwachen, aber auch die Wohnung des Besitzers, und das ohne jeglichen Durchsuchungsbefehl. Schlimmer noch: Die gespeicherten Daten lassen sich nicht nur lesen, sondern auch verändern. Diese Manipulation gibt die Möglichkeit, Fakten zu verfälschen und dem Ausgespähten vorsätzlich Dinge zu unterstellen, die in Wirklichkeit gar nicht zutreffen.

Aber es soll noch besser kommen: Nicht allein Väterchen Staat und dessen geheimdienstliche Schergen können das offiziell als Remote Forensic Software (RFS) bezeichnete Spionage- und Manipulationsprogramm nutzen, sondern im Grunde jeder begabte Hacker, denn es ist laut Analyse der CCC-Experten so unsicher programmiert, dass man es sich ohne allzu große Mühe zu eigen machen kann. Darüber hinaus läuft das System auch noch über einen Server in den USA. Das heißt, nicht nur Big Brother in Berlin is watching you, sondern zugleich der noch viel größere Bruder im weltweit aktivsten Überwachungsstaat. Dadurch könnten zugleich potenzielle illegale Machenschaften der deutschen Regierung geschickt verschleiert werden– sie könnten doch auch irgendwo im Ausland initiiert worden sein. Die Regierung störten die Erkenntnisse des CCC, und sie beklagte sich über den Chaos Computer Club. Doch wie sieht die Rechtslage nun aus?



Eigentlich ist der Bundestrojaner kein stolzes Kriegsgross, sondern eine große Schweinerei.

Bereits im März 2005 veranlasste der damalige Innenminister Otto Schily (SPD)–Heinz Fromm, der Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz, hatte ihn darum gebeten–, die Möglichkeiten zum Ausspionieren privater Computer zu erforschen und zu entwickeln. Schily setzte dieses Prozedere durch eine geheime Dienstanweisung in Gang. Das Parlamentarische Kontrollgremium erfuhr davon erst Monate später. Zur gesetzlichen Umsetzung der Durchsuchung privater Räume gab das Grundgesetz indes keinen Spielraum und einer geforderten Änderung stimmte das Bundesverfassungsgericht nicht zu. Doch störte das weder den Innenminister noch den Verfassungsschutz. Sie flüchteten sich hinter juristische Auslegungsfinessen der Paragraphen. Eine Hausdurchsuchung finde schließlich nicht statt, da ja niemand körperlich in eine Wohnung oder ein privates Büro eindringe. Über virtuelle Einbrüche in private Computer sei im Grundgesetz keine Rede. Wie auch, gab es doch bei dessen Abfassung 1949 noch gar keine PCs.

Allerdings formulierte das Bundesverfassungsgericht ein neues Gesetz für diese rechtsfreie Zone: das Grundrecht auf Gewährleistung der Vertraulichkeit und Integrität informationstechnischer Systeme, das nun auch Online-Durchsuchungen betrifft. Doch auch dieses Gesetz hat sein Schlupfloch: Es gilt juristisch gesehen als möglich, eine (präventive) Online-Durchsuchung dann durchzuführen, wenn sie einer Strafverfolgung dient (repressive Online-Durchsuchung) oder wenn es gilt, »eine konkrete Gefahr für ein überragend wichtiges Rechtsgut« abzuwenden. Diese Gefahr muss aber zuerst nachgewiesen werden, und ein Gericht muss die Durchsuchung im Einzelfall genehmigen. Davon machte ein Ermittlungsrichter denn auch Gebrauch, als er den Antrag des Generalbundesanwalts auf eine Online-Durchsuchung ablehnte. Er begründete seine Entscheidung unter anderem damit, dass eine solche

Maßnahme ohne Wissen des Betroffenen stattfindet, während das Gesetz für eine herkömmliche Durchsuchung die Anwesenheit von Zeugen, vor allem aber des Bewohners oder eines Vertreters vorsieht.

Dennoch bleibt der Bundestrojaner ein recht wendiges Pferd, mit dem sich Ausgaben von über 2,56 Millionen Euro (Steuergelder!) offenbar mühelos rechtfertigen lassen– auf diese Summe belaufen sich die Kosten der Firma DigiTask für Aufträge, die sie in den Jahren 2008/2009 vom Zollkriminalamt erhalten hat: für zur »Strafverfolgung« notwendige »Hardware-Instandhaltungs- und Software-Pflegeleistungen an stationären Telekommunikationsüberwachungsanlagen«. Sind die juristischen Schlupflöcher dann doch mal zu klein, werden der Bundesgerichtshof und seine Gesetze kurzerhand für nicht zuständig erklärt. Geheimdienste seien nun einmal geheim, und deshalb dürften der Verfassungsschutz ebenso wie der Militärische Abschirmdienst (MAD) und der Bundesnachrichtendienst (BND) private PCs zur Gefahrenabwehr unbehelligt ausspähen.

In der Tat wurde bereits Anfang März 2009 bekannt, dass diese Behörden schon in mehr als 2500 Fällen Trojaner-Angriffe auf private Computer illegal durchgeführt hatten. Illegal bedeutet in diesem Zusammenhang nicht etwa ungesetzlich, sondern nach Regierungsverständnis »am Gesetz, also an der Rechtsstaatlichkeit vorbei«. Eine Formulierung, die am Rechtsstaat ebenso zweifeln lässt wie an der sinnvollen Anwendung des Bundestrojaners, der in dieser Form nicht nur eine gefährlich dämliche Erfindung ist, sondern zudem ein Betrug am Steuerzahler.

Ganz offen glossierte denn auch Bayerns Innenminister Joachim Herrmann die bundesweite Aufregung über den elektronischen Arm von Big Brother und insbesondere die Kritik durch den Chaos Computer Club. Dem damaligen Bundesinnenminister Schäuble habe man eine billige Beta-Version angedreht. Leider habe niemand ahnen können, dass er diese schon damals veraltete Version auch tatsächlich zur Überwachung einsetzen würde. Nur so hätte der CCC den Trojaner hacken können. Die Staatssicherheit in Bayern sei da wesentlich weiter. Sie habe statt des primitiven Bundestrojaners den viel geheimeren »Babylonier« entwickelt, der aktiv verwirrend in die Computer-Kommunikation von Terroristen eingreife und diese dabei derart durcheinanderbringe, dass sie ihre staatsfeindlichen Machenschaften nicht realisieren könnten. Herrmann: »Egal, ob da nun die Spinner von Attac ein Attentat auf unsere Wirtschaft oder pakistanischstämmige Islamisten ihre nächste friedliche Demonstration verabreden wollen: Spätestens nach dem dritten absolut unverständlichen Buchstaben-Wust ist die Verwirrung perfekt, die Kommunikation kommt zum Erliegen.« Und schließlich hat der Minister noch ein Mittel gegen fundamentalistische Muslime parat, die »optimale Beschimpfungsfunktion«: »Wenn Abu glaubt, Sajaf habe ihn als ›Saupreiß‹ bezeichnet, bricht schnell das ganze Netzwerk auseinander.« Auch der Schutz gegen Missbrauch des Babyloniers durch Dritte sei optimal. Während sich eine normale 128-Bit-Verschlüsselung bei einer »brud-forz-Attacka« leicht knacken ließe, seien die eingebauten Befehle zur Kommunikationsstörung, zur Abspeicherung belastenden Materials und zur spurlosen Selbstbeseitigung des so nützlichen Schadprogramms nicht zu unterlaufen. Allein die Vollzugsmeldung »Ozapftis« sei nur für Experten, aber nicht für mögliche Trittbrettfahrer verständlich.

Butterstick

Was soll hier ein weitschweifiger Kommentar? Das Bild zeigt besser als tausend Worte, wie diese geniale Erfindung schon beim Frühstück das Leben einfacher macht.



Offensichtlich hat sich der Erfinder des »Butterstick« den Papierkleber Pritt-Stift zum Vorbild genommen.



Camper Bike

Der Wunsch, frei und unabhängig unterwegs sein zu können, ist nicht neu. Schon die zahlreichen Nomadenstämme in vielen Teilen der Welt erfüllten ihn sich, soweit es möglich war. Alles, was sie besaßen, führten sie mit sich, auch die »Wohnung« in Gestalt von Zelten. Damit war die Freiheit aber bereits erheblich eingeschränkt, denn sie waren auf Tragtiere wie Kamele angewiesen. Moderne Nomaden sind seit Jahrzehnten mit Wohnwagen oder Wohnmobilen auf Tour. Aber auch das schränkt die Unabhängigkeit ein, was spätestens beim Tanken unangenehm auffällt. Rucksacktouristen brauchen zwar kein Benzin, müssen aber erhebliche Komforteinbußen hinnehmen, etwa, wenn sie nur mit einem gerade noch auf dem Buckel zu tragenden kleinen Biwakzelt unterwegs sind.

Dann versuchen wir's halt mal statt eines Campingmobils mit einem Camper Bike, dachten sich unabhängig voneinander einige Bastler in Asien und Amerika. Dabei kamen recht unterschiedliche, meist aber äußerst eigenwillige Konstruktionen heraus, wie etwa das in unserem Bild gezeigte Gefährt. Die Alu-Leichtbaukonstruktion, welche die eigentliche Wohn- und Schlafkabine darstellt, ähnelt noch sehr einem frühen Wohnwagenanhänger aus den 1950er-Jahren. Sie ist fest auf einem flachen Rahmen verankert, der sich nach vorne in ein abenteuerliches Gittergebilde aus Metallprofilen fortsetzt. Getragen wird das Ganze von einem durchlaufenden stabilen Rohr. In das verwirrende Gerüst des Vorderteils ist eine Art Fahrrad integriert, mit dem das Gesamtvehikel angetrieben werden soll.

So weit, so gut. Wer allerdings aus eigener Erfahrung weiß, wie mühsam es sein kann, sich mit einem ganz normalen, 15 Kilogramm schweren Tourenrad plus 10 Kilo Gepäck in Seiten- und Lenkstangentaschen einen längeren Alpenpass hinaufzuquälen, der möchte sich nicht wirklich vorstellen, was es bedeutet, wenn das Gefährt plötzlich das Zehnfache wiegt. Da muss man dann wohl oder übel etwas an der Übersetzung tun, was allerdings bedeutet, dass man nur noch im langsamen Schrittempo vorankommt, das aber mit einem PKW-breiten Gefährt, das besonders in Innenstädten den Zorn aller motorisierten Verkehrsteilnehmer auf sich ziehen dürfte. Das Konzept wird sich wohl nicht so recht durchsetzen.



Wer mit einem solchen Gefährt auf große Tour gehen will, ist ein hoffnungsloser Optimist.



dB Drag Racing

Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg wurden in den USA illegale Straßenrennen Mode. Lange Strecken kamen dabei nicht infrage. Das wäre aufgefallen. Also konzentrierten die meist jugendlichen Fahrer ihr Rennkonzept auf kurze und kürzeste Distanzen, was zwangsläufig dazu führte, in puncto Beschleunigung zu wetteifern. Oft starteten zwei Autos Seite an Seite an einer Ampel mit qualmenden Reifen. Um solche Rennen zu gewinnen, scheuten manche Fahrer keine Mühe, ihre Wagen nach allen Regeln der Kunst zu tunen. Später dann stieg die Autoindustrie in die neue Sportart ein, die sich aus diesen Kavaliertests entwickelte. In den späten 1950ern und bis in die 1970er-Jahre hinein bauten sie sogenannte Drag Cars (Beschleunigungsautos), die auch unter der Bezeichnung Muscle Cars bekannt wurden. Die berühmtesten darunter waren der Dodge Charger, der 1970er Plymouth Hemi Cuda und der 1969er Chevrolet Camaro Yenko. Auf jetzt offiziellen Rennstrecken von nur einer Viertelmeile (402,34 Meter) hielt jahrelang der Letztere mit nur 11,82 Sekunden den Weltrekord, den ihm auch der 1970 gebaute Chevrolet Chevelle mit dem bis dahin stärksten PKW-Serienmotor mit 7,4 Litern Hubraum und 331 kW (450 PS) Leistung nicht streitig machen konnte.

Die »normalen« Drag Races sind an sich schon reichlich behämmerte Veranstaltungen. Aber eigentlich soll hier nicht primär von ihnen, sondern von einer noch wesentlich dämlicheren Erfindung die Rede sein, den dB Drag Races. Bei denen kommt es in keiner Weise auf Beschleunigung an. Im Verlauf eines solchen Rennens soll der Wagen auch nur 20 Fuß (rund 6 Meter) weit bewegt werden. Und während des eigentlichen Ereignisses muss er sogar mit völlig blockierten Rädern auf der Stelle stehen. Im Normalfall darf dann auch niemand im Auto sitzen, nicht einmal ein Fahrer, denn das wäre ausgesprochen gesundheitsschädlich. Worauf es bei diesem irren Wettbewerb ankommt, ist weder ein starker Motor noch ein routinierter Rennfahrer, sondern eher ein Elektrobastler mit einem kleinen Fernsteuergerät in der Hand, mit dem er sein Auto während des »Rennens« aus sicherer Distanz bedient. Genau genommen steuert er dabei auch gar nicht das Auto selbst, sondern eine recht spezielle Automusikanlage. Die aber hat es in sich. Denn der einzige Zweck des dB Drag Racing ist es, einen möglichst ohrenbetäubenden Lärm zu erzeugen. dB steht in dieser skurrilen Sportart für Dezibel, und das ist ein Maß für den Schalldruckpegel.

Zum Einstimmen hier ein paar Vergleichswerte:

- 10 dB: leiser Atem, leises Blätterrauschen
- 20 bis 30 dB: sehr ruhiges Zimmer
- 40 bis 60 dB: sprechender Mensch
- 60 bis 80 dB: fahrender PKW
- 100 dB: Presslufthammer, Diskothek
- 110 bis 140 dB: Kampfflugzeug
- 140 dB: Schuss (Kleinkalibergewehr)
- 150 dB: Düsenflugzeug (Triebwerk)
- 194,1 dB: theoretisch höchstmöglicher Druckpegel bei verzerrungsfreiem Schall

Die Dezibel-Skala ist nicht linear, sondern logarithmisch geteilt. Das bedeutet, dass eine Erhöhung um 10 dB jeweils einer Verdopplung des Schalldruckpegels gleichkommt. Gegenüber einem Presslufthammer mit 100 dB erzeugt ein Düsentriebwerk also den 32-fachen Schalldruckpegel. Die Schmerzschwelle für das gesunde menschliche Ohr ist bei 134 dB bereits erreicht, dauerhafte Schäden können aber selbst bei kurzer Einwirkung schon bei 120 dB eintreten.

Mit diesem Grundwissen lässt sich beurteilen, was die dB Dragsters im Wettbewerb Großartiges leisten. Messwerte von 155 bis 160 dB sind bei Meisterschaften keine Seltenheit. Der Weltrekord liegt allerdings bei 180,5 dB, erzeugt von einem einzigen gigantischen Subwoofer. Das ist der achtfache Schalldruckpegel eines Düsenflugzeugs!

Kein Wunder, dass die Veranstalter von dB Drag Races von den Teilnehmern verlangen, dass diese eine Erklärung unterschreiben, in der sie versichern, verstanden zu haben, »dass hohe Schalldruckpegel vorübergehenden oder dauerhaften Hörverlust zur Folge haben können«. Eine echte Herausforderung für harte Männer!



Ein Subwoofer von fast einem Meter Durchmesser gibt schon einen ohrenbetäubenden »Burp« von sich.

Zu den Rennen zugelassen sind Serienfahrzeuge vom PKW bis zum Transporter, in die spezielle Verstärker- und Lautsprecheranlagen eingebaut sind, die allerdings der Bauart von Automusikanlagen entsprechen müssen. Wesentliche Forderung in diesem Zusammenhang ist eine Stromversorgung aus der Autobatterie oder der Lichtmaschine, also bei einer Spannung von 12Volt– und nicht etwa den 110 oder 230 Volt des Stromnetzes. Weil nun bei den benötigten immensen elektrischen Leistungen eine einzige Batterie nicht immer ausreicht, verwenden manche Teilnehmer bis zu einem Dutzend parallel geschalteter Akkus. Das verlangt dann allerdings eine Spezialverkabelung mit entsprechend starken Drähten, normal

dimensionierte Drähte würden sofort durchbrennen.

Was an Verstärkern und Lautsprechern verwendet wird, bleibt dem Geschmack des Einzelnen überlassen. Es gibt Teilnehmer, die in ihrem PKW einen einzigen raumfüllenden Subwoofer installieren, aber man sieht gelegentlich auch ganze Schallwände mit sechs, acht oder mehr Einzellautsprechern im Laderaum eines Transporters.

Gemessen wird übrigens nur der Schalldruckpegel eines kurzen Testtons im Frequenzbereich von 30 bis 70 Hertz, den die Experten als »the burp« bezeichnen. Nebenher dürfen auch Musik, eigene Geräuschaufnahmen und anderes abgespielt werden, sofern es sich dabei um Tonkonserven handelt und keine elektronischen Sound-Generatoren verwendet werden. Wie ungeheuer beliebt diese abgedrehte Sportart vor allem in den USA ist, beweisen Zahlen. Seit 2003 nehmen hier Jahr für Jahr 10000 und mehr Wettbewerber an bis zu 300 regionalen Rennen und einer nationalen Meisterschaft teil. Die Faszination Lärm schwappte inzwischen aber auch nach Südamerika und nach Europa über. Im Oktober 2012 fand eine europäische Ausscheidung im italienischen Montichiari statt.

Delfintherapie

Nicht nur im Altertum waren Delfine beliebte Objekte mythologischer Fantasien. Altgriechische Sagen berichten, dass die Meeressäuger mit ihren wie lächelnd wirkenden Mäulern einst Menschen waren und erst von Gott Dionysos– vielleicht im Weinrausch– ins Meer verbannt wurden. Dennoch blieben sie den Menschen sehr verbunden. Ein Delfin war es, der den auf einer Insel geborenen Lichtgott Apollon auf seinem Rücken zum Festland brachte, ein Delfin verkuppelte die Meeresnymphe Amphitrite mit Poseidon, und ganz generell galten die smarten Meeressäuger als libidinöse Gespielen der verführerischen Nereiden. Das Thema »körperliche Nähe des Menschen zu Delfinen« faszinierte seit jeher, und die fantasievolle Freude an diesem Sujet durchzieht die Jahrhunderte.

Wenn Delfine eine so starke Anziehungskraft auf Menschen ausüben, dachte sich wohl der geschäftstüchtige US-Psychologe David Nathanson in Florida, dann machen wir eben ein ertragreiches Gewerbe daraus. Flugs erfand er Ende der 1970er-Jahre die Delfintherapie. Der Mann war ein ausgezeichneter Psychologe, zumindest was seine Marketingstrategien betraf. Das Geschäft boomte bald, trotz unermesslich hoher Preise dieser eigenwilligen Therapie. »Schwimmen mit Delfinen« soll angeblich für verhaltensauffällige Kinder, besonders für Autisten, Angstpatienten und für jene mit motorischen Störungen, heilsam sein. Nathanson fand dabei sogar esoterisch angehauchte Mitstreiter. Ein britischer Psychiater namens Horace Dobbs verstieg sich zur werbewirksamen Aussage, die Delfine würden die Weltmeere »auf spiritueller Ebene rein halten«. Wenn das mal kein Rückfall in mythologische Zeiten ist!



In der Abteilung »Liebe unter Tieren« des New Yorker Museum of Modern Art findet sich diese Skulptur zweier schwuler Delfine, die der sexuellen Praktik des Blowjob eine ganz neue Bedeutung gibt.

Wer auf Wunderheilung hofft, verlässt sich gerne auf Heilsversprechen beispielsweise der New-Age-Philosophie, und die meisten Patienten sind verzweifelt, wenn ihnen die Schulmedizin nicht helfen kann. Das ist der beste Moment für die Patientenakquise der Delfin-Therapiezentren. Da heißt es in einer Werbebroschüre, dass allein der Anblick eines Delfins einer Erleuchtung gleichkomme, und immer wieder ist von der fast göttlichen Liebe und der hohen Intelligenz der verspielten Meeressäuger die Rede. Auf entsprechend hohem Niveau rangieren auch die Therapiepreise zwischen 4000 und 6000 Euro, dazu kommen Reisekosten. Die Krankenkassen übernehmen das nicht, weshalb die Therapiezentren potenziellen Patienteneltern nahelegen, rührselige Spendenaufrufe in die Presse zu setzen. Was denn auch oft genug geschieht.

Dass der Umgang mit spielenden Tieren für psychisch kranke Kinder hilfreich sein kann, steht außer Frage. Doch was ist angemessen und was bereits Abzocke? Die US-Stiftung Aqua Thought untersucht die Heilwirkungen von Tümmlern auf Patienten mit wissenschaftlichen Mitteln, und am EEG der Patienten stellen die Forscher in der Tat eine Entspannung im Nervensystem nach einigen Schwimmrunden mit den Delfinen fest. Nur: Exakt der gleiche Effekt lässt sich auch nach kurzem Schmusen mit einem Hund oder einer Hauskatze beobachten... und sogar nach einem warmen Wannenbad. Allerdings ist das Wannenbad wesentlich preisgünstiger als ein Therapieausflug in ein Delfinarium nach Florida. Der Psychologe Rolf Degen weist in seinem *Lexikon der Psycho-Irrtümer* darauf hin, dass sich zwar bei rund 30 Prozent der delfintherapierten Kinder mit Autismus oder Down-Syndrom eine Besserung feststellen lässt, dass diese in der Regel aber immer nur wenige Tage anhält. Wissenschaftlich belegt ist indes, dass in der Psychologie bewährte »zwischenmenschliche Interaktionsprogramme« rund 65 Prozent der Patienten nachhaltig helfen.

Wie steht es aber um die legendäre Liebe und die ebenso legendäre hohe Intelligenz der Delfine? Ernsthafte Beobachtungen sind desillusionierend, denn vor allem männliche Delfine neigen zu Gewalttätigkeit sowohl in sexuellen Belangen wie gegenüber den Kindern anderer Männchen: Sie bringen sie nicht selten brutal um. Frei lebende Delfine töten gelegentlich sogar Menschen. Und mit der viel gepriesenen Intelligenz ist es ebenfalls nicht weit her. Biopsychologen und Verhaltensforscher haben unlängst die Gehirne von Delfinen untersucht: Im Verhältnis zu ihrer Größe besitzen sie weniger Nervenzellen als Rattengehirne. Auch sind Delfine weitaus begriffsstutziger als viele andere Säugetiere. In Versuchen dauerte es zum Beispiel mehrere Monate, bis einige Tümmler-Kandidaten ein Dreieck von einem Viereck unterscheiden lernten. Clevere Hunde brauchen für die gleiche Geistesleistung nur Tage.

»Dumm fickt gut«, sagt ein wenig feinfühliges geflügeltes Wort. Vielleicht liegt ja hier die besondere Anziehungskraft, die Delfine seit eh und je auf (manche) Menschen ausüben. Die recht pikanten altgriechischen Vasenbilder von kopulierenden Delfinen und Najaden scheinen das ebenso zu belegen wie das Buch *Wet Goddess*, das unlängst der US-Amerikaner Malcolm J. Brenner verfasste. Der smarte Autor, der am Evergreen State College in Florida justament zum Kommunikationswissenschaftler graduierte, kommunizierte rund ein Dreivierteljahr lang mit einem ausgewachsenen Delfinweibchen– sexuell, versteht sich. Darüber berichtet er detailliert in seinem literarischen Erguss.

Delfine und Sex, das ist wohl eine never ending story. Ein geschäftstüchtiger deutscher BWL-Student bestellt diesen Acker derzeit so: Er lässt in China billige Aufblasdelfine von immensen Dimensionen herstellen, Badetiere, wie man sie gelegentlich in Freibädern sieht. Dann aber schafft er Benutzer-Mehrwert: Er versieht

die Plastikviecher mit Lustöffnungen und verhökert sie für den mehrfachen Einkaufspreis– vorwiegend an Kunden in den USA, dem Ursprungsland der Delfintherapie. Der Kreislauf schließt sich.

Egely Wheel

»Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als Eure Schulweisheit sich erträumen lässt«, legt William Shakespeare dem Dänenprinzen Hamlet in den Mund. Und damit hat er sicher recht. Die Schulweisheit kennt Physik und Chemie, Mathematik und Fremdsprachen, Geschichte und Geografie– aber sie kann schwerlich erklären, was Liebe ist, woher Gedanken kommen oder welche Kraft Leben bewirkt. Und mit dieser Formulierung beginnt das Dilemma bereits. Im Sinne der Physik ist *Lebenskraft* nicht zu erklären, ja sogar der Begriff selbst ist im Grunde unzulässig, weil es sich dabei um gar keine Kraft nach physikalischer Definition handelt. Kraft im physikalischen Sinne ist eine gerichtete Größe, die Körper beschleunigen oder verformen kann. Sie kann physikalische Arbeit verrichten, und sie kann die Energie eines Körpers verändern. Schluss, Ende, aus, basta. Auch Arbeit, Energie, Leistung usw. sind für den Physiker klar und eindeutig definierte physikalische Größen. Trotz flächendeckender Schulbildung scheint das vielen Zeitgenossen absolut fremd. So sprechen selbst in Fernsehnachrichten Sportredakteure immer wieder von so merkwürdigen Dingen wie Energieleistung, und Esoteriker verschiedenster Prägung verwenden von ihnen erfundene Begriffe wie Lebenskraft und Lebensenergie kurzerhand gleich, obwohl es im physikalischen Sinne beides nicht gibt und Kraft und Energie zwei unterschiedliche Paar Stiefel sind, die sich auch nicht ineinander umrechnen lassen: Energie ist das Produkt aus einer Kraft und einem Weg, längs dessen sie auf einen Körper einwirkt.



Zwar dreht sich das ominöse Rad wirklich, aber das ist ein ganz normaler physikalischer Effekt, der auf statischer Elektrizität beruht.

Hamlet hatte also durchaus recht, als er manche Dinge zwischen Himmel und Erde außerhalb des Schulwissens und auch außerhalb der Naturwissenschaften ansiedelte. Viele Esoteriker versuchen nun merkwürdigerweise, Hamlets Erkenntnis genau auf den Kopf zu stellen und Dinge, die sich naturwissenschaftlich weder

begründen noch verstehen und schon gar nicht messen lassen, in das enge Korsett der exakten Naturwissenschaften zu zwängen. Dieses Vorhaben ist von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Es lässt sich indes darüber streiten, wer an diesem unseligen Bedürfnis der Esoteriker Schuld hat. Die Naturwissenschaftler sagen natürlich, die Esoteriker selbst, denn ihre pseudowissenschaftlichen Aussagen widersprechen einander. Nur geben die Naturwissenschaftler ihrerseits nicht zu, dass Hamlet eben doch recht hatte, und kippen das Kind mit dem Bade aus. Was sie nicht exakt in Ursache und Wirkung definieren, mit dem Begriff Größe versehen und messen können, ignorieren sie kurzerhand. Kein Wunder, dass sich so mancher Esoteriker dadurch ebenfalls ignoriert sieht. Er bemüht sich deshalb, zur Gang der Naturwissenschaftler dazuzugehören, und versucht sich deren Sprache zu bedienen. Das nimmt man ihm wiederum übel, denn Lebenskraft ist nun einmal keine physikalische Kraft und damit für den Physiker überhaupt keine Kraft und deshalb inexistent. Gegen den naturwissenschaftlich nicht belegten Begriff Chi (Lebenskraft in der östlichen Philosophie) hat er dagegen nichts einzuwenden, denn dieser konkurriert nicht unzulässig mit einem Terminus aus seiner Fachsprache.

Doch das Dilemma geht weiter. Weil die Physiker dem Esoteriker die sinnentfremdete Verwendung von Begriffen wie Kraft oder Energie am liebsten verbieten würden, versuchen nun die Esoteriker nachzuweisen, dass es sich dabei eben doch um konkrete Größen handelt, und bemühen sich, dies durch physikalische Messungen nachzuweisen. Das muss zwar zwangsläufig zum Schiffbruch führen, doch gibt es immer wieder skurrile Scheinerfolge, die das Unmögliche real wirken lassen, wenn man nicht sehr genau hinsieht.

Einer dieser Scheinerfolge ist das Egely Wheel, angeblich ein Messinstrument für Lebenskraft oder Lebensenergie. Es ist nach seinem Erfinder, dem ungarischen Maschinenbauingenieur und Esoteriker György Egely, benannt. Dass der es mit wissenschaftlicher Korrektheit nicht so ganz genau nimmt, geht schon daraus hervor, dass er sich als ehemaligen Professor des Central Research Institutes for Physics (CRIP) in Budapest bezeichnet, obwohl er diese Funktion niemals innehatte, geschweige denn einen Professorentitel besitzt.

Egelys merkwürdiges Messinstrument ist nichts als ein sehr leichtes, flaches sechsspeichiges Rad von ca. 8 Zentimeter Durchmesser, das an seinem Umfang 72 Zähne hat. Es ist in der Mitte reibungsarm gelagert und beginnt sich zu drehen, wenn man sich ihm mit der Hand nur nähert. Zweifellos wirkt hier eine Kraft. Und genau diese interpretiert Egely mangels besseren Wissens als von der Hand auf geheimnisvolle Weise abgestrahlte Lebensenergie. Bei einer weiter entwickelten Form seines Rades tastet eine Elektronik über eine Lichtschranke und die Radzähnen die Drehzahl ab und zeigt diese sowohl optisch mit kleinen LED-Lämpchen als auch akustisch an. Interessant ist die Skala, mit der dieser vorgebliche Vitalitätsmesser arbeitet. Während man heute international Kraft in der Einheit Newton (N) und Energie in Joule (Newton x Meter) misst, gibt Egely die Lebensenergie in Prozent an, und zwar mit Werten zwischen 0 und 400. 100 Prozent, so postuliert er recht willkürlich, sei »normal«.

Das kleine Instrument ist ein Renner bei Esoterikern, obwohl es alles andere misst als so etwas wie Vitalitätswerte. Aber die Verkäufer versprechen schließlich, dass man damit nicht nur die Lebenskraft bestimmen, sondern zum Beispiel auch die Auswirkung bestimmter Lebensmittel auf den Organismus messen, geomantische Kraftorte finden, die Wirkung von Geistheilungen nachweisen, Gedanken lesen, seine Konzentrationsfähigkeit verbessern und sogar die Gehirnhälften harmonisieren kann. Tolle Verkaufsargumente.

Was in Wirklichkeit das kleine Rad antreibt, sind elektrostatische Felder. Physiker

nennen sein Prinzip folgerichtig einen elektrostatischen Motor. Und so dreht sich das Egely Wheel denn auch besonders rasch, wenn sich ihm die Hand eines Menschen nähert, der zuvor über einen Kunstfaserteppich gelaufen ist oder sich eine Nylonbluse über den Rücken gezogen hat. Dabei hat er sich elektrostatisch aufgeladen. Mit irgendeiner geheimnisvollen Lebensenergie hat das ganz sicher nichts zu tun. Wäre das so, dann müsste auch der elektrische Funke, der bei trockenem Wetter überschlagen kann– wenn man zuvor über Kunstfaserteppich schlurft und dann eine Türklinke berührt–, reinste Lebensenergie sein.

Elektrischer Stuhl

Nicht jeder Zahnarzt hat seinen Beruf aus sadistischen Neigungen gewählt. Alfred Southwick, Dentist aus der US-Stadt Buffalo, war sogar besonders human eingestellt und wollte selbst zum Tode Verurteilten Schmerzen ersparen. Als er 1881 beobachtete, wie ein Betrunkener einen Starkstromgenerator berührte und dabei auf der Stelle starb, kam ihm spontan der Gedanke, so könne man auch Delinquenten hinrichten und ihnen damit unangenehmere Todesarten ersparen. Weil Southwick Zahnarzt war und als solcher gewohnt, Patienten in einem Stuhl sitzend zu behandeln, wollte er die zur Hinrichtung Verurteilten auch auf einem solchen sitzend töten. So wurde er zum geistigen Vater des elektrischen Stuhls. Es gelang ihm auch schnell, den Gouverneur von New York, David Hill, für seine geniale Erfindung zu begeistern. In den USA ist man generell fortschrittsgläubig und liebt technische Innovation. Im Falle des elektrischen Stuhls lag das um diese Zeit sogar besonders nahe, denn erst rund zehn Jahre zuvor hatte man die ersten großen Generatoranlagen gebaut, um Edisons Glühbirnen mit elektrischem Strom zu versorgen und damit ganze Städte zu beleuchten.



Hinrichtung um 1900. Der Pionier der Stromversorgung George Westinghouse meinte: »Die hätten besser eine Axt verwenden sollen.«

Doch gut Ding will Weile haben, vor allem in der Politik. Erst am 1. Januar 1889 trat im Bundesstaat New York (NYC, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Bundesstaat NY) ein Gesetz in Kraft, das »die Tötung durch Stromschlag« zur offiziellen Hinrichtungsmethode erklärte. Am 6. August 1890, 6:38 Uhr Ortszeit, war es dann so weit. In Gegenwart von 17 Zeugen sollte der erste Delinquent, William Kemmler, auf dem elektrischen Stuhl exekutiert werden. Gefängniswärter schnallten den 30-Jährigen an beiden Armen und unter dem Brustkorb an dem Holzstuhl fest,

legten auf eine glatt rasierte Stelle seines Kopfes einen feuchten Schwamm und befestigten darauf eine Elektrode. Eine zweite brachten sie– durch ein Loch in seinem Hemd– am Rücken des Mannes an. Als man dem Todeskandidaten dann noch eine schwarze Kapuze über den Kopf stülpte, kommentierte Kemmler mit Galgenhumor: »Lasst euch Zeit und macht alles richtig, ich bin nicht in Eile.«

Auf Kommando legte ein Wärter den großen Hebelschalter um und setzte den Körper Kemmlers unter 1000 Volt Spannung. Eigentlich hätte der Mann auf der Stelle tot sein müssen, so wie das Pferd, dass zwei Ärzte tags zuvor auf dieselbe Weise umgebracht hatten, um sich von der Wirksamkeit des Verfahrens zu überzeugen. Die beiden Mediziner waren sich ihrer Sache so sicher, dass sie den Verurteilten bereits 17 Sekunden nach dem Stromstoß für tot erklärten. Er war es aber keineswegs, wie einige Zeugen bemerkten, denn er atmete noch. Einer der Ärzte gab daraufhin den Befehl, das Prozedere zu wiederholen, doch der Akku war leer.

Die Zeit verging quälend langsam. Sicherheitshalber legte man beim zweiten Versuch 2000 Volt an. Dabei zeigte sich auf erschreckende Weise, dass gut gemeint durchaus das Gegenteil von gut sein kann. Der schnelle, schmerzlose Tod, den der Zahnarzt prophezeit hatte, stellte sich nicht ein. Die Zuschauer sahen, wie Blutadern unter Kemmlers Haut platzten und wie Flammen aus seinem Körper züngelten. Es roch intensiv nach verbranntem Fleisch, aber der vorhergesagte sofortige Herzstillstand blieb aus.

Die entsetzliche Todesmarter dauerte geschlagene acht Minuten. Einigen Zeugen wurde übel, die meisten reagierten mit blankem Entsetzen. Ein anwesender Journalist des *New York Herald* kommentierte tags darauf in seiner Zeitung: »Ich befürchte, dass die Hinrichtung Kemmlers nicht nur den Anfang, sondern auch das Ende der Tötung durch Stromschlag markiert. Sie war eine Schande für unseren großartigen Staat, dem die Verantwortung übertragen wurde, einen Mann zu töten, wie noch nie zuvor ein Mann getötet wurde. Stattdessen hat sich dieser Staat auf eine unvollkommene Maschine verlassen und die Exekution damit in puren Horror verwandelt.« Reporterkollegen anderer Blätter berichteten von einem »grausigen Spektakel, viel schlimmer als Erhängen«. Und einer der Väter der Elektrifizierung der USA, George Westinghouse, kommentierte: »Die hätten besser eine Axt verwenden sollen.«

Man sollte annehmen, dass mit diesem barbarischen Schauspiel die Karriere des elektrischen Stuhls als Hinrichtungswerkzeug hätte besiegelt sein sollen. Aber weit gefehlt. Offenbar gab es unter der US-Obrigkeit genügend Befürworter eines qualvollen Tods für Verurteilte. Während der folgenden Jahrzehnte führten mehr als die Hälfte der US-Bundesstaaten den elektrischen Stuhl als Standardtechnik für Hinrichtungen ein und gaben diesem finalen Foltergerät dann auch noch beschönigende Namen, die beinahe »liebvoll« klangen: Old Smoke, Old Sparky, aber auch Gruesome Gertie, wie man den Stuhl zynisch in Todeszellen nannte.

Auch in ihrer weiteren Geschichte machten die Todesstühle ihren Kosenamen alle Ehre, wie Exekutionszeugen berichteten. William Brennan, ehemaliger Richter am Obersten Gerichtshof der USA, schilderte seine persönlichen Beobachtungen einmal so: »Manchmal springen die Augäpfel der Gefangenen aus ihren Höhlen und bleiben an den Wangen hängen. Oft scheiden die Gefangenen Kot und Urin aus, erbrechen Blut und Schleim. Der Körper wird hellrot, während seine Temperatur steigt, das Fleisch des Gefangenen anschwillt und seine Haut sich spannt, bis sie reißt.

Bisweilen fangen die Insassen Feuer, Zeugen hören ein lautes und anhaltendes Geräusch, das klingt, als würde Speck in einer Pfanne gebraten. Dazu durchdringt ein süßer Geruch von brennendem Fleisch die Kammer, der einen krank macht.«

Obduktionsberichte der auf diese Weise Hingerichteten bekräftigen die

Beobachtungen des Richters: »Das Gehirn erscheint in den meisten Fällen wie gekocht.« Oder: »Die Blutadern haben die Konsistenz von Holzkohle.« Oder: »Ihre Körper sind anfangs so heiß, dass man sich beim Anfassen Blasen holt.« Das Schlimmste aber ist, dass die auf diese Weise Hingerichteten in den seltensten Fällen auf der Stelle tot sind. Sie erleben qualvoll ihr eigenes grausames Martyrium. Todeskandidat Fred van Wormes begann nach einem Exekutionsversuch am 1. Oktober 1903, nach dem er für tot erklärt wurde, in der Autopsie des New Yorker Gefängnisses Sing Sing wieder zu atmen! Und 1946 schrie Willie Francis während einer Exekution plötzlich lauthals: »Nehmt es weg, lasst mich atmen, ich sterbe nicht!«

Viele US-Staaten hatten inzwischen ein Einsehen und schafften die elektrische Barbarei ab. Aber einige Südstaaten-Hardliner finden offensichtlich noch heute Gefallen an dieser über hundertjährigen, grausam inhumanen Erfindung: Alabama, Florida, Kentucky (nur für Verbrechen vor dem 31. März 1998), South Carolina, Tennessee (für Verbrechen vor dem 31. Dezember 1998) und Virginia, unter gewissen Umständen auch Arkansas, Illinois und Oklahoma.

Exorzismus

Am 1. Juli 1976 starb in Klingenberg am Main die 24-jährige Pädagogik-Studentin Anneliese Michel an Unterernährung und Erschöpfung, nachdem sie zuvor nach Erlaubnis durch den Würzburger Bischof Josef Stangl zweimal von katholischen Geistlichen dem »großen Exorzismus« unterzogen wurde.

Im Juni 2005 banden orthodoxe Priester im Rahmen eines Exorzismusrituals die 23-jährige Nonne Maricica Cornici in einem Kloster im rumänischen Tanacu so fest an ein Kreuz, dass sie an den Folgen starb.

Angesichts der vermeintlich wissenschaftlich aufgeklärten Welt des 20. beziehungsweise 21. Jahrhunderts erscheinen diese Fälle wie Anachronismen. Sie sind es aber leider nicht. Exorzismus ist im katholischen Einflussbereich auch heute noch gelebter Alltag. Man darf davon ausgehen, dass derzeit täglich etwa zwei Exorzismen stattfinden, und das meist ohne vorherige Zustimmung durch den Bischof. Papst Johannes Paul II. ließ im Jahre 2003 in Rom rund 200 Priester als neue Exorzisten berufen. Sein Nachfolger, Papst Benedikt XVI., erhöhte deren Zahl noch einmal um 3000! Wie kommt es zu diesem psychisch und offenbar auch physisch gefährlichen abergläubischen Treiben?



Um 1788 malte Francisco de Goya diese Szene einer Teufelsaustreibung (Kathedrale von Valencia).

Der Exorzismus hat historisch scheinbar weit zurückreichende Wurzeln. Forschungen führen bis in die Vorzeit, in der es noch nicht einmal Ansätze zur Erklärung von Erkrankungen auf wissenschaftlicher Ebene– sei es psychologischer, psychiatrischer oder medizinischer Natur– gab. Schamanen heilten die Leidenden, und in ihrem animistischen Weltbild war alles beseelt, nicht nur Menschen, Tiere und Pflanzen, sondern auch Steine, Berge, Wolken, Gewitter und eben auch

Krankheiten. Sie kannten den Geist der jeweiligen Krankheit in einem Sinne, wie wir auch heute noch etwa von dem Geist einer politischen Partei, dem Geist eines Ortes oder dem Geist einer bestimmten Handlung sprechen. Wenn die Schamanen einen Patienten heilen wollten, mussten sie ihn von dem Agens, eben dem Geist seiner Krankheit, befreien. Sie konnten ihn durch Heilpflanzen aus dem Körper treiben, die fortan als Zauberpflanzen galten, sie konnten suggestiv vorgehen, wie moderne Psychologen, und den Patienten für den Kampf mit dem Geist der Krankheit stärken, man könnte auch sagen, seine Selbstheilungskräfte mobilisieren, usw. Wie wir heute wissen, haben all diese Praktiken in den meisten Kulturen aber nichts mit einem Glauben an böse Geister oder– im esoterischen Sinne– mit negativen Energien zu tun, wie das erst viel später von manchen Hochreligionen gedeutet wurde. Die Stammeschamanen kannten und kennen in der Regel nur wertneutrale Kräfte (Geister oder Energien) am falschen Ort. Und so ist denn eine schamanische Geisteraustreibung viel mehr ein Weglocken des Geistes vom Patienten als die Verbannung eines bösen Dämons. Wird doch der herausgelockte Geist meist anschließend pfleglich versorgt und an einen für ihn angenehmen Ort gebracht. Das hat zum einen den Vorteil, dass er nicht mehr zurückkehren will, zum anderen, dass ihm auch sein gutes Recht zuteil wird, das er nach der Meinung der Schamanen wie jedes andere Wesen hat.

Mit dem Alten Testament änderten sich die Vorstellungen vom Wirken geistiger Kräfte auf den Menschen. Sie wurden zu Strafen und Prüfungen durch Gott selbst umgedeutet. Gott sendet vorsätzlich Geister, um Menschen zu schaden. So sucht den sündigen König Saul auf Gottes Geheiß ein Geist der Schwermut heim, und dem Propheten Zedekia sendet Gott einen Lügengeist, der diesen veranlasst, die sündhaften Könige von Juda und Israel unter falschem Vorwand zu einem Krieg zu drängen, der desaströse Folgen haben sollte.

Irgendwelche bösen oder gar teuflischen Dämonen aber, die von Gott unabhängig handeln, kennt das Alte Testament noch nicht. Die sind erst eine Erfindung des Christentums, das sich damit sowohl von animistischen Weltbildern wie vom Judentum und vom Islam abhebt. Vor allem im katholischen Glauben begannen satanische Dämonen, aus lauter Boshaftigkeit heraus vom Menschen Besitz zu ergreifen. Sie handelten von nun an eigenverantwortlich und haben noch heute nach Auffassung des Klerus persönliche Namen. So ist es denn auch ein fester Bestandteil im Ablauf des Exorzismus-Rituals, den Namen des Dämons herauszufinden, um ihn auf diese Weise zu bannen. Aus einer beispielsweise psychischen Krankheit wird ein höchst persönlicher Kampf zwischen Patient und teuflischer Macht. Das psychische Leiden wird tief im Patienten verwurzelt. Solchermaßen gebrandmarkt und vom Dämon besessen, trägt der Glaube sicher nicht zur Heilung bei. Im Gegenteil: Er macht Angst, und »Angst essen Seele auf«, wie ein afrikanisches Sprichwort sagt.

Im Falle der Studentin Anneliese Michel, die in einem streng katholischen Elternhaus groß wurde, ist sattsam belegt, dass sie den Dämonengeschichten der Priester glaubte und auf deren Rat sogar die ärztliche Behandlung ihres Epilepsieleidens abbrach. Sie hielt sich für zutiefst sündig und schuldbeladen. Weil sie aber nicht wusste, was sie sich eigentlich vorzuwerfen hatte, glaubte sie, sie sei verflucht. Ihrer offenbar immanenten Bosheit versuchte sie durch strenge Bußübungen zu begegnen; als aber auch die beiden großen Exorzismen sie von ihrem Leiden nicht befreien konnten, hungerte sie sich regelrecht zu Tode. Einmal während eines Anfalls– Anneliese lebte in einem Studentinnenwohnheim einer Rosenkranzgebetsgruppe– wollten Kommilitoninnen einen Notarzt rufen, doch die Studentin verhinderte das. Stattdessen bestellte sie einen Exorzisten, vollkommen

davon überzeugt, der Böse selbst wohne in ihr. Und ihre Exorzisten wollten sogar noch weitere dämonische Geister in ihr ausgemacht haben, darunter Hitler und Nero!

Anneliese hatte zusätzlich zu ihrer Epilepsie eine massive Paranoia entwickelt. Es wird vermutet, dass medikamentöse Therapien ohne begleitenden religiösen Psychoterror durch Elternhaus und Kirche der angehenden Lehrerin hätten helfen können. Auch *post mortem* ließen sie »gläubige« Katholiken nicht ruhen. So behauptete eine Nonne aus dem Allgäu, die Verstorbene sei ihr erschienen und habe gesagt, ihr Leichnam würde nicht verwesen. Um dieses vermeintliche Wunder bestätigt zu sehen, ließen ihre Eltern sie unter einem Vorwand exhumieren. Doch der Körper der jungen Frau zeigte alle normalen Zersetzungerscheinungen.

Der Fall hatte erfreulicherweise ein juristisches Nachspiel. Ein Aschaffener Gericht verurteilte die Eltern und die beiden Exorzisten, Pfarrer Alt und Pater Renz, wegen unterlassener Hilfeleistung (sie hatten ärztliche Maßnahmen verhindert) zu jeweils sechs Monaten Haft auf Bewährung.

Angeichts der Tatsache, dass psychisch leidende Menschen noch immer zu Tausenden von katholischen Exorzisten seelisch gefoltert werden, auch wenn die Kirche vorgibt, streng zwischen »wirklichen psychischen Erkrankungen« und »Besessenheit durch böse Dämonen« unterscheiden zu können, wird es höchste Zeit, mit der gemeingefährlichen und äußerst dämlichen mittelalterlichen Erfindung der Teufelsaustreibung endlich Schluss zu machen.

Extrembügeln

»Extrembügeln ist eine ausschließlich im Freien ausgetragene Extremsportart mit dem Ziel, selbst unter anspruchsvollsten klimatischen, geografischen und körperlichen Bedingungen mittels eines heißen Bügeleisens und eines Bügelbretts Wäsche zu bügeln«, so weiß Wikipedia zu vermelden. Und wenn Wiki das sagt, dann ist es heutzutage etabliert.

Doch was verbirgt sich hinter dieser durchaus anspruchsvollen Extremsportart? Lassen wir den Erfinder, den Fabrikarbeiter und begeisterten Bergsteiger Phillip Shaw (kein Nachfahre von Bernhard) aus Leicester (Großbritannien) zu Wort kommen. Nach der offiziellen Website seiner Extreme Ironing Association ist Extrembügeln die neueste Risikosportart, die den Nervenkitzel extremer Aktivität in freier Natur mit der Befriedigung angesichts eines perfekt gebügelten Hemdes vereint.

Dieser faszinierenden Idee konnten sich viele Menschen mit dem psychologisch nicht hoch genug einzuschätzenden Ziel der Selbstverwirklichung offenbar nicht entziehen. Erster Adept war Paul Nicks, ein Freund des Erfinders. Bald folgten weitere begeisterte Jünger dieses neuen Sports, der nicht lange auf den verschrobenen Inselstaat begrenzt blieb. In Deutschland etablierte sich im Jahr 2000 die German Extreme Ironing Section (GEIS) mit Sitz in München, die im Folgejahr das Extremplätten auf dem Kulturfestival KINO24 der erstaunten Öffentlichkeit präsentierte. Seitdem ist der Siegeszug nicht mehr zu bremsen, denn rasch fanden sich industrielle Sponsoren, natürlich Bügeleisen- und Waschmittelhersteller. Schon 2002 fand die erste Weltmeisterschaft auf einem rund drei Kilometer langen Parcours durch Wald und Bergbach, über eine Kletter- und Hauswand im bayerischen Dorf Valley statt. 75 Teilnehmer aus neun Nationen kämpften dabei um die Siegesehre. Eine eigene Trophäe setzte aber erst 2003 das englische Extreme Ironing Bureau aus. Erster Träger dieses begehrten Preises wurde der Südafrikaner Troye Wallet, der am Seil hängend über einer 300 m tiefen Schlucht bügelte.



Ein Extrembügler auf dem Felsturm Rivelin Needle in Sheffield, Großbritannien.

Inzwischen stellten Extrembügler zahlreiche Weltrekorde auf. Iron Man (*to iron* steht im Englischen für bügeln) Carrick holte sich den Höhenbügelrekord auf dem 6962 m hohen Aconcagua in Argentinien. Louise »Dive Girl« Trewavas plättete in 100m Meerestiefe vor der Küste Ägyptens. Und Matthew »Crease Lightnin'« Hearne bügelte während eines London-Marathonlaufs.

Heute haben sich bereits verschiedene feste Disziplinen dieses faszinierenden Sports entwickelt:

Air Style: In Sportflugzeugen oder beim Basejumping

Forest Style: Im Wald, meist auf Bäumen

Freestyle: Dazu gehört alles, was in keine andere Kategorie passt

Rocky Style: Auf Berggipfeln, an Steilwänden und Überhängen oder etwa in Felskaminen

Synchrone Ironing: Der Mannschaftssport

Water Style: Bügeln auf oder unter dem Wasser, meist im Taucheranzug; aber auch auf Surfbrettern oder Wasserski lassen sich Anzugshemden glätten.

Extrempiercing

Niemand wäre auf den Gedanken gekommen, in den Goldenen Zwanzigern, dem modebewussten Jahrzehnt vor dem Zweiten Weltkrieg, einer Dame der Gesellschaft das Kompliment zu machen: »Sie haben aber ein hübsches Piercing«, wenn nichts anderes gemeint war als ein Paar Diamantohrstecker.

Die an sich logisch schwer nachvollziehbare Sitte, sich Löcher in die Ohrläppchen zu stechen und Dinge hineinzuhängen, ist uralte, und das nicht nur bei Frauen, die sich aufhübschen wollen. Auch Männer trugen seit eh und je diesen merkwürdigen Schmuck. Die ältesten bekannten Ohrstecker und Ohrringe stammen aus der Stadt Chifeng in der Inneren Mongolei (heute China) aus der Zeit um 6200 und 5500 v. Chr. Sie waren zwischen 2,5 und 6 Zentimeter groß und aus Jade gefertigt. Im altmesopotamischen Ur fanden sich mondsichelartig verdickte große Frauenohrringe aus dem 4. Jahrtausend v. Chr. Und im alten Ägypten sind sie seit der 18. Dynastie (2. Jahrtausend v. Chr.) bekannt, ebenfalls in Gestalt von Ringen. Im klassischen Griechenland dann wurden die Frauen anspruchsvoller, als Ohrgehänge dienten neben Ringen und verschiedenen Steckern auch kleine Figürchen oder Miniaturamphoren. (Aber wer hängt sich schon– und warum– kleine Krüge an die Ohren?) Im spätantiken Byzantinischen Reich waren die Schmuckstücke, die man an seine Ohren montierte, bereits aus mehreren Einzelteilen komplex zusammengesetzt und baumelten wie kleine oder auch größere Kettchen aus allerlei Perlen, runden und eckigen Metallplättchen, Lederbändchen und sonstigem Miniaturnippes neben den Kiefergelenken herunter.



Essen und Trinken fällt mit diesem Gesichtsschmuck ausgesprochen schwer.

Im europäischen Mittelalter gerieten Ohrhänger fast in Vergessenheit. Die zu dieser Zeit üblichen Haartrachten und Kopfhauben hätten sie auch kaum zur Geltung kommen lassen. Allenfalls Damen des Hochadels trugen dezente, tropfenförmige

Ohrhänger. Erst im Biedermeier feierte der Ohrschmuck ein immer noch bescheidenes Comeback. Aber er hatte eigentlich kein wirkliches Eigenleben, denn er fungierte in erster Linie als passende Ergänzung zu Halsketten und Armbändern und musste sich im Stil diesen anpassen. Eine Sonderstellung nahm das Ohrläppchenstechen schließlich im 17. bis 19. Jahrhundert ein, als die Ärzte es entdeckten und leidenden Patientinnen verordneten. Es sollte gegen Augenleiden helfen. Weil hier die Schmuckfunktion fehlte, waren die Hänger selbst recht bescheiden. Manchmal begnügten sich die Mediziner mit durchgezogenen Seide- oder Golddrahtfäden.



Dieser junge Mann ist entweder ein Drogenjunkie oder ein Medizinstudent, der gerade Impfen im Selbstversuch lernt.

So weit ist das Phänomen Ohrschmuck kulturell noch nachvollziehbar. In jüngster Zeit allerdings treibt die Spaßgesellschaft bizarre Blüten. Dabei breitet sich die alte Ohrstechtradition auf alle möglichen Körperteile aus: die Zunge, die Lippen, die Überaugenwülste und, buchstäblich bergab am Körper, die Brustwarzen, Nabel, Klitoris beziehungsweise Penis– und alles, was dazwischen ist. Dabei macht man nicht selten völlig unmotiviert Anleihen bei alten religiösen Buß- und Askesetechniken der Selbstverletzung mit Metallhaken und langen Nadeln, teils aus dem Hinduismus, teils aus dem schiitischen Islam. Aber sind das wirklich alles nur Fun-Aktionen? Oder nicht doch eher psychisch begründete Auswüchse eben der Spaßgesellschaft? Stellen die dermaßen Gepierchten möglicherweise zu Recht fest: »Wenn mir die Gesellschaft schon keinerlei menschliche Werte mehr vermittelt, ja, wenn es solche Werte vielleicht in Wirklichkeit gar nicht gibt, dann kann ich mir doch gleich ein paar Dutzend lange Nadeln durchs Gesicht und in den Hals treiben oder– noch subtiler– einfach zwanzig Impfnadeln und einige kleine Narrenschellen ins Antlitz pflastern. Dann kann wenigstens jeder sehen, wie es in mir aussieht.« Der Psychologe wird

sich allerdings durch solche merkwürdigen Accessoires nicht lange ablenken lassen. Er wird ihren Trägern in die Augen sehen und vermutlich bemerken: Glückliche oder dem Lebenssinn näher gekommen sind auch sie nicht.

FarmVille, Tamagotchi & Co.

Wer begibt sich schon gerne freiwillig in Abhängigkeiten, die ihm nichts anderes eintragen als Zeitverlust und drohendes Suchtverhalten? Offenbar Millionen Menschen, wie erstmals 1996/97 klar wurde, als ausgehend von Japan das Tamagotchi die Welt eroberte. *Tamago* ist das japanische Wort für Ei, und *gotchi* kommt vom japanisierten englischen Begriff für Uhr, also *watch*, nämlich *wotchi*. Tamagotchi bedeutet also nichts anderes als Eieruhr. Das Wort beschreibt das kleine Ding, das so heißt, recht gut: Es ist eiförmig und hat die Größe einer Sportstoppuhr. Aber nicht nur die Form hat etwas mit dem Ei zu tun. Der winzige Spielcomputer hat ein Display, auf dem nach dem ersten Einschalten das sehr grob gepixelte (16 x 32) Abbild eines kleinen Kükens schlüpft. Und sofort kommt auch die Uhr ins Spiel, denn das kleine virtuelle Wesen lässt seinem Spieler keine Ruhe mehr. Ständig will es gehegt und gepflegt sein. Zu den unmöglichsten Zeiten meldet es sich, weil es Durst hat, fressen will oder Streicheleinheiten einfordert. Glücklicherweise hat es manchmal auch ein Schlafbedürfnis. Vernachlässigt man den Cyberdämon in Taschenformat, dann verhungert oder verdurstet er oder stirbt gar kläglich an seelischer Vernachlässigung. Kümmert man sich um ihn allerdings wie eine junge Mutter um ihren Tag und Nacht nervenden Säugling, dann entwickelt er so etwas wie einen individuellen Charakter.

Als die japanische Firma Bandai das Tamagotchi 1996 auf den Markt brachte, war es in Japan sofort ein Verkaufsschlager. Schon im Folgejahr eroberte es dann auch die ausländischen Märkte, auch den deutschen. Allerdings erwies sich das alberne Spielzeug nicht als Dauerbrenner. Bereits nach wenigen Monaten hatten die meisten Spieler die Nase voll davon. Es hatte den Reiz des Neuen verloren und die immer gleichen Aufgaben, die es stellte, wurden rasch langweilig.



Das erste Tamagotchi hatte eine Bildauflösung von gerade mal 16 x 32 Pixeln.

Das änderte sich, als die Firma Bandai im April 2004 das Nachfolgemodell Tamagotchi Plus (in Deutschland Tamagotchi Connexion Version 1) auf den Markt brachte und sogleich Woche für Woche rund 100000 Stück davon verkaufte. Dieses neue Tamagotchi wartete mit Überraschungen auf: Es konnte sich sozial mit anderen Tamagotchihaltern vernetzen, sich mit einem Partner paaren und Junge bekommen, und es konnte dem Herrchen oder Frauchen seines Partners– oder seiner Partner– spontan Geschenke machen. Diese Überraschungskomponenten verhalfen ihm zu einem riesigen Verkaufsboom und zu einem regelrechten Tamagotchiefieber. Schon in den Grundschulen bedeutete »Herr Lehrer, ich muss mal auf die Toilette« in Wirklichkeit oft: »Ich muss mal raus, um mich um mein Tamagotchi zu kümmern.«



FarmVille: Meine kleine Farm macht, am Computer gespielt, verdammt viel Arbeit.

Aber die Entwicklung ging noch weiter: 2005 wurde das Tamagotchi mit dem Internet verknüpft, und in den Folgejahren gab es dann immer neue Versionen mit rasch wachsenden Spielmöglichkeiten und neuen Charakteren. Aus dem World Wide Web ließen sich verschiedene virtuelle Objekte herunterladen, die beim Umgang mit dem blöden Küken hilfreich waren. Und für verendete Tamagotchis gab es im Netz sogar einen niedlichen pietätvollen Friedhof.

Spätestens jetzt erfüllte das Tamagotchi eine Reihe der heute von Neurowissenschaftlern identifizierten Voraussetzungen für Suchtgefahr: 1. Die feste Bindung an regelmäßiges Spielen, weil man sonst bestraft wird, das Tamagotchi kann ja verenden. Weil der Spieler mit anderen Spielern kooperiert, werden diese gleich mit bestraft, so dass der Halter zugleich an Sozialprestige verliert. 2. gibt es sowohl vorhersehbare wie überraschende Belohnungen für regelmäßiges und zeitaufwendiges Spielen. Da kündigt sich etwa Nachwuchs an, oder das Tamagotchi verfügt auf einmal über besonders positive Charaktereigenschaften; auch intensivere Sozialkontakte für Herrchen und Küken können sich anbahnen. 3. Als wichtig für die Entwicklung von Suchtverhalten haben die Neurologen auch das Zufallsprinzip erkannt. Nicht alles darf plan- oder berechenbar sein, sonst vergeht der innere Zwang, immer wieder mal in das Spiel reinzuschauen, um zu sehen, ob sich etwas Interessantes ereignet hat. 4. Der Appell an so etwas wie Verantwortungsgefühl: Der Spieler entscheidet durch sein gegebenenfalls nachlässiges Verhalten nicht nur über Leben und Tod des virtuellen Tierchens, er muss auch seinen Mitspielern gegenüber Verantwortung übernehmen.

Die Neurologen wissen heute, dass dies alles sichtbare Spuren im Gehirn hinterlässt, vor allem im frontalen Bereich, der nicht zuletzt für unsere Emotionen zuständig ist und in dem sich das Suchtverhalten auch gleichsam hardwaremäßig

anbahnt und festschreibt.

Noch immer lebt das Tamagotchi in ständig neuen Versionen fort (so gibt es seit 2009 zum Beispiel Tamagotchis mit Infrarotschnittstelle zum Hightech-Handy), doch den Rang abgelaufen haben ihm in den letzten Jahren eine Reihe ebenso dämlicher Online-Computerspiele, allen voran FarmVille auf der Plattform Facebook. Anfang 2010 spielten es weltweit rund 80 Millionen Menschen, oft mehrere Stunden am Tag. Statt um einige wenige junge Hühnervögel hat sich der Teilnehmer jetzt gleich um einen kompletten Bauernhof zu kümmern. Er muss säen, umpflanzen, ernten, Tiere füttern und so weiter, und so weiter. Dazu unterbricht er denn auch bereitwillig mal den Fernsehkrimi kurz vor der Ergreifung des Täters, weil ihm sonst die gesamte Ernte verdirbt, ein Viehbestand krepirt oder seine zahlreichen Mitspieler aus irgendeinem Grunde sauer sind. Uhrzeiten einhalten ist wichtig!

Wer tut sich so etwas freiwillig an? Abermillionen, doch weil es immer Neues und immer noch Komplexeres im Internet gibt, scheinen auch die Stunden von FarmVille langsam (sehr langsam) gezählt. Ende 2011 war die Spielerzahl auf »nur noch« 34 Millionen gesunken. Kein Wunder eigentlich, kann man doch neuerdings ganze Privatflughäfen bauen und mit den modernsten Jets die Freunde in aller Welt virtuell besuchen, wie es die einschlägige Werbung verspricht.

Feuerwerksprojektor

Sie wollen es bei einer Party mit Ihren Freunden oder auch ganz einfach im trauten Kreis Ihrer Familie mal so richtig krachen lassen, aber leider ist gerade nicht Silvester und eine Sondergenehmigung vom Ordnungsamt bekommen Sie auch nicht, weil Sie nun mal keinen VIP-Status haben? Dann könnte der japanische Feuerwerksprojektor Uchiage Hanabi Ihr Problem lösen. Sie stellen ihn einfach auf den Wohnzimmertisch und schalten ihn ein. Sofort wirft er ein erstaunliches Lichtspektakel an Ihre Wand. Ständig starten und explodieren neue Raketen in Ihrem Wohnzimmer.

Und natürlich sehen Sie das Feuerwerk nicht nur. Sie hören auch einen ohrenbetäubenden Lärm dazu. Nur der Pulvergestank fehlt, was dem Live-Erlebnis ein wenig Abbruch tut. Aber vielleicht können Sie in einem feuerfesten Schälchen ja ein paar alte Socken ankokeln.



Mit dem kleinen Gerät lassen sich aufregende Feiern arrangieren. Dabei kann man es an der weißen Wand so richtig krachen lassen.

Flashmob

Eigentlich begann alles als eine Art psychologisches Experiment, als am 3. Juni 2003 der New Yorker Journalist Bill Wasik zeigen wollte, wie Menschenmengen sich manipulieren und völlig sinnfrei vorführen lassen. Behavioristen hätten gesagt, Wasik habe das sogenannte Schwarmverhalten untersucht.

Geschehen war konkret Folgendes: Der Journalist animierte über Ketten-E-Mails und Internet-Chat mehr als hundert Zeitgenossen, die Sinn für Unsinn haben. Er erklärte ihnen, was er von ihnen erwartete beziehungsweise was sie wo tun sollten. Und das taten sie denn auch. Sie versammelten sich zu vereinbarter Stunde vor einem Kaufhaus und marschierten gemeinsam in die Teppichabteilung. Dort erzählten sie dem erstaunten Personal eine eigenwillige Geschichte. Sie seien eine »Schmusegemeinschaft« und würden einen »Liebesteppich« suchen. Die Entscheidung über den Kauf könnten sie natürlich nur alle gemeinsam treffen. Danach zog der Schwarm wieder ab und begab sich, mittlerweile angewachsen, in die Empfangshalle eines großen Hotels, nur um dort genau 15 Sekunden lang zu applaudieren und dann das Haus wieder zu verlassen. Nächstes Ziel war ein Schuhgeschäft, in dem sie behaupteten, Touristen zu sein und den Laden besichtigen zu wollen. Wasik hatte sein Ziel erreicht. Er konnte nachweisen, dass Menschen jeden Unsinn mitmachen, wenn man sie dazu auffordert und, das ist eine wesentliche Voraussetzung, sie nicht allein agieren müssen, sondern sich in der Menge verstecken können. Diese Konformität, so Wasik, sei aber nicht nur ein Schutz davor, persönlich für den Unfug belangt zu werden, sie vermittele auch ein Gemeinschaftsgefühl: »Ich gehöre zu irgendetwas dazu– ganz gleich wie sinnlos es auch ist.«



Am 27. September 2003 traf sich scheinbar spontan eine Menschenmenge vor einem Wiener

Wasiks Aktion fand rasch Nachahmer. Internet und Handys machten es möglich. Noch im selben Jahr schwappte die Welle nach Europa über. Und bald bürgerte sich für derartige Aktionen die Bezeichnung Flashmob ein. Flash ist im Englischen der Blitz, und blitzschnell fand sich ja die Menschenmenge, der Mob, zusammen. Genauso schnell war aber auch das Interesse an diesen Überraschungsaktionen erloschen. 2004 gab es kaum noch Flashmobs.

Zu neuer Blüte erwachte der Massenulk dann 2007, als einige große Organisationen auf den Gedanken kamen, Flashmobs mit politischen Aussagen zu verknüpfen, was dann natürlich auch das Medieninteresse neu belebte. Selbst in diesem Kontext blieb genügend Raum für reine Nonsense-Aktionen. So stürmten am 20. Januar 2008 rund 700 Menschen eine Münchner McDonald's-Filiale und orderten gemeinsam 4385 Ham- und Cheeseburger. Gut einen Monat später, am 29. März, kauften Flashmobber in Berlin bei McDonald's sogar 10355 Burger in einer einzigen Bestellung. Als am 31. Januar 2008 rund 200 Menschen im New Yorker Grand Central Terminal auf ein geheimes Zeichen hin für fünf Minuten in eine kollektive Starre verfielen, machte ein Internetvideo diese Aktion weltweit bekannt: Über 30 Millionen mal wurde es angeklickt. Am 4. April 2009 kamen einige Tausend junge Leute auf dem Platz vor dem Kölner Dom zusammen und veranstalteten dort eine lebhaft Küssenschlacht, bei der mehr Federn flogen als in jedem Frau-Holle-Film.

Wer dabei nicht nur im Internet zuschauen oder sich live von einem Flashmob überraschen lassen möchte, sondern mitmachen will, der findet aktuelle Termine hierzulande beim deutschen Flashmob-Portal unter www.flash-mob.de.



Gartenzwerge

Wären Gartenzwerge nicht von Haus aus mehrheitlich stumm (es gibt nur einige wenige sprechende Exemplare), ginge ein großes Lärmen durch unser Land, denn die Vorgärten der Republik werden von rund 25 Millionen mehr oder weniger possierlichen Wichteln aus Ton, Porzellan, Gips, Gießharz oder Plastik bevölkert. Würde man sie zum Landesschutz einziehen und längs der 3757 Kilometer langen deutschen Staatsgrenze postieren, käme alle 15 Zentimeter einer zu stehen. Geht man davon aus, dass jeder Gartenzwerg im Durchschnitt etwa 15 Zentimeter breit ist, könnte man mit dieser Armee die deutschen Grenzen komplett dichtmachen. Woher kommt dieses Millionenheer?

Autochthone Deutsche sind diese Gnomen nicht. Ihren mythologischen Ursprüngen in grauer Vorzeit nach stammen sie einerseits aus der skandinavischen, andererseits aus der griechischen Sagenwelt. Und auch anderenorts auf der Erde trieben sie in der Vor- und Frühgeschichte ihr Wesen, wenn auch noch nicht als Gartenzwerge. In der Renaissancezeit, als es Mode war, die Herrschaften an Fürsten- und Königshöfen mit kleinwüchsigen Menschen zu erheitern, wurden auch die Zwergefiguren domestiziert, aber zum großen Durchbruch verhalf ihnen erst der Grazer Barockarchitekt Johann Bernhard Fischer von Erlach, der um 1690 vor dem Salzburger Barockschloss Mirabell einen Zwergerlgarten einrichtete. Fischer von Erlach ist der eigentliche Erfinder der Gartenzwerge. Im Schlossgarten standen 28 aus Marmor skulptierte groteske Gnomen. Die meisten von ihnen haben die Jahrhunderte überlebt und stehen heute noch dort.



Im Laufe der Zeit haben sich die Gartenzwerge gewandelt: Aus der strengen Gestalt im Schlossgarten von Mirabell ...



... sind ausgewilderte lustige Gesellen geworden.

Zwerge können bekanntlich sehr alt werden. Das Salzburger Vorbild machte bald Schule. Schon vor 1750 fabrizierte die kaiserliche Hofmanufaktur zu Wien Porzellanwichtel in Serie und beglückte damit fürstliche Gärten und Parks. Ab dem frühen 19. Jahrhundert wollte das gemeine Volk– auch im Ausland– nicht nachstehen. Vor allem England und Deutschland erlebten Zwergeninvasionen. Deutschland verdankt der Alpennation also nicht nur einen Führer, sondern auch eine Armee, und die wurde bis zum heutigen Tag immer größer. Freilich gab es auch Rückschläge, etwa in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Menschen hatten andere Sorgen als eine Gartenzwergidylle. Aber seit den 1980er-Jahren sind die Wichtel wieder auf dem Vormarsch, und diesmal– im Zeichen der Globalisierung– weltweit. Allerdings gehen sie mit der Zeit. Heute geben sie sich kaum noch romantisch, sondern eher provokativ und unangepasst. So treiben Gnomen mit nacktem Hintern, Stinkefingern und Attributen wie stehenden Messern oder geschulterten Gewehren ihr Unwesen inmitten der Blumenrabatten. Selbst große Geister wie der bedeutende Verleger Heinrich Maria Ledig-Rowohlt konnten sich der starken Aussagekraft dieser auch als »Frustzwerg« apostrophierten Spezies nicht entziehen. An der Rückwand seines riesigen Büros stand ein schlichtes, deckenhohes Bücherregal, in dem sich neben literarischen Werken auch recht eigenwillige Gartenzwerge breit machten. Einer saß auf einem Regalbrett und angelte mit weit ausgestreckter Rute und langer Schnur frei in den Raum hinein, ein anderer lag bäuchlings zwischen den Büchern, das grimmige Gesicht ebenso wie ein Maschinengewehr auf den Besucher gerichtet.

So etwas provoziert zuweilen. Und wir würden nicht in Deutschland leben, käme es nicht wegen der Frustwichtel regelmäßig auch zu Gerichtsprozessen. Jene um Gebrauchsmusterverletzungen wegen der Produktion von Plagiaten sind noch die

harmlosesten. Nach §§1004I BGB und 823I BGB haben Anlieger nämlich das Recht, die Entfernung von Gartenzwerge einzuklagen, wenn sie sich durch diese belästigt, in ihrer Ehre gekränkt oder sonst wie beleidigt fühlen. Man bedenke: Als Belästigung kann so mancher gute Deutsche bereits den erzwungenen Anblick von Kitsch empfinden, der ihm den Aufenthalt im eigenen Garten vermiest. Dazu ein Richter: »Unerheblich ist, dass es sich bei diesen Zwergen um Kunstgegenstände handelt. Die Kunstfreiheit findet ihre Grenzen in dem durch Art.2I mit Art.1I GG gewährleisteten allgemeinen Persönlichkeitsrecht.« Im Einzelnen wurde in einem konkreten Fall ein Beklagter dazu verurteilt, folgende Frustgnomen aus seinem Garten und hinter seinen Fenstern zu entfernen:

- den Zwerg, der an die Nase zeigt und die Zunge herausstreckt,
- den Zwerg, der den »Vogel« zeigt und die Zunge herausstreckt,
- den Zwerg, der die Zunge herausstreckt und die geöffneten Hände hinter beide Ohren hält,
- den Zwerg, der die Zunge herausstreckt und die Mundwinkel breitzieht,
- den Zwerg, der die Zunge herausstreckt und den linken Arm an seinen Hut hält,
- den Zwerg, der die Zunge herausstreckt und sich beim Ortstermin am 11.1.1994 rechts im Fenster des Anwesens des Beklagten befand,
- den Zwerg, der das bloße Hinterteil zeigt und sich beim Ortstermin am 11.1.1994 neben dem unter 6. beschriebenen Zwerg befand,
- den Zwerg, der die Zunge herausstreckt, gleichzeitig das Victoryzeichen zeigt und sich beim Ortstermin am 11.1.1994 im Fenster des Anwesens des Beklagten befand,
- den Zwerg, der die Zunge herausstreckt, die geöffneten Hände hinter beide Ohren hält und sich beim Ortstermin am 11.1.1994 in einem zur Straßenseite hin gelegenen Fenster befand,
- den Zwerg, der sich die Nase zuhält und sich beim Ortstermin am 11.1.1994 in einem zur Straßenseite hin gelegenen Fenster befand.

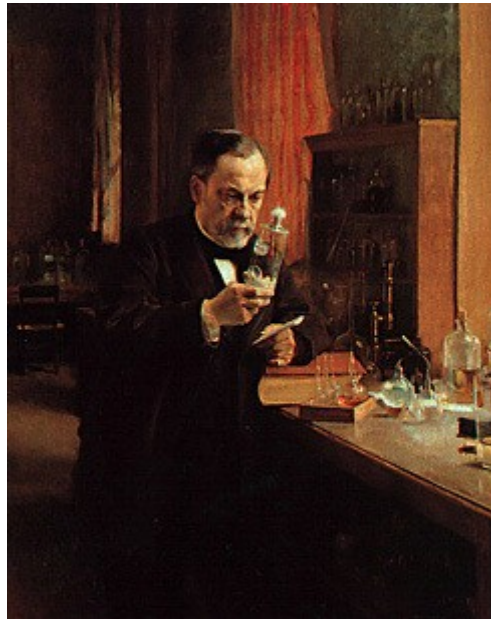
Kein Wunder, dass solch harte Zwergenverfolgung von Staats wegen die Entstehung von politischen Interessengruppen herausfordert. Und auch diese opponieren nicht selten gegeneinander. So entstand 1981 in Basel die Internationale Vereinigung zum Schutz der Gartenzwerge. Ihr Ziel ist die Pflege und Verteidigung der ernsthaften Nanologie (Zwergenkunde). Sie setzt sich dafür ein, dass Gartenzwerge in ihrem Sinne korrekt zu sein haben. Sie müssen also eine Zipfelmütze tragen, einen Bart besitzen und männlichen Geschlechts sein. Ihre Größe darf 69 Zentimeter nicht überschreiten. Über solche historisch nicht mal ganz korrekten Forderungen gehen die Produzenten offenbar erfolgreich hinweg, denn heute, wie übrigens auch schon im Zwergerlgarten des Schlosses Mirabell, begegnet der Vorgartenbetrachter auch weiblichen Gartenzwerge. Vielleicht sollte sich eines der zuständigen Berliner Ministerien dieser Frage ernsthaft annehmen und die Querelen ein für alle Mal durch ein Gesetz beendigen, das entweder eine feste Quote für weibliche Gartenzwerge vorschreibt oder männerbündlerische Vereinigungen ohne historisches Bewusstsein verbietet. Bei Zuwiderhandlung drohen hohe Bußgelder.

Doch nicht alle Vereine sehen die Sache so ernst. Jedenfalls nicht die internationale Front zur Befreiung der Gartenzwerge– in Frankreich durch die Front de Libération des Nains de Jardins und in Italien durch die MALAG(Movimento Autonomo per la Liberazione delle Anime da Giardino) vertreten. Diese wohlmeinenden Organisationen befreien die possierlichen kleinen Kerlchen aus der Enge der Vorgärten und wildern sie in Wald und Flur aus.

Gen- und Klon-Patente

1873 erhielt der französische Chemiker Louis Pasteur ein epochales Patent, epochal insofern, als es das erste war, das jemals auf Lebewesen erteilt wurde. Zu seiner Zeit erregte das zwar noch kein großes Aufsehen, heute aber gilt es als Meilenstein auf einem von vielen als desaströs und gefährlich betrachteten Weg, weil er die heiß umstrittene und ethisch schwer zu beantwortende Frage impliziert: Lässt sich Leben überhaupt patentieren und was genau gilt als Lebewesen?

Pasteur hatte nicht einmal ein Lebewesen, oder besser gesagt eine biologische Art, erfunden, sondern lediglich ein Verfahren entwickelt, das es erlaubte, eine bestimmte Hefeart in Reinkultur zu isolieren. Weil er und nur er mit dieser Hefe wissenschaftlich weiterarbeiten wollte, nutzte er das Patent, um andere Forscher davon abzuhalten. Er wollte diese Hefe allein für sich in Anspruch nehmen und Erfolg und Ruhm nicht mit seinen Kollegen teilen. Heute geht es bei dem Bemühen um vergleichbare Patente ebenfalls um Alleinstellung, allerdings in erster Linie um ökonomische. Basis für diesen neuen Trend ist die moderne Molekularbiologie, die seit den 1970er-Jahren immer stärker manipulativ und direkt in das Erbgut von Lebewesen eingreift und auf diese Weise zu modifizieren versucht. So entstehen neue biologische Arten– Pflanzen wie auch Tiere–, die es so in der Natur bisher nicht gegeben hat und die rein evolutionär möglicherweise auch niemals entstanden wären, da sie den Kampf ums Überleben nicht bestanden hätten.



Der Erste, der ein Patent auf von ihm in Reinkultur gezüchtete Lebewesen erhielt, war 1873 Louis Pasteur.

Natürlich geben industrielle Forschungsunternehmen sehr viel Geld aus, um diese naturfremden Spezies zu erzeugen, und weil diese Firmen fast niemals von Wissenschaftlern, sondern von Betriebswirten und Bankern geleitet werden, geht es natürlich um Rendite, nicht darum, die Menschheit etwa mit schädlingsresistenten Getreidearten oder für die medizinische Forschung besonders geeigneten Mäusen zu beglücken. Nur, was hier im Labor entsteht, sind Lebewesen, und es fragt sich mit Recht: Können und dürfen diese Lebewesen überhaupt geschaffen werden und wenn ja, können und dürfen sie einem einzigen »Erfinder« oder etwa einer Aktiengesellschaft zur alleinigen »Nutzung« zugesprochen werden?

Die Patentjuristen standen anfangs vor einem großen Dilemma. Seit den 1980er-Jahren wurden sie jährlich mit Tausenden entsprechender Patentanträge

bombardiert. Schon 1930 erließ die USA ein Gesetz, das es gestattete, asexuell vermehrte Pflanzen zu patentieren. Das klingt besonders befremdlich, denn bei dieser Art des Klonens wird das Lebewesen ja nicht einmal in irgendeiner Weise verändert. Im Klartext: Ein aus einem Samen aufgewachsener Weidenbaum ist nicht patentfähig, ein aus einem Steckling gezogener aber sehr wohl. Das verstehe, wer will. 1985 erlaubte das Board of Patent Appeals auch noch Patente auf Pflanzen, die sexuell oder *in vitro* vermehrt wurden. Tiere aber schloss man von dieser Regelung generell aus.

Heute sieht es anders aus, denn die Antragsteller wollen primär ja gar keine neuen Tiere patentieren, sondern nur veränderte Gene, mit denen diese Tiere ausgestattet sind. Das hat auch Auswirkungen auf die juristische Situation. Zwar lehnte das United States Patent and Trademark Office 1987 noch eine Patenterteilung auf eine Auster mit einem zusätzlichen Chromosomensatz ab; aber schon ein Jahr später vergab es zwei Harvard-Forschern ein Patent auf eine transgene Maus.

Das löste weltweit Proteste aus, und zwar aus zweierlei Gründen: Zum einen hatten sich internationale Patentjuristen mehr oder weniger darauf geeinigt, dass es ein solches Recht zur alleinigen Nutzung und gewerblichen Verwertung von Tier- oder Pflanzenrassen nicht geben dürfe. Zum anderen meldeten sich die Bioethiker zu Wort, denn die Genmaus war so »programmiert«, dass sie besonders krebsanfällig war. Sie sollte ein »ideales« Versuchstier für die Pharmaindustrie werden und sich gewinnbringend und in großen Stückzahlen verkaufen lassen. Vorprogrammiertes Leiden. Die US-Juristen setzten sich über beide Vorhaltungen hinweg: Erstens sei diese transgene Maus gar keine »Tierrasse«, zweitens müsse man den generellen Nutzen für den Menschen (hier unter anderem repräsentiert durch die Aktionäre der Pharmaunternehmen und die »Erfinder«) über das demgegenüber zu vernachlässigende Leid der Mäuse stellen. »Hedonistisches Kalkül« nennen Justizwissenschaftler dieses Prozedere heute.

Kanada und andere Staaten entschieden sich allerdings gegen das Patent an der Krebsmaus. Begründung: Höhere Lebensformen dürfen generell nicht patentfähig werden, da sie »keine Anfertigung oder Zusammensetzung im Sinne einer Erfindung« seien. Vor diesem Hintergrund ist es allerdings verwunderlich, dass gentechnisch veränderte Mikroorganismen und auch mit einem Onkogen (also bösartige Geschwülste bewirkendem Gen) injizierte Eizellen in Kanada dann doch patentiert werden dürfen.

Das Europäische Patentamt (EPA) wiederum vergibt seit 1989 Patente auf transgene Pflanzen, allerdings– und das ist eine juristische Spitzfindigkeit– nicht auf die Pflanzensorten selbst, sondern nur auf die biotechnischen Verfahren, mit denen sie erzeugt werden. In der Praxis läuft das meist auf dasselbe hinaus. Und neue Tierrassen dürfen nach dem Willen des EPA schon gar nicht patentiert werden. Jetzt aber wird es wirklich raffiniert im europäischen Recht: Was das Patentrecht nicht vermag, wurde durch die Hintertür mittels Sortenschutzrecht eingeführt. Und das greift noch viel weiter, denn es betrifft nicht nur genetisch veränderte Organismen, sondern auch klassische Neuzüchtungen, wie sie schon seit Jahrtausenden üblich sind, etwa bei Zierblumen, Obstsorten, Kartoffeln oder auch Hunden, Hühnern, Schweinen oder Schafen.

Dank des Sortenschutzrechts kann ein Züchter, aber auch der Entdecker einer neuen Sorte, einen Alleinnutzungsanspruch anmelden, und zwar entweder beim Bundessortenamt oder gleich europaweit beim Gemeinschaftlichen Sortenamt im französischen Angers. In der Praxis bedeutet das, dass zum Beispiel Kartoffelbauern die gute alte und allseits beliebte Kartoffelsorte Linda von einem Tag auf den anderen nicht mehr auf ihren Feldern kultivieren dürfen. Der Hintergrund ist

folgender: 30 Jahre lang hatte die Firma Europlant Pflanzenzucht GmbH aus Lüneburg eine Zulassung samt Sortenschutz für die Kartoffelsorte Linda. Dieser Schutz ist 2004 abgelaufen. Man müsste meinen, dass nun jedermann Linda frei anbauen und Saatgut weiterverkaufen könne. So jedenfalls würde es das Patentrecht regeln. Ein abgelaufenes Patent ist frei nutzbar. Anders beim Sortenschutz. Zwar hat Europlant den Sortenschutz verloren. Aber das bedeutet zugleich, dass damit die Zulassung dieser Sorte auf dem Markt erloschen ist. Und das wiederum heißt, dass Linda überhaupt nicht mehr angebaut und vermarktet werden darf! Dem Geschäftsführer von Europlant, Jürgen Renatus, erscheint das sinnvoll und logisch, wenn nämlich nun jedermann Linda anbauen dürfte, seine Firma aber keine Kontrolle und keinen Einfluss mehr habe, dann führe das möglicherweise zu Überangebot und Preisverfall. Mit dem Patentrecht wäre diese Denkweise des Sortenschutzes nicht vereinbar.

Ähnlich absurde Blüten treibt die Rechtsprechung mit dem Symbol ®, der Registered Trademark bzw. dem Eingetragenen Warenzeichen. Haben Sie schon einmal eine Kombination wie diese gesehen: Bernhardiner®? Was auf den ersten Blick wie ein schlechter Scherz wirkt, ist es leider ganz und gar nicht. Wenn sich Hunde verschiedener Rassen unbeaufsichtigt auf der Straße paaren, gibt es nicht selten Mischlinge, die der Volksmund verächtlich Scherenschleifer nennt. Dabei sind diese Hybride nicht selten besonders intelligente und besonders gesunde Tiere.



Diese Hunde dürfen Sie nicht züchten, ohne tüchtig Lizenz zu zahlen: Elos®.

Dieses Prinzip machen sich einige Züchter zunutze, so zum Beispiel Heinz und Marita Zobries, die 1987 begannen, in mehreren Hundegenerationen Eurasier, Bobtails und Chow-Chows miteinander zu kreuzen. Dabei ergaben sich sehr sympathische, aufmerksame und auch recht hübsche Welpen, die sich allerdings, der vielen verschiedenen Gene wegen, nicht gerade sehr ähnlich sind. Die Zobries versuchten, diese »Neuzucht« als neue Rasse bei der Fédération Cynologique Internationale, dem weltweit größten Hundezucht-Dachverband, eintragen zu lassen. Die Organisation lehnte das aber ab, denn das Erscheinungsbild des Eloschaboro, wie die Züchter ihre neuen Mischlinge nannten, war zu inhomogen, zumal inzwischen auch noch Samojeden und Dalmatiner mit von der Partie waren. Aber das geschäftstüchtige Ehepaar gab sich nicht geschlagen. Es beantragte für die wuscheligen Hunde kurzerhand Markenschutz und kam damit durch! Heute heißt diese Hunderasse– oh pardon, es ist ja gar keine anerkannte Rasse, sondern eine bunte Mischung verschiedener Scherenschleifer– offiziell Elo®. Das bringt rechtliche Auswirkungen mit sich: Niemand darf diese Tiere züchten oder ganz einfach sich paaren lassen, ohne die Einwilligung der Rechteinhaber einzuholen und ohne ihnen

einen Tribut zu zollen.

Nun stellt sich sogleich die brennende Frage, ob ich den Welpen zweier streunender Straßenköter, den ich im Gebüsch entdeckt habe, warenrechtlich schützen und damit zugleich ihm und seinen Hundeeltern per Gesetz verbieten kann, sich weiter zu vermehren? Das europäische Recht sieht das im Prinzip vor!

Gottesurteile

Die Lebensgeschichte des alttestamentarischen Propheten Daniel könnte gut und gerne den Stoff für einen historisierenden Blockbuster abgeben. Zusammen mit einigen Freunden, darunter Hananja, Mischael und Asarja, wurde der junge vornehme Jude um 605 v. Chr. nach Babylonien an den Hof des Königs Nebukadnezar II. verschleppt und gelangte dort zu Ehren. Er erhielt den babylonischen Namen Beltschazar (Prinz von Bel), denn der König schätzte ihn als weisen Seher und Traumdeuter. Seine drei engsten Freunde nannte man bei Hofe Schadrach, Meschach und Abed-Nego, und auch sie bekleideten hohe Ämter. Doch Ärger war vorprogrammiert. Die Babylonier verlangten von den jungen Männern, dass sie Nebukadnezar als Gott verehren und sein riesiges goldenes Standbild anbeten sollten. Sie aber blieben ihrem jüdischen Glauben treu und weigerten sich. Einheimische Hofschranzen, die ihnen die Gunst des Herrschers neideten, verlangten, dass man zumindest die drei engen Freunde Daniels als Ketzer in einem großen Feuerofen verbrenne. So wäre es denn auch beinahe gekommen, wäre nicht ein Engel Gottes erschienen und hätte die Flammen aus dem Feuerloch hinausgetrieben.

Dergleichen potenzielle Fantasy-Filmskripte finden sich einige im Alten und später auch im Neuen Testament. Johannes, Lieblingsapostel von Jesus, warfen Schergen in einen Kessel mit siedendem Öl. Gott selber errettete ihn unversehrt. Und als der Apostel Thomas in Indien predigte, erregte er damit den Zorn der einheimischen Bevölkerung. Zur Strafe stellte man ihn mit bloßen Füßen auf glühend heiße Bleche. Da ließ Gott eine kühle Quelle entspringen, welche die Glut auf der Stelle löschte. Die verstörten Inder warfen Thomas daraufhin in einen Feuerofen, doch auch diesem entstieg der Apostel am nächsten Tage unversehrt. Gott ist mit den Seinen.

Dass die christliche Obrigkeit in den folgenden Jahrhunderten diesen märchenhaften Legenden Glauben schenkte, erwies sich als folgenschweres Desaster, denn der Mythos führte zu einer der fatalsten Neuerungen der Kirchengeschichte und der Justiz generell: den Gottesurteilen. Wenn Gott nämlich verhindert, dass Unschuldige verletzt werden oder gar ums Leben kommen, dann durfte man vermeintliche Gesetzesbrecher ja problemlos in lebensbedrohliche Situationen bringen. Gott würde die Gerechten schon beschützen, und wenn die Bösewichter dabei qualvoll starben, dann widerfuhr ihnen schließlich nichts als ihre verdiente, von Gott gesandte Strafe.

Gottesurteile kamen allerdings vereinzelt schon lange vor dem Christentum vor. Bereits um 2100 v. Chr. erwähnt der mesopotamische Codex Ur-Nammu ein Fluss-Ordal (eine Art göttliche Wasserprobe), bei dem Delinquenten ins tiefe Wasser geworfen wurden. Ertranken sie, geschah es nach dem Willen höherer Mächte. Auch im Codex Hammurapi aus dem 18. Jahrhundert v. Chr. ist von ähnlichen »Wasserproben« die Rede.



Nur wer untergeht, ist keine Hexe (nach einer englischen Miniatur aus dem Jahr 1513).

Allerdings blieben derartige Rechtspraktiken in alten Zeiten eher selten. Zu großer Blüte entwickelten sich die Gottesurteile erst im 6. bis 8. Jahrhundert im christlichen Abendland. Hier praktizierte man sie extensiv bis ins 13. und regional sogar bis ins frühe 14. Jahrhundert hinein. Gegenüber den alten mesopotamischen Praktiken wurden sie allerdings auf nachgerade teuflische Art und Weise »verfeinert«. Noch immer wandte man unter anderem die Wasserprobe an, jedoch mit umgekehrtem Vorzeichen: Eine vermeintliche Hexe beispielsweise wurde kreuzweise gefesselt und wie ein Paket zusammengeschnürt, bevor man sie in den Fluss warf. Schwamm sie oben, galt sie als schuldig, ging sie aber wie ein Stein unter, dann galt sie als unschuldig, allerdings ertrank sie dabei nicht selten, bevor man sie aus dem Wasser ziehen und retten konnte. Immerhin: In diesem Fall nahm Gott sie als reine Seele zu sich. Sie durfte sich freuen, nach ihrem Ableben nicht in die Hölle zu gelangen. Überlebte sie allerdings das Gottesurteil, weil sie nicht unterging, wurde sie anschließend als Ketzerin oder Zauberin verbrannt und musste Höllenqualen entgegensehen.

Diese merkwürdig inverse Art der Wasserprobe ließ sich sogar aus religiöser Dogmatik heraus begründen. Als nämlich Johannes der Täufer Christus im Jordan getauft hatte, wurde das Wasser durch den Kontakt mit dem Heiland selbst heilig und scheute seitdem Sünder. Es nahm sie nicht an; es nahm sie nicht auf, sondern spie sie aus. Man muss die Dinge eben drehen, wie die Justiz sie braucht.

Neben der Wasserprobe waren im Mittelalter Feuerproben als Gottesurteile recht verbreitet. Eine Spielart davon war die Heißwasserprobe, bei der der Angeklagte aus einem tiefen Kessel voll siedendem Wasser mit bloßem Arm einen Stein oder einen Ring herausholen musste. Die schweren Verbrennungen, die er sich dabei an Hand und Unterarm zuzog, wurden sodann verbunden. Nach etwa einer Woche öffnete

man den Verband. War die Verletzung dann entzündet oder gar vereitert, galt der Angeklagte als schuldig. Eine Variante dieses sadistischen Verfahrens bestand darin, aus einem Glutbett mit nackter Hand ein Stück glühendes Eisen herauszugreifen.

Bei anderen Feuerproben ging es nicht weniger zimperlich zu. So mussten mutmaßliche Sünder barfuß über sechs oder zwölf rot glühende Pflugscharen gehen, mussten ein glühendes Eisen mindestens neun Fuß weit tragen, ihre Hand ins Feuer stecken oder zwischen zwei brennenden Holzstapeln hindurchgehen. Unschuldig war nur der, der bei diesen Prüfungen entweder gänzlich unverletzt blieb oder dessen Wunden binnen weniger Tage ausheilten. Die Verurteilten aber erhielten nach dem schon qualvollen Prüfungsverfahren erst ihre eigentlichen Strafen, nicht selten lauteten sie Hinrichtung, oft auf dem Scheiterhaufen.

Dass menschliche Grausamkeit zuweilen kaum Grenzen kennt, ist an sich nichts Neues, aber dass man sie dann auch noch Gott in die Schuhe schiebt, kann nur einer kranken Fantasie entspringen.

G-Punkt

Kolumbus hat Amerika *entdeckt* und nicht *erfunden*. Das ist eindeutig. Von manchen anderen Entdeckungen lässt sich das leider nicht so genau sagen, etwa bei der nach dem deutschen Arzt Ernst Gräfenberg benannten Gräfenberg-Zone, kurz G-Punkt genannt. Der Mediziner hat sie 1950 wohl weit eher erfunden als wirklich entdeckt. Gräfenberg sprach auch von einer angeblichen Prostata feminina. Doch war dieser Begriff schon zuvor in der Medizin anders belegt, nämlich als Synonym für die Paraurethraldrüsen (Glandula paraurethralis). Die liegen paarig beidseits des Harnleiters und haben mit so etwas wie einem G-Punkt nichts zu tun. Sie produzieren ein Enzym, das mit dem männlichen Prostatasekret verwandt ist.

Geradezu zum Mythos stilisierten ihn 1982 die US-amerikanische Sexberaterin Beverly Whipple und ihr Koautor John Perry mit ihrem Bestseller *The G Spot: And Other Recent Discoveries About Human Sexuality*. Wie schon Gräfenberg beschrieben sie diesen magischen Punkt als eine etwa geldstückgroße, raue, verhärtete Stelle etwa fünf Zentimeter hinter dem Vaginaeingang in Richtung Bauchfell. Interessanterweise lässt sich die Existenz dieser Stelle aber anatomisch nicht nachweisen. 2008 behauptete der italienische Arzt Emmanuele Jannini, bei neun Frauen mit Vaginalorgasmus eine verdickte Stelle in der Vaginalwand gefunden zu haben.

Fakt ist, dass die meisten Ärzte und Sexualforscher heute nicht von der Existenz eines G-Punktes überzeugt sind. Andrea Burri, Ärztin und Sexualforscherin am Londoner King's College, belegte 2010, dass es rein biologisch so etwas wie einen G-Punkt gar nicht geben kann. Sie und ihre Kollegen gehen davon aus, dass eine solche lokale Nervenansammlung oder Verdickung wenigstens bis zu einem gewissen Grad vererblich sein müsste. Also bedienten sie sich des bewährten Werkzeugs der Zwillingforschung. Weil eineiige Zwillinge in 100 Prozent ihrer Erbmasse übereinstimmen, zweieiige Zwillinge aber nur zu 50 Prozent, müssten weitaus mehr eineiige Zwillinge in der Existenz oder Nichtexistenz übereinstimmen als zweieiige. Groß angelegte Umfragen ergaben aber rein statistische Ergebnisse. Die Studie ergab außerdem, dass jüngere Frauen signifikant häufiger an die Existenz eines G-Punkts glauben als ältere und leicht erregbare Frauen öfter als andere.

Burri geht fest davon aus, dass der Glaube an den G-Punkt autosuggestiver Natur ist. Frauen, die den Medien auf den Leim gingen, in denen sie Wunderdinge über den G-Punkt gelesen hätten, konzentrierten sich beim Sex ganz automatisch auf diese vermeintliche Stelle und begannen schließlich daran zu glauben.

Psychologisch ist das verständlich. Viele Frauen täuschen ihren Sexualpartnern einen Orgasmus vor, weil sie weder sich selbst noch ihnen zumuten wollen, als Versager im Bett zu gelten. Und viele Frauen scheinen an ihren vermeintlichen G-Punkt auch deshalb zu glauben, weil sie sich nicht als von der Natur benachteiligt fühlen wollen. »Die Medien, aber auch andere Institutionen, bereichern sich daran, etwa durch G-Punkt-Aufspritzung oder G-Punkt-Stimulationskurse«, kritisiert Burri, und: »Wie jeder Mythos verkauft sich das besonders gut.«



Und es gibt ihn doch!

Kein Mythos ist hingegen eine noch recht junge Erfindung: die G-Punkt-Maus, die auf dem Mousepad ihr Unwesen treibt. Dieses erlesene Designer-Objekt ist dafür gedacht, die Arbeit am Computer lustvoller werden zu lassen.

Guerilla-Stricken

Alles begann 2005 in der texanischen Raumfahrtmetropole Houston, als sich einige Hobby-Strickerinnen zu einem Team zusammenschlossen, das sich *Knitta Please* nannte. Die Frauen setzten eine merkwürdige Idee in die Tat um: Sie wollten aus welchem Grunde auch immer die in ihren Augen allzu nackten Türklinden liebevoll bekleiden und strickten ihnen farbenfrohe Bodys. Verrückte Ideen wie diese haben im Globalisierungsmedium Nummer eins eine immense Plattform. Bilder der eingestrickten Klinken gingen im Internet hinaus in alle Welt, und bald fanden sich in vielen Ländern Nachahmerinnen, vor allem in den USA, Großbritannien und Spanien. Die Strickfrauen kommunizierten in Blogs und Foren miteinander, und was als spielerischer Gag begonnen hatte, weitete sich zur Manie aus. Türklinden allein genügten nicht mehr als Träger der Strick-Graffitis, wie die bunten Wollverkleidungen bald auch hießen. Größere Objekte mussten herhalten, und das nicht nur im Inneren von Häusern, nein, in aller Öffentlichkeit. Jeder sollte es sehen.

Wie die üblichen Graffitis an Mauern und Wänden mit dem tristen Grau des Betons oder Putzes kontrastieren, gaben die Strick-Graffitis bald Parkuhren, Laternenpfählen und Strommasten, Parkbänken, Verkehrsschildern und Radarfallen ein heiteres Äußeres. Nichts war vor den Guerilla-Strickaktionen sicher. Rasch waren auch Parkbäume an der Reihe.

In Deutschland hielt das Urban Knitting (städtisches Stricken) oder auch Yarn Bombing (wörtlich die Garn-Bombardierung), wie es manchmal international genannt wird, 2010 seinen Einzug, und zwar von Anfang an in großem Stil. Es begann in Frankfurt am Main, Stuttgart und Berlin-Charlottenburg. Ein Jahr später folgten München und Bochum. Die Münchener Initiatorinnen, zwei Studentinnen, sahen in ihrer urbanen Stricktätigkeit eine dezidierte Form weiblicher Straßenkunst, also ein Fanal für feministische Emanzipation mit typisch weiblichen Ausdrucksmitteln. Doch nicht nur damit bekam das Guerilla-Stricken einen politischen Aspekt. Schon im Vorjahr hatte eine Stuttgarter Gruppe justament den Bauzaun des umstrittenen Hauptbahnhof-Neubaus (Stuttgart 21) mit bunter Wolle verniedlicht.

Zu einem regelrechten Eklat kam es am 19. März 2011 in Wien. Frauenrechtlerinnen hatten mit der Stadtverwaltung ausgehandelt, dass sie am internationalen Frauentag – als demonstrativer Ausdruck für Frauenrechte – die zentral gelegene Ringstraße mit zahlreichen Guerilla-Strickwerken schmücken dürften. Die Stadt erlaubte das nicht nur, die Dezernentin für Frauenfragen im Stadtrat, Sandra Frauenberger, unterstützte das Projekt als Straßenkunst sogar finanziell. Ging es doch um ein künstlerisches Fanal. Die »Strickistinnen«, wie sich die Organisatorinnen nannten, wollten mit ihrer Aktion nicht nur den hundertsten Jahrestag einer Gleichberechtigungsdemo auf der Ringstraße feiern, sie wollten auch dagegen protestieren, dass im öffentlichen Raum zwar kommerzielle Unternehmen Plakatwerbung aller Art anbringen dürfen, nicht aber der private Wiener Bürger Platz für künstlerischen Ausdruck findet.

Allerdings mussten die strickenden Frauenrechtlerinnen für die Genehmigung des Projekts ihrerseits 70 Euro an die Stadtkasse entrichten! Dafür räumte man ihnen denn auch das Recht ein, ihre Wollkunst eine Woche lang der Öffentlichkeit zu präsentieren. Das aber gefiel offenbar den Saubermännern der Wiener Müllabfuhr und Straßenreinigung ganz und gar nicht. Schon am 20. März rückten sie den bunten Wolljäckchen an Bäumen, Masten, Parkuhren mit Heckenschere zu Leibe, die sich mit dem für sie ungewohnten Material allerdings ein wenig schwertaten. Für die Strickistinnen war der offene Bruch der Zusage für eine Woche Strickpräsenz Wasser auf die Mühlen: Bezeugte doch der Magistrat handgreiflich, dass er von Amts

wegen die künstlerische Arbeit der Frauen gering schätzt und ihr in der Öffentlichkeit keinen Raum gibt. Natürlich sprachen sie die Frauenstadträtin darauf an. Sie sei »tief betroffen«, erklärte diese, aber sie sei schließlich nicht für die Handlungen der Abfallwirtschaft verantwortlich. Ein Magistrat, in dem die Linke nicht weiß (und wohl auch gar nicht wissen will), was die Rechte tut!



Die winterlich kahlen Bäume freuen sich sicher über warme Pullover.

Doch weltweit geht das Guerilla-Stricken munter weiter. Im März 2011 rief das Atelier Silke Bosbach in Overath bei Köln den Guerilla Knitting Award ins Leben. Der Wettbewerb fordert und fördert Kreativität in Wolle und soll Stadtbilder und auch Landschaften fröhlicher machen. In diesem Rahmen geht es nicht mehr allein um Bodys aus bunten Maschen, sondern auch etwa um Wollkäppchen oder farbenfrohe Schals für Skulpturen und Denkmäler. 2012/13 soll in Fortführung dieses Awards ein ganzer Textiler Kunstwanderweg entstehen.

Ein anderes Projekt rief im Mai 2011 eine Düsseldorfer Textilstudentin mit dem originellen Pseudonym »Strick« ins Leben, die Guerillagruppe Fluffy on Tour, die rasch Anhängerinnen in aller Welt gewinnen konnte. Sie hat sich politische Protestaktionen aufs Panier geschrieben: »Stricken gegen Atomkraft«, »Stricken als Intervention« usw. In Osnabrück beglückte die Maschen-Gilde 2011 die Öffentlichkeit mit ihrer Aktion »Wenn die Laterne lila Strümpfe trägt«. Und Anfang 2012 formierte sich in Dortmund die offene Gruppe Linke Maschen, die das Guerilla-Stricken als Ausdrucksmittel ihres Protests gegen Rechtsradikalismus verstanden sehen will. Feministinnen, die sich emanzipieren wollen und dazu ausgerechnet zu einem Werkzeug greifen, das jahrhundertlang geradezu ein Symbol des »Heimchens am Herd« war, der guten alten Stricknadel, mag auf den ersten Blick peinlich wirken, aber irgendwie ist es auch eine selbstironische und liebenswerte Umgestaltung des öffentlichen Raums.

Hahnenkampf

Wer selber keine Lust zum Kämpfen hat oder gar zu feige dafür ist, der lässt zuweilen gerne andere kämpfen. Früher handelten große Heerführer nach dieser Devise, als sie ihre Armeen gegeneinander schickten, in der Neuzeit sind es nicht selten Staatspräsidenten. Wer sich dergleichen Truppenaufmärsche indes nicht leisten kann, der kann seine diesbezüglichen Gelüste auch im kleinen Rahmen ausleben. Eine Kneipenschlägerei ist dabei allerdings nicht gemeint, denn dabei müsste man ja selbst körperlichen Einsatz bringen.

Eine vor allem in Ländern, in denen die männliche Bevölkerung zum Machismo neigt (also zum *ser muy hombre*, zum Sehr-Mann-Sein, wie der Spanier und generell der Latino sagt), beliebte Art des Kämpfens ist der Hahnenkampf. Er baut auf der charakterlichen Verwandtschaft zwischen Macho und Hahn auf. Beide neigen dazu, bei den Hühnern Eindruck zu schinden und sich dabei nicht selten gehörig aufzuplustern, beide neigen auch dazu, ihr Revier zu verteidigen. Motto: »Ich bin der einzige ernst zu nehmende Hahn auf dem Misthaufen.«



So sieht es aus, wenn Tierquälerei einträglich ist.

Also lässt der wahre Mann, der zum eigenen Kampf zu schwach oder zu feige ist, gerne einen Hahn an seiner statt in den Kampf ziehen, ob der es nun gerade will oder nicht. Aber man kann dem Willen ja auch nachhelfen. Dazu gibt es im Hahnenkampf verschiedene Möglichkeiten. Zunächst einmal sucht jeder wahre Mann, der einen Hahn in den Kampf schickt, natürlich ein möglichst aggressives Tier aus, und das lässt er sich dann auch etwas kosten. So viel, dass andere Männer davon leben können, die Galleros nämlich, spezielle Kampfhahnzüchter. Sie verfügen mittlerweile über ein breit gefächertes Fachwissen.

Der ausgewählte Kampfhahn wird dann noch durch die langfristige Gabe von Steroiden zur Muskelstärkung und kurz vor dem Kampf durch Schmerzmittel einsatzbereiter gemacht. Damit er seinen Gegner besser verletzen oder gar töten kann, montiert man ihm hier und da schließlich noch lange, messerscharfe Sporne oder Klingen an die Füße.

Das Arsenal der Kampftechniken ist groß, lässt sich aber nicht wirklich antrainieren, weil Hähne, wie die meisten Machos, kaum lernfähig sind. Also werden spezielle Kampfhähne durch Zuchtwahl herangezogen. So gibt es reine Bodenkämpfer und solche, die gerne etwas in die Luft flattern, um den Gegner zu attackieren. Es gibt offensive und defensive Kämpfer. Beides hat Vor- und Nachteile: Die Offensiven können einen raschen Sieg erringen, die Defensiven halten meist länger durch, auch dann noch, wenn dem Gegner die Puste ausgeht. Wie beim Boxen gibt es verschiedene Gewichtsklassen. Und auch das Raumverhalten ist bei den verschiedenen Rassen unterschiedlich. Manche Hähne beginnen erst anzugreifen, wenn sie mit ihrem Gegner in eine möglichst kleine Arena gepercht werden.

Hahnenkämpfe können übrigens auf eine lange Geschichte zurückblicken. Im alten Asien führte man sie schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend im Rahmen religiöser Feste durch. Cäsar berichtete von gallischen Kampfhähnen und referierte dabei wahrscheinlich über frühe angelsächsische Hahnenkämpfe. Heute haben zwar viele Staaten aus tierschutzrechtlichen Gründen den Hahnenkampf generell verboten, aber in zahlreichen Ländern ist dieser tierquälerische Unfug noch immer gang und gäbe, etwa in einigen mittel- und südamerikanischen Staaten, auf den Philippinen und in Europa (Frankreich, Belgien, Italien). Wen wundert's, ist es doch nicht nur Ausdruck verlagerten Mannestums, sondern auch ein Weg, viel Geld zu verdienen, denn der Hahnenkampf lebt nicht zuletzt auch vom Wettgeschäft mit hohen Einsätzen. Der Sieg ist errungen, wenn der Gegner entweder freiwillig aufgibt, schwer verletzt ist oder tot am Boden liegt. Hurra!

Halsbürste

Vermutlich spielte es sich so ab: Mutter Samantha war genervt, ständig die verdreckten Hemdkragen ihres seifen- und wasserscheuen Sohnes Jeff waschen zu müssen, und das in den 1940er-Jahren, als es noch keine superperfekten Vollwaschmittel gab, von denen Hausfrauen in der Werbung freudig beteuern, wie sehr sie schon der nächsten Wäsche entgegenfiebern. Also wandte sich Samantha an ihren Mann Steven mit der eindringlichen Bitte, seinem Sohn die Leviten zu lesen, er möge sich doch öfter den Hals waschen, sonst werde es Konsequenzen haben. Doch der vermutlich allein schon wegen der Schmutzkruste halsstarrige Bengel schlug Vaters Worte in den Wind. Nun stand der pädagogisch konsequente Erzieher vor einem Problem: Die angedrohten Konsequenzen mussten kommen, aber wie könnten sie aussehen? Er tüftelte Tag und Nacht und fand schließlich eine ihm perfekt scheinende Lösung: die permanente Trockenhalsbürste. Sie müsste, so meinte er, alle familiären Probleme auf einen Streich lösen: Mutter wäre zufrieden, denn sie brauchte kaum noch Hemden zu waschen und schon gar keine Kragen zu schrubben, Vater wäre zufrieden, weil er seinen erzieherischen Pflichten nachgekommen war, und Sohn wäre zufrieden, weil er sich den Hals nun gar nicht mehr zu waschen brauchte.



Glücklich sieht der kleine Kerl mit seiner automatischen Halsbürste nicht aus.

Die vermeintlich geniale Erfindung bestand in einem schweren, breiten Ring, dessen Innenseite dicht an dicht mit Bürstenborsten besetzt war. Dieser Ring ließ sich um den Hals des Sohnes schließen, und er saß dabei gerade locker genug, dass er sich bei jeder Kopfbewegung ein wenig um den Hals bewegen würde. So ein Gerät reinigt zwangsläufig, wenn man es stundenlang oder am besten ganztags trägt. Steven ließ sich die Trockenhalsbürste sogar in den USA patentieren, denn er war fest davon überzeugt, dass sich auch viele andere genervte Familien ihrer freudig bedienen würden.

Doch leider kam alles anders: Sohn Jeff litt unter der Ringbürste noch mehr als

unter dem unliebsamen Halswaschen und versprach sogar, er werde sich hinfert täglich mit Wasser und Seife abfinden, wenn er das Ding nicht mehr benutzen müsse. Doch wenigstens eine Woche lang musste er den vermaledeiten borstigen Halsring tragen. Das allerdings reichte, um eine so starke Hautreizung mit heftiger allergischer Histaminausschüttung zu bewirken, dass die Kosten für den Hautarzt jene für die Patentanmeldung bei Weitem überschritten. Am Markt durchgesetzt hat sich Stevens Erfindung bis heute nicht.

Hedgefonds

Hedge ist das englische Wort für Hecke, und ein Fonds ist in der Finanzwirtschaft ein auf verschiedene Anlageobjekte aufgeteiltes Vermögen. Wer investiert, um ohne Arbeit sein Geld zu vermehren, setzt erstens auf möglichst hohe Renditen und zweitens darauf, dass diese Renditen möglichst unabhängig von wirtschaftlichen Konjunkturschwankungen sind. Aktienwerte zum Beispiel fallen, wenn der Markt schwächelt oder sich gar eine massive Wirtschaftskrise anbahnt. Die Hedge, die Hecke, soll signalisieren, dass da so etwas wie ein Schutz, eine Einfriedung besteht. Das stimmt allerdings nicht, denn im Grunde erhöhen Hedgefonds nicht nur die Renditen, sondern auch das Risiko des totalen Ausfalls. Hedgefonds sind ihrer Natur nach höchst spekulativ, also etwas für ausgemachte Zocker, die sich auf Teufel komm raus auf Kosten anderer bereichern wollen, auch wenn sie diese anderen dabei total ruinieren. Man wettet sozusagen auf deren Untergang. Nicht nur auf den Ruin einzelner Aktiengesellschaften oder Großbanken, auch auf den kompletter Volkswirtschaften oder sogar der europäischen Währungsunion.

Wie funktionieren diese üblen Machenschaften? Hedgefonds arbeiten mit allen moralisch nicht vertretbaren, aber rechtlich gerade noch zugelassenen Möglichkeiten: zum einen mit [→Leerverkäufen](#), die wir an anderer Stelle in diesem Lexikon behandeln, zum anderen mit dem Leverage-Effekt, auf Deutsch auch Hebelwirkung genannt. Das funktioniert so: Der Anleger setzt in einem Fonds sowohl Eigenkapital ein als auch möglichst viel Geld, das er gar nicht besitzt, also sogenanntes Fremdkapital. Bei cleveren Fonds braucht dieses Fremdkapital nicht einmal real zu existieren, es reicht, wenn es nominell vorhanden ist. Nun gibt es eine Ertragsformel:

$$r_E = r_G + (r_G - i) \cdot \frac{FK}{EK}$$

Sie berechnet die Rendite r_E auf das Eigenkapital; r_G ist dabei die Rendite auf das Gesamtkapital, i der für das Fremdkapital fällige Zins, und FK und EK sind das eingesetzte Fremd- und Eigenkapital.

Weil Hedgefonds generell mit hohen bis sehr hohen Renditen rechnen, wie sie bei Spekulationsgeschäften des hohen Risikos wegen anfallen, wird angenommen, dass r_G deutlich größer ist als i . Das heißt, dass der rechte Summand der Gleichung positiv ist. Seine tatsächliche Höhe hängt aber auch von dem Verhältnis von Fremd- zu Eigenkapital ab. Je mehr Fremdkapitalanteil, desto höher ist der Gewinn. Das eben nennt der Finanzzocker vornehm Leverage, was so viel bedeutet wie: Je höher der Anleger sich verschuldet, umso größer ist sein Gewinn auf das möglichst geringe eingesetzte Eigenkapital. Wen wundert's, dass angesichts derartiger Wirtschaftspraktiken die Kapitalumverteilung hierzulande galoppiert. Derzeit halten nur 1,4 Prozent der Deutschen rund 50 Prozent der privaten finanziellen Rücklagen!



Auf der Documenta in Kassel klagte 2012 der Künstler Rainald Irmischer mit dieser Karikatur die Praxis der Hedgefonds an.

Ein weiteres Werkzeug, mit dem Hedgefonds arbeiten, ist der Handel mit Derivaten, umgangssprachlich auch als Termingeschäfte bezeichnet. Ein einziges kleines Beispiel zeigt, wie das geht: Gibt es zum Beispiel in der Sahelzone in Afrika mal wieder ein Dürrejahr und Hunger greift um sich, dann machen die Derivatezocker Geschäfte mit der Not. Sie kaufen auf dem Weltmarkt so viel Getreide auf, wie sie können, und lagern es in Silos ein, entziehen es also dem Markt. Die Folge sind Verknappung und deshalb gewaltig ansteigende Preise. Erst wenn sich diese kaum noch in die Höhe treiben lassen, dann verkaufen die geschäftstüchtigen Anleger das Getreide zu weit überhöhten Preisen. Und wenn die an Hunger leidenden Afrikaner nicht in der Lage sind, den finanziellen Forderungen nachzukommen, dann macht das bereitwillig der europäische Steuerzahler. Entwicklungshilfe nennt man so etwas.

Nun aber zum Meisterstück unserer Banker und Banken, der Methode, aus dem Ruin anderer Gewinn zu ziehen. Das aktuelle Beispiel der griechischen Staatsverschuldung soll erklären, wie man so etwas macht. Der finanziell gebeutelte Mittelmeerstaat braucht Geld und verkauft deshalb Staatsanleihen an eine internationale Bank A. Weil Griechenland ein unsicherer Finanzpartner ist, muss es recht hohe Zinsen blechen. Schon das ist ein guter Gewinn für die Anleger; allerdings nur, wenn diese davon ausgehen können, ihr Geld einmal wiederzusehen. Weil das aber nicht sicher ist, versichert sich die Geldgeberbank A bei einer Bank B gegen das Ausfallrisiko. Kann Griechenland seine Schulden später nicht begleichen, muss also Bank B die Bank A entschädigen. Kreditausfallversicherung oder Credit Default Swap (CDS) nennt man solche Policen. Genau die macht der Hedgefondsspekulant nun zu seinem Spielball, sprich Spekulationsobjekt. So kann er bei der Bank B CDS-Papiere kaufen, obwohl er gar keine griechischen

Staatsanleihen erworben hat, die er absichern müsste. Er rechnet sich aus, dass er im Falle eines griechischen Staatsbankrotts natürlich einen gehörigen Reibach macht. Also liegt ihm alles daran, diesen Staatsbankrott zu begünstigen, was er bereits durch den Ankauf der CDS-Papiere tut. Je mehr Anleger in solche investieren, desto lauter wird in den Medien das Gerücht, Griechenland stehe kurz vor dem Staatsbankrott. Das erhöht den Wert der CDS-Papiere. Der Handel mit ihnen steigt, einmal, weil sich eine weitere Wertsteigerung erwarten lässt, zum anderen, weil sich immer mehr Banken und andere Investoren, die wirklich griechische Staatsanleihen besitzen, immer effektiver absichern wollen.

Genau von diesem Mechanismus profitieren die Hedgefondsspekulanten. So kostete Ende 2009 eine auf ein Jahr befristete Absicherung einer griechischen Staatsanleihe von 100 Millionen Euro rund 1,5 Millionen Euro. Im Mai 2010 kostete das gleiche Papier aber bereits 6,5 Millionen Euro. Ein Spekulant, der es im Oktober 2009 gekauft und im Mai 2010 verkauft hat, machte damit also einen Profit von sage und schreibe 5 Millionen Euro. Hat er sich dabei außerdem noch des Leverage-Effekts bedient, also das Papier weitgehend mit Fremdkapital finanziert, war die Rendite auf sein eingesetztes Eigenkapital astronomisch. Nun könnte man sich natürlich fragen, wie blöde denn die Bank B sein muss, die am Ende des spekulativen Auf und Ab zumindest für die Realschulden Griechenlands aufkommen muss, wenn nämlich die Katastrophenzocker das Land endlich in den Ruin getrieben haben. Warum lässt sie sich auf solche Geschäfte überhaupt ein? Nun, auch sie zockt, wettet dabei aber nicht auf den finanziellen Untergang Griechenlands, sondern darauf, dass am Ende alles noch mal gut geht. Und wenn nicht? Auch nicht so schlimm, dann muss halt wieder mal der Steuerzahler ran. Euro-Rettungsschirm nennt sich das dann.

Hochfrequenz-Handel

Stellen Sie sich einmal vor, auf einem Spielplatz liegen einige Dutzend bunte Glasmurmeln auf dem Boden, umgeben von einer Schar lebhafter Kinder, die alle so viele Murmeln wie möglich erbeuten möchten. Es kommt zu einer Massenrangelei, die erst ein größerer und stärkerer Jugendlicher unter Kontrolle bringt. Er schlägt vor, gesittet mit den Kugeln zu handeln, sie also käuflich zu erwerben. Der Stückpreis ist zu Beginn recht gering; aber je mehr Kaufinteressenten antreten und je kleiner der Kugelvorrat wird, desto mehr bieten einzelne Kinder für eine Kugel.

Genau so funktionierten bis vor einigen Jahren die Aktienbörsen, bis der Börsenhandel (in Deutschland 1999) weitgehend von Computern übernommen wurde. Es war den Börsianern zu umständlich geworden, je nach momentanem Angebot und momentaner Nachfrage ständig die Kurse quasi von Hand zu errechnen. Und die Anleger wollten auch nicht lange auf die jeweils neuen Kurse warten. Von Haus aus nervös, wollten sie möglichst zeitnah immer auf dem neuesten Stand sein. Dank Börsencomputer ist das heute kein Problem mehr. Er reagiert in Sekundenbruchteilen. Wer sich dieses permanente Auf und Ab der Börsenkurse in Echtzeit ansehen will, kann das während der Börsenzeiten unter www.finanzen.net/aktien/DAX-Realtimekurse am eigenen Computer tun.



Demonstration des Bread and Puppet Theatre im Auftrag der Occupy-Bewegung gegen Finanzmanipulationen an der New Yorker Börse in der Wallstreet.

So weit, so gut. Das immer schnellere Börsengeschäft brachte in jüngster Zeit allerdings clevere EDV-Spezialisten auf eine teuflisch-dämliche Idee. Fachlich ist sie genial, und wen sie bereichert, der wird sie auch nicht gerade als blöd bezeichnen. Volkswirtschaftlich allerdings führt diese Erfindung geradewegs ins Desaster. Bekannt wurde das Prinzip als Hochfrequenz-Handel (High Frequency Trading). Das ist ein Paradox, denn von einem Handel im eigentlichen Sinne kann eigentlich gar nicht die Rede sein.

Manche Börsen, wie der NASDAQ, stellen einigen Banken gegen Gebühr (Schmiergeld?) die Kaufanfragen von Kunden per Computer einige Millisekunden

früher zur Verfügung als der Allgemeinheit der Aktienhändler. Genug Zeit für den Bankcomputer, die Anfrage zu analysieren. Lohnt sich das Geschäft, ordert der Bankcomputer ganz von selbst bei der Börse eine große Zahl der angefragten Aktien, noch bevor der ursprüngliche Interessent diese kaufen konnte. Durch den Großauftrag des Bankcomputers steigt der Aktienkurs sofort stark, und der primäre Händler hat das Nachsehen, denn er muss jetzt deutlich mehr zahlen. Während er aber seinen Auftrag platziert, storniert der Bankcomputer seine Massenorder sofort wieder, und der Aktienkurs fällt. Der eigentliche Käufer hat nun also zu einem extrem überhöhten Preis Aktien erworben, deren Kurs Millisekunden nach dem Besitzerwechsel wieder sank. Der Vorteil der Banken liegt nun darin, dass sie von den normalen Händlern Aktien erwerben können, deren Preise sie zuvor manipuliert haben. Der Gewinn im Einzelfall ist dabei gering. Aber Kleinvieh macht auch Mist, und für den Computer ist es ein Leichtes, täglich Tausende derartige Transfers zu manipulieren. Was deshalb auch in großem Stil geschieht. Analysen haben ergeben, dass bereits 2008 die Gesamtgewinne mit diesem System allein in den USA 21 Milliarden Dollar erreicht haben. Und 2012 lag der Anteil dieser Form des Aktienhandels in den USA schon bei 70 Prozent aller Geschäfte. In Deutschland waren es zur selben Zeit rund 40 Prozent. Das ist legaler Großbetrug, der auch hierzulande um sich greift.

Wie fatal sich dieser Scheinhandel auswirken kann, soll ein Beispiel zeigen: Im Mai 2010 stürzte der komplette US-Börsenindex Dow Jones Industrial aufgrund fiktiver Computergeschäfte in Sekundenschnelle um beinahe 1000 Punkte ab. Danach erholte er sich zwar ebenso rasch wieder, weil aber gewisse Finanzprodukte beim Unterschreiten eines bestimmten Kurses automatisch völlig wertlos werden und bleiben, verloren bei dieser Manipulation nicht wenige Privatanleger augenblicklich ihr gesamtes Aktienvermögen. Das ist eine moderne Form der Piraterie.

Und noch etwas machen die superschnellen Computer im Rahmen des Hochfrequenz-Handels möglich: Sie vergleichen ständig weltweit die unterschiedlichen Kurse von Aktien, kaufen billig und verkaufen umgehend zu höheren Kursen. Die Unterschiede sind minimal, aber sie summieren sich immens bei Abertausenden solcher Geschäfte. Und: Otto Normalverbraucher unter den Börsenhändlern bleibt generell außen vor.

Mit derartigen, niemals auf wirklichen Aktienhandel ausgerichteten Gangstermethoden lassen sich ganze Finanzmarktsysteme durcheinanderbringen. So verlor die große US-amerikanische Aktienhandelsgruppe Knight Capital im August 2012 durch Computermanipulationen (angeblich ein Softwarefehler) innerhalb einer Dreiviertelstunde 440 Millionen Dollar. Mittlerweile beschäftigt die Erfindung des Hochfrequenz-Handels auch die Politik. So trägt sich der deutsche Finanzminister Wolfgang Schäuble mit dem Gedanken, diesen Machenschaften einen gesetzlichen Riegel vorzuschieben.

Humanes Brot

Ob man die Brotlaibe, die hier präsentiert werden, wirklich *human* nennen kann, mag dahingestellt bleiben. Ihr Erfinder jedenfalls, der Thailänder Kittiwat Unarrom, verbindet seine Ausbildung in der väterlichen Bäckerei mit seiner Berufung als Künstler. Dabei zeichnet ihn ein ausgeprägter Hang zum Makabren aus: Er macht aus Brotlaiben Brotleiber oder zumindest menschliche Körperteile, für die er abgetrennte Köpfe, Arme, Beine, Hände und Füße und manchmal auch größere Einheiten wie einen Torso mit Kopf und verstümmeltem Rumpf zum Vorbild nimmt. Wie solche Leichenteile, manche schon etwas angewest, aussehen, prägte er sich bei Besuchen in der Pathologie ein. Erinnerungslücken schließt er mithilfe von Anatomiebüchern, denn er arbeitet äußerst gewissenhaft, will sagen originalgetreu. Seine Kreationen bezeichnet der Backkünstler als Human Bread.

»Kunst geht nach Brot«, sagt ein altes Sprichwort, das man hier getrost wörtlich nehmen kann. Nun könnte man sich fragen, ob diese Art von Kunst ihren Meister auch wirklich ernährt. Tut sie, denn Skuriles hat Hochkonjunktur, nicht nur bei Vegetariern unter den Menschenfressern, die von Kittiwat optimal versorgt wären, sondern durch die Hilfe des Reiseveranstalters Bangkok Day Tours, der bis vor Kurzem fast täglich Besucherströme in Kittiwats elterliche Bäckerei in Ratchaburi, etwa eine Autostunde westlich von Bangkok, karnte.

Was auf den ersten Blick für den Außenstehenden ausgesprochen sinnentfremdet wirken mag, hat allerdings für den Backkünstler eine tiefe Bedeutung: »Ich möchte meinem religiösen Glauben Ausdruck verleihen«, sagte er in einem Interview mit dem US-Fernsehsender CNN, »und Teig kann alles sagen. Menschliche Körperteile zu backen, zeigt dem Betrachter, wie flüchtig Brot und auch Leben ist. Außerdem: Mein Brot ist Brot, ganz egal, wie es aussieht.« Dennoch ist es gewohnungsbedürftig, ein paar Zehen von einem blutverschmierten Fuß zu beißen oder einen Kopf zu essen, der einen noch kurz zuvor mit glasig toten Augen angestarrt hat.



Man kann Kittiwat Unarroms eigenwillige Brotschöpfungen tatsächlich essen. Aber will man das wirklich?

Hutradios

Etwa zeitgleich präsentierten der Russe Alexander Popow und der Italiener Guglielmo Marconi ihre Erfindungen des Radios, Ersterer am 7. Mai 1895 in Sankt Petersburg, Letzterer im Juni 1896. Es dauerte dann allerdings noch eine ganze Weile, bis Radiogeräte Einzug in die ersten Haushalte hielten, denn schließlich mussten zunächst leicht bedienbare Geräte entwickelt werden, und dann galt es natürlich, Sendestationen aufzubauen, die zunächst wenigstens stundenweise Programme ausstrahlten.



»Het draagbare Radio« nannte der geistige Vater dieses Hutempfängers seine Erfindung vor dem Zweiten Weltkrieg ...

Die ersten Radios arbeiteten samt und sonders mit einfachen Kopfhörern. Erst um 1920 kamen Wohnzimmergeräte mit eingebauten Lautsprechern hinzu. Nicht wenige äußerten heftigen Protest: Dann ist ja jeder im Raum gezwungen, sich das Gedudel mit anzuhören, das muss einem doch auf die Nerven gehen!



... und fand einige Nachahmer noch in den frühen 1950er- Jahren.

Aber es gab auch schon damals Zeitgenossen, die gar nicht genug Geräuschkulisse

um sich herum haben konnten. Sie wollten auf ihr geliebtes Radio niemals und nirgends verzichten, auch nicht unterwegs. Und so erfand denn ein cleverer niederländischer Tüftler und Geschäftsmann schon vor dem Zweiten Weltkrieg *het draagbare Radio*, eingebaut ausgerechnet in einen Herrenhut, denn einen solchen trug damals ohnehin jeder Mann auf dem Kopf, wenn er etwas auf sich hielt. Etwas grotesk wirkte das Ganze schon, und der Empfang war bei diesem mobilen Modell noch schlechter als schlecht, denn die Antenne war richtungsabhängig, was bei Kopfdrehungen zu erheblichen Lautstärkeschwankungen führte, und das ganze Gerät war darüber hinaus extrem erschütterungsanfällig. Dafür kratzte der Ton nicht direkt in den Ohren, sondern quoll aus einer metallenen Konstruktion, die aussah wie eine Kreuzung aus einem alten Hörrohr und einer Sherlock-Holmes-Pfeife. Am Markt durchgesetzt hat sich das Wunderding nicht, aber es fand noch bis um 1950 hier und dort Epigonen, wie das Sonnenhutradio des US-Amerikaners Victor T. Hoeflich, das einem Tropenhelm ähnelte, mit einem Kopfhörer arbeitete und über eine »Dachantenne« in Form eines Ölkannengriffs verfügte.

Kangbashi

Normalerweise entwickeln sich Städte dynamisch, und moderne Großstädte wuchern gelegentlich regelrecht. Nicht so Kangbashi. Diese chinesische Metropole mitten im wüstenartigen Nichts der Inneren Mongolei wurde von der Regierung und ihren Architekten zwischen 2000 und 2003 am Reißbrett entworfen und dann ab 2004 gebaut. Fertig ist sie bis heute noch nicht. Doch gab es in Kangbashi 2010 bereits Nobelwohnungen für rund 300000 Menschen, und in den nächsten Jahren soll die Kapazität noch bis zu einer Million aufgestockt werden.

Das alles ist ebenso beeindruckend wie wahnwitzig. Da finden sich nicht nur riesige, komfortable Wohnblockviertel mit Luxusappartements, da gibt es auch ganze Stadtteile in europäisch wirkendem Retrolook, durchzogen von einem Netz moderner vierspuriger Autostraßen. Da entstanden riesige Parkanlagen, einerseits solche mit Bäumen, andererseits solche für Autos, eindrucksvolle Plätze mit riesigen Statuen, großzügige Sportanlagen, kleine Seen (die immer nachgefüllt und gepflegt werden müssen, weil ihr Wasser im Wüstenklima rasch verdunstet) und sogar eine Reihe von Fünf-Sterne-Hotels. Selbst ein hypermodernes, gigantisches Museum ist im Bau, und das ebenso futuristisch anmutende Opernhaus ist bereits fertiggestellt. Umgerechnet zwei Milliarden Euro sollen die Regierung und private Investoren allein bis 2010 in Kangbashi investiert haben.



Die monumentalen Gebäude der Stadtverwaltung von Kangbashi werden nur von Hausmeistern und einer Handvoll Wachpersonal bevölkert.

Das alles klingt wie ein Traum, ist aber ein Albtraum, denn bisher ist Kangbashi eine

Geisterstadt ohne Schulen, Krankenhäuser, Ärzte, Geschäfte, Restaurants und sonstige lebendige soziale Infrastruktur. Niemand will nach Kangbashi ziehen, auch heute nicht, wo die Regierung gerne den alternativen Ortsnamen Ordos gebraucht, was so viel bedeutet wie Schlossanlage. Die Wohnungen stehen leer, im Opernhaus gibt es kein Musiktheater und im gigantischen Stadtverwaltungskomplex sind nur wenige Büros belegt.

Dennoch leben heute 2000 oder 3000 Menschen in der Mächtigkeitsmetropole: Sicherheitspersonal, Bauarbeiter und eine Handvoll Verwaltungsfachleute und Polizisten. Sie alle sind quasi zwangsverpflichtet. Wie kam es zu dieser gewaltigen Fehlplanung? Nun, um das Jahr 2000 entdeckten Prospektoren im Umfeld des heutigen Kangbashi riesige Kohle- und Erdgasvorkommen. Da dachte sich die chinesische Regierung wohl: Hier bauen wir ein zweites Dubai. Aber eine Stadt ist eben etwas Lebendiges. Sie wächst von selbst, oder sie wächst eben nicht. Man kann Städte nicht erfinden. Das mussten auch schon andere Planer von Retortenstädten erleben und das Phänomen ist keineswegs neu.

So sollte in Taiwan die Stadt San Zhi entstehen, ein Wohndorado und Erholungsort für Reiche. Aber als sich die stylischen Kugelhäuser gerade der Fertigstellung näherten, stellte sich heraus, dass die Baupläne erhebliche statische Mängel aufwiesen. Also stellte man die Arbeiten kurzerhand ein, und fertig war die Geisterstadt.

Vor 1974 entstand auf der Insel Zypern die moderne Touristenstadt Varosha mit elitären Ferienresorts und Hotelanlagen. Varosha galt für kurze Zeit als eines der luxuriösesten Reiseziele im Mittelmeerraum. Bis 1974 die Türken einmarschierten und das Militär die Luxusstadt kurzerhand mit Stacheldrahtverhauen dichtmachte. Seither ist es eine Geisterstadt, was in diesem Fall zumindest die Naturschützer freut, denn neben den Geistern wohnen heute seltene Meeresschildkröten an den verlassenen Stränden. Es ließen sich noch viele Beispiele moderner Geisterstädte anführen, aber als wahnwitzigster Fehlgriff gigantomaner Planwirtschaft steht Kangbashi weltweit an einsamer Spitze.

Käserollen am Cooper's Hill

Vieles in England hat Tradition. Auch Unsinniges, und dazu gehört auf einem der vordersten Plätze das Käserollen am Cooper's Hill, einem grasigen Hügel in der Nähe von Brockworth in der Grafschaft Gloucestershire. Angeblich hat dieses Spektakel sogar eine sehr lange Tradition. Sie soll bis in die Römerzeit zurückreichen. Wirklich sicher nachgewiesen ist es indes erst seit rund zwei Jahrhunderten. Damals war es ein Mittsommerfest, heute ist der Termin auf den 15. Mai verlegt.

Hört ein etwas älterer Zeitgenosse in Deutschland etwas von Käserollen, denkt er meist spontan an den um 1928 von Altmeister Franz Straßmann verfassten Onestep-Gassenhauer »Wer hat bloß den Käse zum Bahnhof gerollt? Das ist 'ne Frechheit, wie kann man so was tun? Denn er war noch nicht verzollt!«



Kein Wunder, dass der Käse schneller rollt!

Der Zoll kommt am Cooper's Hill sicher nicht ins Spiel. Aber die Frage »Wie kann man so was tun?« stellt sich dafür umso dringlicher, denn das Käserollen– es handelt sich um einen Laib Gloucester-Käse– ist purer Wahnsinn. Der Hang, den der 3,5 Kilogramm schwere Laib hinabrollt, ist stellenweise bis zu 45 Grad steil, was einem Gefälle von 70 Prozent entspricht. Er ist überaus holprig und mit Gras bewachsen, das bei Regenwetter sehr rutschig wird. Startet der Käse, gibt man ihm einen minimalen Vorsprung vor seinen menschlichen Verfolgern. Den nutzt er reichlich, denn bald wird er bis zu 110 km/h schnell. Ihm hinterher stürzt sich eine Lawine von Männern und Frauen den Steilhang hinab. Auf den Beinen bleibt dabei niemand lange, nun überkugeln sich die Menschenleiber oder rutschen einfach weiter in die Tiefe. Es kommt zu Zusammenstößen, und manchmal sieht man, wie

ein Todesmutiger von einer Unebenheit am Grashang regelrecht in die Luft geschleudert wird, bevor er wieder auf den Boden fällt und weiterstürzt. Prellungen, Abschürfungen, offene Verletzungen sind noch das geringste Übel. Knochenbrüche und Kopfverletzungen sind nicht selten bei diesem Wahnsinnspektakel. 1997 zählte die stets gegenwärtige St. John Ambulance nicht weniger als 33 Schwerverletzte.

Im Grunde geht es darum, den Käse einzuholen. Das aber ist physikalisch schlicht unmöglich, denn ein Käserad, das rollt, stabilisiert sich durch die sogenannten Kreiselkräfte, es kann deshalb nicht umkippen und sich auf diese Weise abbremsen. Dagegen eignen sich menschliche Leiber schlicht nicht zum Rollen. Sie kollern allenfalls chaotisch bergab. Dennoch gibt es Sieger: die beiden, die am schnellsten am Fuß des Steilhangs ankommen, ganz gleich wie und in welchem Zustand. Sie gewinnen einen Käse. Schon manch einer kam allerdings verspätet zur Siegerehrung, weil er erst mal in einem der zahlreichen bereitstehenden Krankenwagen notversorgt werden musste.

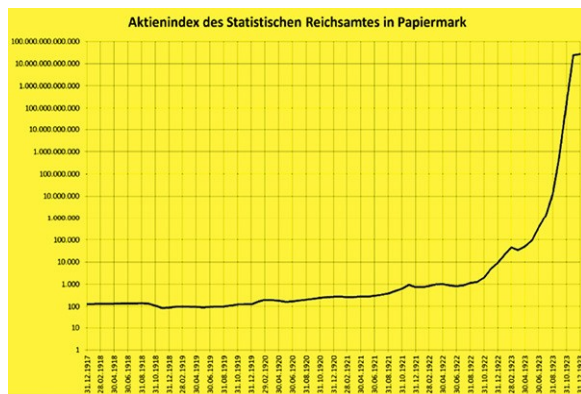
Trotz der erheblichen Gefahren für Leib und Leben finden sich Jahr für Jahr ganze Massen ein, um an diesem Wettbewerb teilzunehmen. 2009 rückten insgesamt 15000 Besucher an, obwohl am Hang maximal 5000 Menschen einen Platz finden. Also kam es zu Rangeleien unter den Angereisten, und es gab Verletzungen auch unter jenen, die dem Treiben nur zuschauen wollten. Daraufhin sagten die Veranstalter das Käserennen für 2010 ab. Die Enthusiasten des Spektakels waren entrüstet und organisierten es kurzerhand privat und inoffiziell. Doch seit 2011 findet das Käserennen wieder regulär statt. Entsprechende Abzäunungen reglementieren den Ansturm. Und der kommt beileibe nicht nur aus Großbritannien, sondern aus aller Welt, internationale Fernsightings eingeschlossen.

Es wäre nicht Großbritannien, spielte sich das Ganze nicht in einem ausgesprochen konventionellen Rahmen ab. So gibt es einen eigenen Zeremonienmeister in einer langen weißen Uniform und mit einem steifen Hut, der auch Schloss Windsor alle Ehre machen würde. Man kann sich lebhaft vorstellen, wie er würdevoll ausruft: »Ladies and Gentlemen, ich kann für dieses Jahr mit einem eher ungewöhnlichen Ergebnis aufwarten, es gibt nur 28 Schwerverletzte.«

Katastrophen-Hausse

Selbstverständlich ist die Katastrophen-Hausse keine Erfindung im eigentlichen Sinn, sondern viel eher ein Phänomen, das von allein auftritt und zu einem Selbstläufer wird— dieses Phänomen aber ist derart dämlich, dass es hier einfach nicht fehlen darf. Erfunden ist allenfalls sein Name. Er stammt von dem österreichischen Nationalökonom Ludwig von Mises, der folgende Beobachtung machte.

Sinkt der Realwert einer Aktiengesellschaft, dann spiegelt sich das in der Regel in einem fallenden Aktienkurs. Sinken die Realwerte vieler Aktiengesellschaften zeitgleich, fällt damit der gesamte Aktienindex. Das ist durchaus noch verständlich, aber jetzt kommt das Paradox: Geht eine ganze Volkswirtschaft den Bach runter und ihre Wirtschaftsunternehmen verlieren fast alle einen Großteil ihres Werts, dann schnellte der Aktienindex plötzlich ganz enorm in die Höhe. Ein historisches Beispiel gefällig? Im Februar 1920 lag der vom Statistischen Reichsamt ausgewiesene deutsche Aktienindex bei 200. Im Dezember desselben Jahres war er auf 2689000000000 (sechszwanzig Milliarden achthundertneunzig Millionen) emporgeschnellt.



Wie kann so etwas geschehen? Im Grunde ganz einfach. In einem Staat, der kurz vor dem Bankrott steht, kommt es fast zwangsläufig zu Geldwertverlusten. So etwas nennt der Fachmann Inflation. Investoren verlieren deshalb ihr Vertrauen in Papiergeld und ihre Einlagen bei der Bank und versuchen verzweifelt, ihre gehorteten Millionen auf anderem Wege sicher anzulegen. Immobilien bieten in solchen Krisenzeiten meist keine guten Renditen, denn die Mieten steigen deutlich langsamer, als die Inflation das Geld entwertet. Bleiben Firmenbeteiligungen in Form von Aktien. Die sind zwar auch nicht mehr viel wert, aber die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt. Vielleicht erholen sie sich ja mal wieder, und dann hat man was auf der (sehr) hohen Kante. An der Börse beginnt also der Run auf die selbst schlechtesten Papiere. Die Börsenkurse steigen wieder, ein fiktiver Aufschwung beginnt, eine Hausse ist im Gang, die Ludwig von Mises ganz zutreffend Katastrophen-Hausse nannte. Führwahr keine Erfindung, aber doch eine kluge Beobachtung des zuweilen irrationalen und fatalen Verhaltens der menschlichen Spezies.

Klapotetz

Ob der Klapotetz überhaupt in dieses Buch gehört, ist schwer zu entscheiden, denn ob man ihn als eine dämliche Erfindung bezeichnen möchte oder nicht, ist eine kaum zu beantwortende Frage. Fest steht, dass es sich dabei um ein Gerät handelt, bei dem man gleichsam mit Kanonen auf Spatzen schießt. Will heißen, es ist für seinen Verwendungszweck, und einen solchen erfüllt es durchaus, erheblich überdimensioniert.

Der edle Ritter Don Quijote von La Mancha jedenfalls hätte seine Freude an dieser ganz besonderen, nur in der südlichen Steiermark heimischen Form der Windmühle, die gar keine *Windmühle* ist, weil sie schließlich nichts mahlt. Er würde die Klapotetz auf der Stelle für gefährliche Riesen halten und todesmutig bekämpfen. Der Klapotetz oder Klapotec, manchmal auch Clopotec genannt, ist alt. Erstmals erwähnte ihn 1797 eine Handschrift, und es ist bekannt, dass der österreichische Erzherzog Johann 1836 einen solchen besaß. Der Klapotetz (lokal in der Südsteiermark gelegentlich auch *die* Klapotetz) ist riesig. Der größte ist nicht weniger als 19 Meter hoch, wiegt 25 Tonnen und verfügt über ein Betonfundament, das neun Meter tief in den Boden reicht. Er steht auf einem Schlossberg nahe der steirischen Grenze zu Slowenien.

Der gigantische Bauaufwand wird lediglich betrieben, um ein paar Piepmätze zur Zeit der Traubenreife aus den Weinbergen zu verscheuchen. Das schafft der Klapotetz allerdings nicht durch seine Respekt einflößenden Ausmaße und auch nicht mit der bloßen Bewegung der 12 oder 16 Arme seines gigantischen Windrades, sondern durch einen ohrenbetäubenden Lärm, der vom harten Hämmern bis in den Ultraschallbereich hineinreicht, womit er allerdings nicht nur Vögel abschreckt, sondern auch harmlose Wanderer gehörig nervt. Schließlich leitet sich sein Name vom slowenischen Wort *klopótec* (Klapper) ab.



Ein Klapotetz bei Kaindorf an der Sulm in der südlichen Steiermark.

Technisch sind die Klapotetz raffiniert ausgeklügelt. Das betrifft nicht gerade den Windradmechanismus, denn der ist als solcher schon lange bekannt. Es betrifft die Klapper. Das ganze Gerät ist aus vier verschiedenen Holzarten gebaut. Die Flügelbretter des Rotors bestehen aus flexiblem Fichten-, Tannen- oder Lärchenholz. Ebenso die sich drehende Welle, die mit exzentrischen Klöppeln bestückt ist. Die werden beim ständigen Schlagen mechanisch stark belastet und sind deshalb aus hartem Buchenholz gefertigt. Das Schlagbrett muss, so lehrt die Erfahrung, aus Kirschbaumholz bestehen, sonst ist der Ton nicht laut und abschreckend genug und reicht auch nicht in den Ultraschall hinein. Der Block, in dem das Ganze gelagert ist, wird aus Esche oder Kastanie gefertigt, zähen und stabilen Hölzern, die mechanischen Dauerbelastungen gut widerstehen.

Damit sich der Rotor stets von selbst in den Wind dreht, ist die Welle an ihrem Ende mit einem langen Schwanzholz (wieder Fichte oder ein anderes Nadelholz) ausgestattet, das gleichsam als Windfahne hinten einen großen Buschen Birkenreiser trägt.

Wer nun meint, der Klapotetz erfülle, einmal montiert, jahrelang seinen Dienst, der kennt die traditionsverwurzelten Südsteirer nicht. Alles, was mit Arbeit in der Natur, mit Pflanzenbau und Ernte zu tun hat, ist irgendwie mit dem Kirchenjahr gekoppelt. Und deshalb wird jeder Klapotetz zu Allerheiligen (1. November) oder am Martinitag (11. November) abgebaut und zerlegt und erst im Folgejahr zu Jakobi (25. Juli) wieder neu montiert.

Mit einer Phonoanlage und einem schlichten Lautsprecher oder mit Platzpatronen-Schussanlagen, die hin und wieder laut knallen, ginge das Vogelvertreiben viel leichter, und so wird es auch anderenorts praktiziert. Aber skurrile Erfindungen entwickeln mit der Zeit nicht selten ihr ganz besonderes, fast mystisches Fluidum, und wer weiß, was alles passieren kann, wenn man sie einfach durch simple pragmatische Technik ersetzt. Naturgerecht wäre das nicht, und die Geister des Platzes »mögn's a net«. Die sind halt eher an die alten Klapotetzen gewöhnt. Viele Vögel übrigens auch.

Knallgas in der Luftmatratze

Irgendwann Anfang der 1970er-Jahre ereigneten sich auf Campingplätzen in Deutschland, Österreich, Italien und anderen Urlaubsländern zunächst unerklärliche Explosionen: Luftmatratzen und Aufblasbadetierte flogen ihren ahnungslosen Besitzern mit einem gewaltigen Knall um die Ohren. Es gab Schwerverletzte.

Es dauerte allerdings nicht lange, bis die Ursache offenbar wurde. Da hatte sich ein deutscher Tüftler und begeisterter Camper das Leben einfacher machen wollen und eine epochale Idee in die Praxis umgesetzt, die es ihm ersparte, Luftmatratzen, Schlauchboot, Schwimmringe und verwandte Freizeitartikel in zeitraubender Arbeit mit einer kraftzehrenden Hand- oder Fußluftpumpe zu befüllen oder sie gar mit hochrotem Kopf mit dem Mund aufzublasen. Der findige Mann ging davon aus, dass man immer dort, wo man zeltet oder badet, auch ein Auto zur Verfügung hat. Und so ein Auto ist ein gar nützliches Ding, denn es liefert mechanische Arbeit. Mit der könnte man natürlich auf irgendeine Weise auch eine Luftpumpe betreiben. Doch halt: Es geht noch einfacher. Das Auto hat ja in seinem Motor gleich vier Kolbenpumpen eingebaut! Damit die Maschine im Stand rundläuft, genügen eigentlich auch drei. Mit der vierten Kolbenpumpe lässt sich doch direkt die Luftmatratze aufblasen, dachte sich der schlaue Erfinder. Man braucht zu diesem Zweck nur die Zündkerze aus einem Zylinder zu schrauben und statt ihrer einen mit einem Gewindeendstück versehenen Schlauch zu montieren. Das geht im Handumdrehen. Das andere Ende des Schlauchs hat ein Rückschlagventil und einen Nippel, der sich in die Blasöffnung der Luftmatratze stecken lässt. Sobald der Automotor anläuft, wird die Matratze rasch aufgepumpt. Sogar ein größeres Schlauchboot lässt sich auf diese Weise in kurzer Zeit befüllen.

So weit, so gut. Allerdings verliert das Wort Luftmatratze bei diesem zeit- und kraftsparenden Prozedere seine Bedeutung. Die aufgeblasene Gummiliege wird nämlich zur »Knallgasmatratze«, denn was da per Kolbenhub aus dem Motorzylinder gepustet wird, ist eben keine Luft, sondern ein zündfähiges, hoch explosives Gasgemisch mit einem hohen Anteil an verdampftem Benzin, das direkt aus dem Vergaser in den Zylinder gesaugt wird.



Mit einem Zündkerzenschlüssel lässt sich die Kerze leicht entfernen, und fertig ist die Knallgaspumpe.

Nun schläft man auf einer Knallgasmatratze nicht schlechter als auf einer Luftmatratze. Nur wenn man die Matratze wieder einpacken will und das Gas ablässt, riecht's halt etwas nach Motor. Was macht's?, dachte sich der technikfreundliche Erfinder. Und richtig, es macht gar nichts, wenn, ja wenn man beim Entleeren der Matratze oder des Schlauchboots nicht gerade eine brennende Zigarette in der Hand hält. Dann macht's puff!

Nun war der Erfinder entweder Nichtraucher oder er hatte einen besonderen Schutzengel, denn seine Entwicklungsarbeiten und auch seine ersten eigenen Anwendungen überstand er ohne jeglichen Knalleffekt oder gar schwere Verletzungen. Also befand er, seine Erfindung sei marktreif, gründete eine kleine Firma, bot die unaufwendige Armatur, die aus nichts mehr als einem Schlauch mit Ventil und einem Zündkerzenschlüssel bestand, per Annoncenkampagne in Camping-, Freizeit- und Tageszeitungen an und pries mit großen Worten deren Vorzüge. Offenbar versetzte das niemanden in Unruhe. Die Dinger wurden sogar in erklecklicher Stückzahl verkauft und bescherten ihrem geistigen Vater ein nettes Zusatzeinkommen, bis, ja bis es dann hier und da auf Campingplätzen überraschend puff machte, und das teilweise mit recht fatalen Folgen, vom Waldbrand bis zu einem Todesopfer.

Konferenzfahrrad

Wer ein kreisförmiges Fahrrad erfindet, auf dem acht Leute Platz nehmen können, von denen aber nur ein Einziger strampelt und lenkt, muss entweder ein etwas weltfremder Künstler sein oder ein eigenbrötlerischer Tüftler, der den Sinn des Straßenverkehrs nicht recht begriffen hat– oder ein cleverer Geschäftsmann, der eine Marktlücke wittert und dem es gelingt, selbst aus dem Absurden Profit zu schlagen.

Bei der Entwicklung des Konferenzfahrrads– die Urheber nennen es ConferenceBike– kamen einige der gerade genannten Voraussetzungen zusammen. Eigentlicher Erfinder des merkwürdigen Gefährts ist der in Amsterdam lebende US-amerikanische Pop-Künstler Eric Staller, dessen Lebensinhalt es ist, urbane Gebiete mit ungewöhnlichen Objekten und Installationen zu bereichern, die– wie das bei Kunstaktionen häufig der Fall ist– im Grunde ziemlich sinnlos sind (zumindest auf den ersten Blick). Vor allem mit skurrilen Lichteffekten und regelrechten Lichtskulpturen beglückt die künstlerische Frohnatur graue Großstädte. Ihm selbst kommt es dabei offensichtlich darauf an, kreativ das logisch Undenkbare denkbar zu machen. Und was wäre unlogischer als ein (von oben gesehen) kreisförmiges Fahrrad? Allerdings ist Staller kein Ingenieur, und so geriet denn das vor etlichen Jahren von ihm entwickelte ConferenceBike etwas wuchtig, ja, zu wuchtig, um es von einem einzigen Fahrer durch seine Muskelkraft in Bewegung zu setzen.



Ein Blickfang im Straßenverkehr ist dieses Gefährt allemal, ein Verkehrshindernis aber wohl auch.

Doch ein Freundeskreis tüftelnder Techniker in Hannover nahm Stallers Grundgedanken im Sommer 2001 dankbar auf und entwickelte im Hobbykeller eine neue, leichtere und doch stabile Rahmengeometrie, einen neuen Antrieb, neue

Bremsen und einen neuen Lenkmechanismus mit nur noch sieben Sitzen. So wurde aus Stallers Urtyp ein wirklich praktisch verwendbares Gefährt. Fragt sich nur, warum eigentlich?

Zur privaten Nutzung kauft es natürlich niemand, und mal ehrlich: Möchten Sie im Kreis Ihrer Freunde nicht wenigstens einmal auf einem Konferenzfahrrad sitzen? Einfach so, einfach zum Spaß? Und dabei die Blicke ungläubiger Zeitgenossen auf sich ziehen?– Genau auf diesen angeborenen menschlichen Spieltrieb und die Freude am Absurden haben die Hannoveraner Tüftler gesetzt, und ihre Rechnung ist aufgegangen. Schon 2002 ging das runde Rad im Rahmen eines Existenzgründungsprogramms in Serienfertigung. Wer die Käufer sind? Vermieter, die die dämlichen Räder stunden- oder auch tageweise Kunden überlassen, denen der ungewöhnliche Spaßtrip etliche Euro wert ist. Allein in Deutschland gab es 2012 bereits 45 Vermietungsstationen mit insgesamt 96 ConferenceBikes. Dazu kommen bisher zwei Stationen in Österreich und eine in der Schweiz.

Wünschen wir den aufstrebenden Geschäftsleuten also weiterhin Erfolg mit dem dämlichen Gefährt, das zugleich ein wichtiges Merkmal von Sitzungen generell verdeutlicht: Die Sitzung ist der Sieg des Gesäßes über das Gehirn, weshalb man mit dem ConferenceBike nicht gerade optimal vorankommt und bei Geschäftssitzungen oft so wenig herauskommt.

Kopfball

Stellen Sie sich einmal vor, ein etwa kopfgroßes Objekt, rund 100 Gramm schwerer als eine volle Bierdose, fliegt mit einer Geschwindigkeit zwischen 80 und 120 km/h direkt auf Sie zu. Jeder vernünftige Mensch würde angesichts einer solchen Bedrohung so schnell wie irgend möglich zur Seite springen, um von dem rasanten Ding nicht getroffen zu werden. Nicht aber Sie. Sie befürchten, das Geschoss könnte Sie knapp verfehlen, und bewegen sich rasch 50 Zentimeter nach rechts, damit der Zusammenstoß gelingt. Mehr noch: Weil das Objekt knapp über Ihrem Kopf dahinsausen könnte, springen Sie hoch, um es genau vor den Kopf gedonnert zu bekommen. Und damit der Zusammenstoß noch etwas härter wird, reißen Sie Ihren Kopf dem Projektil ruckartig entgegen. Dann kracht es wirklich. Auf Ihren Kopf wirkt (bei 90km/h) schlagartig eine Kraft von 300 bis 400 Kilogramm ein. Sie ahnen es bereits: Wer so etwas freiwillig macht, ist ein Fußballspieler.

Hätte der Ball statt Ihres Kopfes eine doppelt verglaste Fensterscheibe getroffen, sie wäre klirrend in sich zusammengebrochen. Und was geschieht mit Ihrem Kopf? Wenn Sie Glück haben, erstaunlicherweise nicht viel. Wer wie die meisten professionellen Fußballspieler eine ausgefeilte Kopfballtechnik entwickelt hat, kommt im Einzelfall meist relativ ungeschoren davon. Bei Amateuren und besonders bei jugendlichen Spielern geht es aber oft anders aus. Hier kommt es nicht selten zu Gehirnerschütterungen (Schädel-Hirn-Traumata) und auch zu Wirbelsäulenverletzungen. Die Schweizer Sportmedizinerin Dr. Nicola Biasca hat in Studien ermittelt, dass sogar jeder zweite Profi in seiner Laufbahn durch einen Kopfball wenigstens ein Schädel-Hirn-Trauma erleidet, bei dem kurzfristig einzelne Gehirnfunktionen ausfallen, und dass zwei von elf Spielern jährlich wie bei einem Boxkampf k. o. gehen. Nachdem unter anderem auch Wissenschaftler des Einstein College of Medicine in New York bei Amateurspielern nachweisen konnten, dass es bei Kopfbällen immer wieder zu Hirnverletzungen wie bei einer Gehirnerschütterung kommt, überlegte sogar Frank Wormuth, Chef der Fußballlehrerausbildung beim DFB, ob man die Spieler nicht zum Schutz vor Kopfverletzungen mit Schutzhauben ausstatten sollte.

Besonders harte Ergebnisse legt der niederländische Gesundheitsrat vor. Nach seinen Ermittlungen leidet jeder zweite Fußballprofispieler unter Gedächtnislücken, Intelligenzdefizit und visuellen Störungen infolge der häufigen Kopfbälle, auch wenn jeder einzelne Köpfer weit unter dem klinisch bedenklichen Verletzungspotenzial liegt. Die hohe Anzahl macht's, und ab rund 1000 Kopfbällen pro Jahr wird's richtig bedenklich. Für Vielspieler ist das aber die Regel.



Mit rund 100 km/h voll auf die Birne! Der Onkel Doktor sagt, das sei nicht gut.

Wirklich schlimm wird es, wenn das Gehirn der Spieler noch nicht voll entwickelt ist, also bei Kindern. Eine Studie der US-amerikanischen National Academy of Sciences (NAS) betont: »Das Vermögen, analytisch vorzugehen, oder das bildliche Vorstellungsvermögen sind bei Fußball spielenden Kindern und Jugendlichen weniger stark ausgeprägt als bei Gleichaltrigen, die nicht Fußball spielen. Selbst 30 Tage nach einem Vorfall sind noch deutliche Einschränkungen bemerkbar. Das Gedächtnis, aber auch die Fähigkeit zur Problemlösung, sind weniger stark verfügbar.«

Wen wundert's, dass Fußballer sich gelegentlich etwas grenzdebil ausdrücken und ihre Zitate so beliebt sind, dass sie im Internet zahllose Websites füllen wie jene von Claus Vaske, aus der diese hier stammen: »Es steht im Augenblick 1 : 1. Aber es hätte auch umgekehrt laufen können.« (Heribert Faßbender), »Das ist absolut sekundär, ja tertiär, oder sogar quartär!« (Christoph John), »Die von der südlichen Halbkugel, also die mit dem braunhäutigen Blut...« (Otto Rehaegel), »Ich grüße meinen Vater, meine Mutter und ganz besonders meine Eltern.« (Toni Polster) Aber wie sagte schon Bruno Labbadia: »Ach, solche Sachen soll man nicht unnötig hochsterilisieren.«



Lauflehnhilfen

Babywalker heißen sie, oder auch Gehfrei oder eben Lauflehnhilfen. Heute sind das bunte zweistöckige Plastikgestelle: Ein unterer Rahmen liegt horizontal knapp über dem Erdboden und lässt sich über diesen mit vier Rädern bewegen. Ein oberer Rahmen befindet sich rund einen halben Meter darüber. Die Höhe ist variabel. Durch beide Rahmen steckt man senkrecht ein Kleinkind, das sich mit seinen Ärmchen auf den oberen Rahmen stützen kann und im Bereich des unteren Rahmens mit seinen Füßchen den Boden erreicht. Macht es mit den Beinen schrittartige Bewegungen, dann beginnt der Babywalker zu rollen, und zwar reichlich unkontrolliert.

Firmen, die solche Geräte verkaufen, bewerben sie als moderne pädagogische Hilfen für Babys, um schneller aufrecht gehen zu lernen und damit den eigenen Erfahrungskreis erweitern zu können.

Aber wie steht es wirklich um diese »Prothesen für Kinder«, die gerade dem Säuglingsalter entwachsen? Zum einen sind sie keineswegs so modern wie gelegentlich behauptet. Unser Bild zeigt, dass es dergleichen schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gab. Damals hielt man die Dinger für gut und fortschrittlich, denn man verstand es noch nicht besser. Heute fordern Kinder- und Jugendärzte das Verbot dieser Kleinkinder-Rollatoren. Und das aus guten Gründen. »Die Geräte gefährden Kleinkinder mehr, als dass sie ihnen nützen. Halb sitzend, halb strampelnd können sich Säuglinge bereits ab dem sechsten Lebensmonat mit solchen Geräten fortbewegen, ohne dabei eine eigene Kontrolle über das Gerät zu haben. Schwere Unfälle sind an der Tagesordnung«, beklagen Kinderärzte im Testbericht eines Verbraucherberatungsforums. Und auch eine medizinische EU-Kommission warnt: »Mehr als 2350 britische Kleinkinder wurden 2002 nach Zwischenfällen mit Lauflehnhilfen ins Krankenhaus gebracht, 70 Prozent davon waren jünger als ein Jahr. Daten aus Portugal zeigen, dass 850 Kinder zwischen sieben und 15 Monaten aufgrund von Verletzungen im Zusammenhang mit der Benutzung von Lauflehnhilfen eine Notfallbehandlung brauchten. In der Hälfte der Fälle handelte es sich um Treppenstürze, über 60 Prozent der Verletzungen betrafen den Kopf.«

Neuere EU-Richtlinien schreiben zwar eine Bauform vor, die das Umkippen der Babywalker verhindern soll, aber auch das schützt weder vor Treppenstürzen noch davor, dass sie sich schwere Verbrühungen oder Verbrennungen zuziehen, denn die Geräte vergrößern nicht nur den Bewegungsradius der Kleinen, sie erlauben es ihnen auch, zum Beispiel auf einen Tisch zu langen, ohne allerdings zu sehen, was darauf steht. Und schon geschieht es: Die heiße Suppenschüssel entleert ihren Inhalt mitten ins Gesicht des Babys.

»Lauflehnhilfen sind eine der schädlichsten Erfindungen für Kinder«, betonte auch der Präsident des deutschen Berufsverbands der Kinder- und Jugendärzte Dr. Wolfram Hartmann. Allerdings sieht er das Dilemma lediglich aus der Sicht des Mediziners. Seit wenigen Jahren erst haben die Neurologen neue, noch viel erschreckendere Vorbehalte gegenüber diesen Kleinkinderkrücken geäußert. Die Babys lernen mit ihnen nicht früher aufrecht gehen, im Gegenteil! Man kann sich mit den modernen Methoden neuronaler Bildgebungsverfahren live ansehen, was im Gehirn geschieht, wenn ein Kleinkind etwas lernt– oder eben nicht lernt. Eine der

wichtigsten Voraussetzungen für den aufrechten Gang ist ein gutes Körpergefühl für Gleichgewicht. Genau das lernt ein Kleinkind, wenn es aus dem Krabbeln heraus immer wieder versucht, sich aus eigener Kraft und mit eigenem Balancetraining aufzurichten. Dabei entstehen neue neuronale Strukturen in bestimmten Gehirnregionen, »hardwaremäßig«, könnte man sagen. Aber auch die Steuerprogramme, also die »Software«, wird in dieser so wichtigen Lernphase programmiert.

Im Babyrollator geschieht das alles nicht. Das Kleinkind hängt stabil in dem festen Rahmen und balanciert ganz und gar nicht auf seinen Beinchen, es flützt sich mit den Armen auf den oberen Rahmen. Resultat: Die Lauflernhilfen sind im Grunde Lauflernverhinderungsgeräte, die ganz nebenbei noch zu einer Verzögerung in der gesunden Gehirnentwicklung und möglicherweise sogar zu dauerhaften Schäden führen.



Spaß macht's dem kleinen Kerlchen schon, aber gut ist das Ding weder für seine Beinchen noch für die gesunde Entwicklung seines Gehirns.

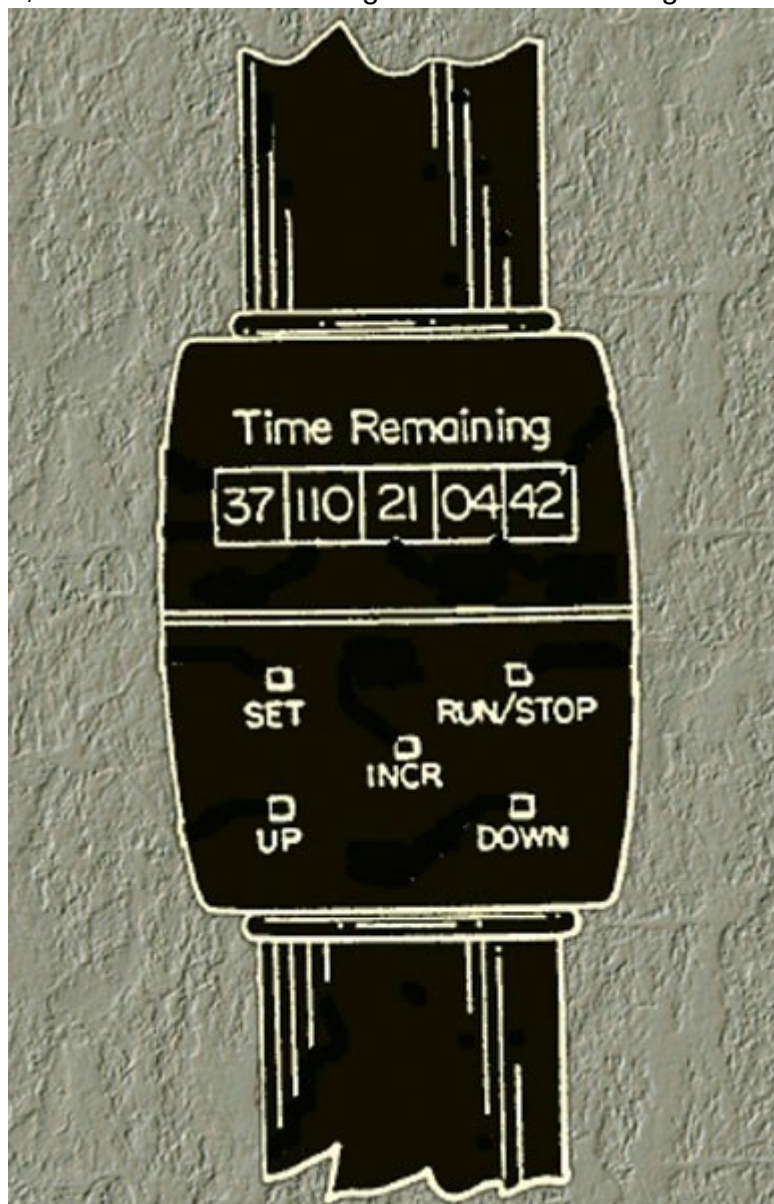
Es gibt neuere Untersuchungen über den Gebrauch von Rollatoren bei älteren Menschen, die eine solche Prothese wirklich brauchen, weil sie zu schwach sind, sich ohne Hilfe länger auf den Beinen zu halten. Sind sie eine größere Strecke mit so einem Gerät gegangen und man nimmt es ihnen plötzlich fort, neigen sie dazu, sofort nach vorne umzufallen. Ihr Gleichgewichtsempfinden ist durch die Gehhilfe gestört. Gleiches lässt sich sogar bei längerer Verwendung von Nordic-Walking-Stöcken beobachten.

Um den Lauflernverhinderungsgeräten für Kleinkinder noch die Krone aufzusetzen, haben einige Hersteller neuerdings auf dem Tischchen der vermaledeten Dinger dann auch noch eine Spielekonsole installiert, die, wie Neurologen unwiderlegbar nachgewiesen haben, in diesem frühen Alter ihrerseits zu einer defizitären Entwicklung des noch sehr formbaren Gehirns führen: Kleinkinder, die täglich längere

Zeit mit Spielekonsolen umgehen, entwickeln wesentlich schlechter ihr soziales Verhalten, den Umgang mit ihrer Muttersprache und überhaupt die Fähigkeit, sich sinnvoll auszudrücken. Die Verzögerung und auch generelle Einschränkung ihrer Gehirnentwicklung ist irreversibel. In späteren Jahren führt das zu deutlichen schulischen Lernschwierigkeiten, zu stark eingeschränkter Konzentrationsfähigkeit und generellem Aufmerksamkeitsdefizit sowie zu emotionaler innerer Leere. Auch Schreiben und Lesen lernen auf diese Weise neuronal vorgeschädigte Kinder wesentlich schwerer.

Lebenserwartungsuhr

Ein Mann, der heute in Deutschland 50 Jahre alt ist, hat eine durchschnittliche Lebenserwartung von weiteren 29,5 Jahren. Er darf also mit hoher Wahrscheinlichkeit damit rechnen, rund 80 Jahre alt zu werden. Hat er dieses Alter dann aber erreicht, beträgt seine weitere Lebenserwartung 7,7 Jahre. Danach ist er dann 87,7 Jahre alt und hat eine Lebenserwartung von immerhin weiteren 4,5 Jahren. So erreicht er gut 92 Jahre. In diesem Alter hat er durchschnittlich noch etwas über 3 Jahre vor sich, womit er 95 wird. Lebenserwartungstabellen sagen ihm dann weitere 2,7 Jahre voraus. Die Chancen, einmal wenigstens 100 Jahre alt zu werden, stehen also nicht schlecht. Mathematiker werden angesichts dieser Betrachtung zwar den Kopf schütteln, aber andererseits darf man nicht vergessen, dass eine positive Grundeinstellung die Lebenserwartung erheblich verlängert und zugleich die Lebensqualität verbessert. Von der dämlichen Erfindung, die wir hier vorstellen wollen, kann man das nicht sagen. Auf sie trifft das genaue Gegenteil zu.



Ein Blick verrät es: Du lebst noch 37 Jahre, 110 Tage, 21 Stunden, 4 Minuten und 42 Sekunden!

Stellen Sie sich vor, Sie haben an Ihrem Handgelenk keinen üblichen Zeitmesser,

sondern einen Countdown-Zähler, der Ihnen in jedem Augenblick prophezeit, wie lange es noch dauert, bis Freund Hein Sie abberuft. Ein derart makabres Instrument hat ein vermutlich psychologisch unsensibler Erfinder in den USA zum Patent angemeldet. Das in seiner Bedienung etwas wirr wirkende Gerät verlangt Eingaben, wie sie Versicherungsunternehmen abfragen, um die Lebenserwartung ihrer Neukunden abzuschätzen und auf dieser Grundlage Prämien etwa für die Kranken- oder Lebensversicherung festzulegen. Nur machen diese Gesellschaften dies nur ein einziges Mal, nämlich beim Vertragsabschluss. Bei dem Armbandticker werden die Daten aber kontinuierlich ausgewertet und sekundlich die Restzeit bis zum endgültigen Verfallsdatum des Trägers angezeigt, und das nach Jahren, Tagen, Stunden, Minuten und Sekunden. Wenn das nicht Lebensmut macht!

Eine wesentliche Komponente fragt der Ticker allerdings nicht ab: Wie lange tragen Sie das Gerät schon? Denn es ist anzunehmen, dass allein der ständige Gebrauch dieser merkwürdigen Spezialuhr die Lebenserwartung drastisch senkt.

Leerverkäufe

Herr Meier besitzt eine läufige Hündin, die vor Kurzem ein Rüde gedeckt hat. Es ist also demnächst mit Welpen zu rechnen. Die gibt es aber noch nicht. Dennoch verkauft Herr Meier den ganzen Wurf an einen Züchter. Der zahlt einen stolzen Preis, denn die Hündin ist ein reinrassiges Tier. Als die Welpen auf die Welt kommen, stellt sich heraus, dass der Deckrüde ein ziemlich räudiger Mischling gewesen sein muss. Auch kamen nur zwei Tiere lebend zur Welt. Der Käufer will sie nicht, aber sie gehören ihm nun einmal. Entgegenkommenderweise erwirbt sie Herr Meier von ihm zurück, aber nur noch für den halben Preis, denn die Mischlinge sind nicht viel wert. Herr Meier freut sich, denn er hat bei dem eigenwilligen Deal viel verdient, genau genommen die Spanne zwischen Verkaufs- und Rückkaufspreis. Wirklich verkauft wurde am Ende gar nichts. Dennoch war das Geschäft legal, denn die Hündin war schließlich gedeckt. Fachleute nennen so einen Handel deshalb einen gedeckten Leerverkauf. Wäre die Hündin nicht gedeckt gewesen und Herr Meier hätte nur behauptet, er erwarte Welpen, und hätte diese fiktiven Tiere seinem Käufer erst andgedreht und später billiger zurückgekauft, dann würde es sich um einen ungedeckten Leerverkauf handeln. Die Hündin war ja schließlich gar nicht gedeckt.

Allerdings hat diese Geschichte einen Haken. Kein vernünftiger Mensch würde Herrn Meier die noch nicht oder gar nicht vorhandenen Hundebabys abkaufen. Völlig anders verhält es sich bei börsennotierten Aktien. Für die braucht man keinen Käufer zu suchen. Man verhökert sie einfach per Computer an der Börse und kauft sie später, wenn ihr Kurs gesunken ist, auf gleiche Weise von dieser zurück. Dabei muss man nur ein gutes Gespür dafür haben, ob die Kurse der erworbenen Aktien demnächst steigen oder fallen werden. Steigen wäre in diesem Fall natürlich ungünstig. Also sind bei dem angestrebten Leerverkauf entweder Insider-Informationen hilfreich oder das Streuen dubioser Gerüchte, die möglichst viele Anleger veranlassen, sich gerade von diesen Papieren zu trennen, um die Kursentwicklung negativ zu beeinflussen.

Auch Aktien-Leerverkäufe können gedeckt oder ungedeckt sein. Ungedeckt sind sie dann, wenn der Spekulant Aktien verkauft und wieder zurückkauft, die er gar nicht besitzt, ja, die es gar nicht gibt. Gedeckt sind sie, wenn er tatsächlich über die gehandelten Aktien verfügt. Trotzdem müssen sie nicht sein Eigentum sein. Er leiht sie sich einfach für die Dauer des dubiosen Handels. Nun fragt sich, wer in aller Welt ihn bei seinem unlauteren Tun durch Ausleihen seiner eigenen Aktien unterstützen könnte. Ganz einfach: Der Verleiher wird mit einer Leihgebühr und dem Versprechen geködert, dass er seine Aktien garantiert bald zurückerhält.



Einen klassischen Leerverkauf beschreibt schon das Märchen »Des Kaisers neue Kleider« von Hans Christian Andersen.

Dieses Treiben ruiniert nicht nur die Finanzmärkte, sondern auch die Wirtschaft und sogar ganze Volkswirtschaften, denn es ist nichts anderes als das Wetten auf den Niedergang einer Aktiengesellschaft oder gar eines ganzen Staats. Und den versuchen diese Finanzhasardeure mit allen Tricks zu beschleunigen.

Erfinder des Leerverkaufs ist übrigens kein Finanzhai unserer Tage, sondern der holländische Kaufmann Isaac Le Maire. Er investierte anno 1602 die Summe von 85000 Gulden in die Niederländische Ostindien-Kompanie (VOC). Als 1609 die Geschäfte der VOC stagnierten und die Gesellschaft keine Dividenden an ihre Geldanleger mehr ausschüttete, verkaufte Le Maire seine Anteile– und zwar mehr davon, als er jemals besessen hatte. Die holländischen Behörden fanden das unmoralisch und verboten solche Leerverkäufe, ließen sie aber schon wenige Jahre danach unverständlicherweise wieder zu.

Auch später wurden ungedeckte Leerverkäufe in verschiedenen Ländern mehrfach verboten; vor allem in der Folge der Finanzkrise verschärften viele Staaten 2008 die Sanktionen, meist allerdings nur kurzfristig oder, wie im Mai 2010 in Deutschland, beschränkt auf den Handel mit den Aktien der zehn größten börsengehandelten Gesellschaften. Ende 2011 erließen Griechenland, Frankreich, Italien, Spanien und Belgien einschlägige Verbote. Lange haben solche Maßnahmen meist keinen Bestand, denn Finanzmagnaten halten nicht viel von Moral. Sonst wäre der folgende pikante Vorfall unerklärlich:

Da haben doch vor ein paar Jahren einige Hedgefonds umfangreiche Leerverkäufe mit VW-Aktien getätigt, weil sie an einen baldigen Kursrückgang dieser Papiere glaubten. Allerdings wussten sie zum Zeitpunkt des Verkaufs nicht, das die Firma Porsche bereits die meisten dieser Aktien für sich reserviert hatte, was deren Kurs

steigen ließ. Die Spekulanten zahlten also bei ihrem Deal tüchtig drauf. Daraufhin erdreisteten sie sich allen Ernstes, Porsche auf Schadensersatz für Gewinnausfall zu verklagen! Das ist nichts anderes, als würde ein Pferdewetter auf der Rennbahn erleben, dass der Gaul, auf den er gesetzt hatte, lahmt, was ihn um den erhofften Wettgewinn bringt. Aus Enttäuschung würde er dann den Reitstallbesitzer und den Jockey wegen Gewinnausfalls vor Gericht zerren.

Metalldetektor-Sandalen

Spätestens seit der zauberhaft kitschigen Filmkomödie *Das Wirtshaus im Spessart* (Originalfassung 1958) mit Lieselotte Pulver und Günther Lüders weiß hierzulande jedermann, dass es im Spessart Räuber gibt. Bekannt war das allerdings auch schon früher. Kein Geringerer als Wilhelm Hauff hatte bereits im frühen 19. Jahrhundert in seinem gleichnamigen Märchen davon berichtet.

Im Mittelalter durchzogen einige Fernhandelsstraßen das deutsche Mittelgebirge zwischen Kinzigtal und Main. Weil die Täler vom Herbst bis ins späte Frühjahr regelmäßig überschwemmt oder morastig waren, legte man die Trassen bevorzugt auf den Höhenzügen an, wie etwa die noch heute als Wanderweg bekannte Birkenhainer Straße im 14. Jahrhundert. Wer den alten Salzhandelsweg heute erwandert, wundert sich über die tief eingeschnittenen Hohlwege in zahlreichen Hangbereichen. Hier, an Stellen mit starker Steigung, gab es sogenannte Relaisstationen, an denen die Reisenden die Zugpferde durch langsamere, aber weitaus kräftigere Mietochsen ersetzen konnten. Diese Pausen und langsamen Passagen lockten Räuberbanden an, die den Transport recht einfach überfallen und ausplündern konnten. Weil die Obrigkeit das natürlich wusste, mussten die Ganoven schnell und aus dem Hinterhalt agieren. Und nach dem Raub versteckten sie ihre Beute nicht selten in unmittelbarer Umgebung, um mit dem Diebesgut nicht ertappt zu werden. Geld wurde dabei oft vergraben. Und manchmal konnte es später nicht mehr abgeholt werden, oder das Versteck wurde ganz einfach nicht mehr gefunden.



Sie sind weder kleidsam noch besonders zweckmäßig.

Heute gibt es einige wenige Schatzsucher, die gezielt im Umfeld der alten Spessart-Hohlwege nach solchen Räuberdepots fahnden und dabei professionelle Metallsuchgeräte einsetzen. Ein solcher Goldgräber berichtete noch vor einigen

Jahren, dass er bei seiner ganztägigen Arbeit an frischer Luft durchschnittlich alle ein bis zwei Tage fündig werde.

Nun dachte sich offenbar ein cleverer Tüftler, dass sich diese Schatzsuche auch vereinfachen und mit einer ganz normalen Waldwanderung verbinden lassen müsste. Er erfand die Metallsuch-Sandalen. Das sind an sich simple Kunststoff-Flip-Flops, wobei in der Sohle des rechten Treters eine Spule aus Metalldraht eingebaut ist. Die erzeugt, von elektrischem Strom aus einer 9-Volt-Batterie durchflossen, ein elektromagnetisches Feld, das sich immer dann verändert, wenn man damit über Metall geht. Das darf auch gerne einige Zentimeter unter dem Boden versteckt sein. Die Veränderung des elektromagnetischen Felds registriert eine kleine angeschlossene Elektronik, die in einem Kästchen am rechten Bein mit einem Klettband befestigt wird. Entdeckt es Metall, dann gibt das kleine Gerät optischen und akustischen Alarm oder wahlweise auch ein Vibrationssignal.

Das alles mag ganz vernünftig erscheinen, ist es aber nur äußerst bedingt. Zum einen ist es höchst unwahrscheinlich, jemals über vergrabenes Metall, gleich ob mittelalterliche Münzen oder etwa eine Rolle verbuddelten Drahts, zu laufen, zum anderen kann der Sandalen-Metalldetektor vorsätzlich vergrabene Schätze gar nicht entdecken, denn die stecken sinnigerweise etwas tiefer im Boden, und so weit dringt der Spulensensor nicht vor. Zudem: Welcher Spessart-Räuber würde seine Beute direkt unter der Straße verbuddeln? So etwas macht man ein paar Meter weiter entfernt im weichen Waldboden. Für ein klassisches Metallsuchgerät ist das kein Problem. Seine wirklich große Spule befindet sich am unteren Ende eines langen Stabes, den man wie einen Scanner vor sich über dem Boden hin und her bewegen kann. Mit der Sandale müsste man schon neben dem Weg zwischen den Bäumen einen engen Zickzackkurs abschreiten, um fündig zu werden. Das Ding taugt allenfalls dazu, einen Autoschlüssel wiederzufinden, den man beim Picknick auf der grünen Wiese oder am Badestrand gerade mal unter seiner Decke verlegt hat. Aber um ihn zu orten, bedarf es der Sandalen nicht wirklich, es sei denn nach Einbruch der Dunkelheit.

Militärische Ehren

Ende des Jahres 1773 steuerte ein Schiff aus der kleinen Flotte des Entdeckers und Weltumseglers James Cook Neuseeland an. Ein Landungsboot näherte sich dem Strand und wurde dort von einer Gruppe einheimischer Maori empfangen. Über die näheren Umstände erfuhr Cook selbst erst im Folgejahr Genaueres. Die Maori hatten die elf Mann Besatzung des Bootes getötet und möglicherweise gegessen. Noch heute stellen die Maori selbst den Vorfall so dar: Ihre Vorfahren hätten die fremden Besucher zunächst als Freunde willkommen geheißen. Dazu gehört ein Begrüßungszeremoniell, das bei ihrem Volk üblich ist. Man schickt den Gästen die stärksten Krieger entgegen, um sie zu ehren. Dabei stoßen die kampferprobten Männer wilde Schreie aus, schlagen sich mit den Fäusten auf Unterarme und Brust und ziehen wilde Grimassen, wobei sie des Öfteren ihre Zungen weit herausstrecken. Dann werfen sie den Besuchern eine Waffe, meist ein Messer, vor die Füße. Das weitere Ritual sieht nun vor, dass der Anführer der Besucher diese Waffe aufhebt und sie freundschaftlich dem Anführer der Maori-Krieger überreicht. Damit ist dann die Begrüßungszeremonie abgeschlossen. Cooks Männer allerdings kannten diese absurden Gepflogenheiten nicht und missdeuteten sie als realen Angriffsversuch. Also gaben sie sich nicht als friedfertige Besucher, sondern sahen sich akut bedroht und versuchten sich zu verteidigen. Die Maori ihrerseits glaubten nun, die Fremden seien gekommen, um sie anzugreifen, und überwältigten sie.

Wem das rituelle Zeremoniell des »wilden« Stammesvolkes– mit dem übrigens noch heute Touristengruppen begrüßt werden– reichlich grotesk vorkommt, der sollte sich dessen bewusst sein, dass sich die sogenannten »zivilisierten« Völker regelmäßig genauso albern verhalten. Hierzulande nennt man eine derart martialische Begrüßung einen Empfang mit militärischen Ehren und spricht dabei auch noch von einem diplomatischen Protokoll. Im Grunde aber ist das eine dämliche Erfindung. Diese militante Macht- und Überlegenheitsdemonstration ist sogar gemäß internationaler protokollarischer Übereinkunft eine Pflichtübung. Jeder Staat, der über eigene Streitkräfte verfügt, *muss* ausländische Staatsgäste mit einem derartigen Säbelrasseln begrüßen und verabschieden. Begründet wird das mit der Notwendigkeit, gegenüber dem ranghohen Besucher die eigene Souveränität zu demonstrieren, während dieser, zum Abschreiten der Front verpflichtet, sich davon überzeugen muss, dass der »Freund« solide bewaffnet ist. Zugleich wird dem Gast vorgeführt, dass die Begrüßungsformation eine erheblich abschreckende und einschüchternde Wirkung hat, denn die vorgeführten, Kriegswillen demonstrierenden Mannen sind besonders hart gedrillt und verhalten sich entsprechend militant.



Militante Bedrohungsgesten als Begrüßung hoher Gäste sind weltweit verbreitet: Bei den Maori ebenso ...

Je nach Staat verläuft das martialische Protzgehebe etwas unterschiedlich. In Deutschland kommt in der Regel ein ganzer Operettenkrieg zur Aufführung. Das beginnt damit, dass dem anfliegenden Regierungsflugzeug des Gastes zwei Kampffjets entgegengeschickt werden, welche die Maschine eskortieren, was durchaus den Charakter eines Zwangsgeleits hat. Am Boden angekommen, will der Gast aus der Maschine steigen. Doch kaum steht er auf der Gangway, empfängt ihn eine Salve von 21 Artillerieschüssen, während über seinem Haupt bedrohlich Kampfmaschinen kreisen. Erst nach dem letzten Schuss darf der hohe Gast Freundesland betreten. Doch noch immer begegnet man ihm mit Drohgebärden, von denen sich die wildesten Maori-Krieger noch eine Scheibe abschneiden könnten. 26 Soldaten und ein Offizier nehmen ihn martialisch in Empfang. Hat er sich an diesem Spalier vorbeigewagt, läuft er in die Arme einer uniformierten Polizeieinheit auf Motorrädern. Die Beamten entpuppen sich zwar als harmlos, denn sie sollen dem bereitgestellten Wagen des Gastes lediglich Geleitschutz bieten, wenn er den Amtssitz des Bundespräsidenten ansteuert. Bald, so müsste man meinen, wird es vorbei sein mit dem Säbelgerassel. Doch weit gefehlt. Der Präsident empfängt den Gast nicht allein, sondern zusammen mit drei jeweils 94 Mann starken Kompanien aus allen Teilstreitkräften, während ein Musikkorps markige Marschmusik aufspielt. Noch einmal muss der in friedlicher Absicht gekommene Gast ein Spalier mit präsentierten Gewehren abschreiten, bevor er den Amtssitz des Präsidenten betreten darf. Und auch dabei wird ihm demonstrativ die permanente militärische Präsenz vorgeführt. Vor der Tür stehen zwei bis an die Zähne bewaffnete Wachsoldaten.



... wie beim Empfang des brasilianischen Präsidenten in Frankreich.

Na, wenn das kein herzlicher Empfang für einen guten Freund ist! Bleibt abzuwarten, wann endlich mal ein wirklicher Pazifist unter den Staatsmännern den Mut aufbringt und schon vor seinem Besuch im Stile Marcel Reich-Ranickis sagt: »Ich nehme diese aggressiven Ehren nicht an. Ich komme in friedlicher Mission.« Zumindest die Zivilbevölkerung würde ihm das hoch anrechnen.

Möbel-Bondage

Fesselungsspielchen sind eine beliebte Praxis bei so manchem verliebten Pärchen, das seiner körperlichen Beziehung einen besonderen Kick geben will. Von dieser Art Bondage soll hier aber gar nicht die Rede sein. Hier geht es um Kunst und Selbsterfahrung.

Beim Furniture Bondage (dem Fesseln an Möbel und an anderes haushaltsübliches Inventar) lässt sich ein nackter Mensch, wie die Bezeichnung richtig vermuten lässt, mit allerlei Zeugs verzurren. Auf den ersten Blick wirkt die dabei entstehende Komposition befremdlich, ja absurd. Aber was hier als sinnfreie, verrückte Idee erscheint, lässt sich eher mit William Shakespeares Hamlet kommentieren: »Ist es auch Wahn, so hat es doch Methode.«



In der Cinders Kunstgalerie in Philadelphia kann man diese Möbel-Bondage-Fotos der Künstlerin Melanie Bonajo bewundern.

Große Protagonistin des Furniture Bondage ist die in den USA wirkende niederländische Künstlerin Melanie Bonajo. Sie verbindet mit ihren regelrechten Fusionen aus nacktem Körper und »Alltagszeugs« eine bemerkenswerte Idee. Ausgangspunkt ihrer Bondages ist die These, dass der Mensch der Moderne sich über materielle Obsessionen definiert und bei der Suche nach Zufriedenheit, Glück oder auch so etwas wie Sicherheit sich durch Äußeres zu »kompletieren« versucht. Bonajo wollte körperlich und psychisch erfahren, wie sich dieses Verschmelzen mit den Objekten unserer materiellen Umgebung anfühlt, und dieses Gebundensein unmittelbar ausdrücken. Das ist ihr denn auch eindrucklich gelungen, wozu beim Betrachter sicher auch der gelinde Schreck beim ersten Anblick gehört.

Monocycle

Der innere Drang, ein Fahrrad zu bauen, das aus nur einem einzigen riesigen Rad und einem Antrieb besteht, scheint eine Pflanze mit starken Wurzeln zu sein, denn sonst würde sie nicht beharrlich seit mehr als anderthalb Jahrhunderten immer wieder neue und zuweilen recht lustige Blüten treiben.

Geistiger Urahn dieses Kuriosums war wohl der Franzose M. Davis, der bereits 1853, also nur rund 30 Jahre nachdem Karl Freiherr von Drais den Urtyp des Fahrrads entwickelte, ein gigantisches Einrad präsentierte. Es hatte rund 2,20 Meter Durchmesser. Seine verlängerte Mittelachse war auf beiden Seiten des Rads nach unten gebogen und trug dort je einen ziemlich bescheidenen Sattel, auf dem je ein Mann sitzen konnte. Jeder der beiden Fahrer hielt sich in Hüfthöhe an einer Stange fest, die ebenfalls an der verlängerten Achse befestigt war. Der Antrieb war nachgerade primitiv, denn die beiden Radler liefen einfach neben dem Riesenrad her. Hatte es eine gewisse Geschwindigkeit erreicht, konnten sie die Beine hochziehen und das Ding einfach weiter rollen lassen. Das Gerät war nicht nur extrem unhandlich, es bedurfte auch erheblicher Übung, es zu zweit manövrieren zu können. Kein Wunder, dass es niemand haben wollte.



Einrad mit Speichen aus der Zeit um 1860.

Aber die Monorad-Fanatiker gaben nicht auf. In den folgenden zwei Jahrzehnten entstanden immer neue Konstruktionen, meist solche, die nicht mehr *per pedes apostolorum* angetrieben werden mussten, also nicht mehr zu Fuß wie die Apostel, sondern mit Hand- oder Pedalkurbeln. Dazu saß der Fahrer zentral im Inneren des Rades. Eines der Modelle, die in der Fahrradgeschichte bis heute als Kuriosum bekannt geblieben sind, stammt aus dem Jahr 1869. Gebaut hat es Richard C.

Hemmings aus New Haven, USA. Als Antrieb dienten Handkurbeln, die ein kleineres Rad drehten. Es ist das erste speichenlose Gefährt dieser Art, wie unser Bild zeigt. In den folgenden zwei Jahrzehnten entstanden Dutzende ähnlicher Konstruktionen, darunter einige mit recht groteskem Antrieb. So erfand Rudolph H. Koppel in Berlin ein Riesenrad, in dessen Innerem ein reguläres Fahrrad mit Rahmen, Sattel und schon recht modern wirkendem Tretkurbelantrieb lief und damit den äußeren Reifen antrieb. Es wäre einfacher gewesen, das innere Rad direkt auf der Straße fahren zu lassen.



Das 150 km/h schnelle Renn-Monorad des Italieners M. Goventosa.

Das 20. Jahrhundert stand dann im Zeichen des Geschwindigkeitsrauschs, nicht nur im Hinblick auf das in Mode kommende Auto, sondern auch im Hinblick auf das gute alte Monocycle: Es wurde motorisiert. Ein rasantes Modell baute 1931 der italienische Erfinder M. Goventosa aus Udine. Das Teufelsgefährt brachte es dank seines leistungsstarken Zweizylindermotors auf sage und schreibe 150 km/h. Besonders abenteuerlich funktionierte seine Lenkung: Der Fahrer manövrierte es mit einem Steuerrad durch die Kurven, wobei er und sein Sattel mehr oder weniger in der Vertikalen blieben, während sich der große äußere Reifen in die Kurve legte. Das konnte bei hohem Tempo selbst hartgesottene Zuschauer in Angst und Schrecken versetzen.



Ein motorisiertes Fun-Einrad auf der Doo Dah Parade in Columbus, Ohio, 2011.

Heute feiern Monocycle-Motorräder ein gewisses Comeback, und das nicht nur als Jux-Gefährte, sondern als ernst gemeinte Benzinsparmodelle. Recht unkonventionell bleiben sie allemal, und nur wenige Mutige würden sich wohl mit ihnen auf die Autobahn oder gar in dichten Stadtverkehr wagen.

Morphing

Wenn Sie etwas libidinös sein sollten und Ihre exhibitionistischen Ambitionen gerne ungeniert, und vor allem inkognito, in aller Öffentlichkeit oder im Rahmen einer größeren Party ausleben möchten, dann bietet sich ein Zentai oder Morphsuit an. Diese figurbetonenden »Ganzkörperkondome« sind eine Weiterentwicklung der eng anliegenden Bodys, wie sie gelegentlich von Artisten und auch im Musiktheater, vor allem aber im Ballett getragen werden, nur lassen sie im Gegensatz zu diesen nicht das kleinste Fleckchen Haut unbedeckt. Weder die Füße, noch die Hände und auch nicht den Kopf. Diese farbige Schrumpffolie macht aus jeder nackten Person auf der Stelle einen perfekten Anonymus, der sich ungehemmt sehen und, sofern seine Formen das zulassen, bewundern lassen kann. Anfassen erlaubt, wenn nicht gar erwünscht.

Die Ganzkörperstrumpfhosen bestehen aus dehnbaren Kunststoffen wie Elastan, Nylon, Mikrofasergewebe oder Kunstseide. Sie sind zwar von außen blickdicht, aber wer sie trägt, kann durch die dünnen Stoffe hindurch ungehindert sehen und sogar trinken. Wie es sich allerdings auf der Toilette verhält, darüber schweigt des Dichters Höflichkeit.



Etwas depersonalisiert wirkt dieses Aktmodell schon.

Zentai wurden in Japan erfunden und werden dort seit geraumer Zeit vermarktet. Die europäische Variante, den Morphsuit, stellt seit 2009 ein schottisches Unternehmen her. Benutzer dieser entpersönlichenden Kleidung betonen, dass das Outfit ihre sexuelle Hemmschwelle erheblich herabsetzt. Zudem fühlen sie sich eben auch in der Öffentlichkeit praktisch nackt und doch zugleich geschützt. Ein Gefühl, das alle höheren Säugetiere außer dem Menschen ständig haben dürften. Man könnte

sagen, die Morphsuits kompensieren die psychische Wirkung des alttestamentarischen Feigenblattes.

Nyotaimori

Julie Bindel, Kolumnistin bei der renommierten britischen Tageszeitung *The Guardian*, fasste es so zusammen: Die Dame lag auf dem Tisch »wie in einer Leichenhalle, während sie auf ihre Obduktion wartete«.

Dabei handelte der Artikel weder von einer Totenwache noch gar von einem Mord. Aber der perfekte Leichenlook kam dennoch nicht von ungefähr: Die attraktive Nackte war zuvor sorgfältig vorbereitet worden. Zunächst musste sie eine langwierige Schulung durchlaufen, in der sie darauf trainiert wurde, stundenlang so unbeweglich wie eben möglich auf einem harten Tisch zu liegen, an den empfindlichsten Körperstellen bedeckt mit eisgekühlten Stückchen toter Fische und Garnelen, Reisbällchen und Seealgen. Unmittelbar vor ihrem skurrilen Auftritt hatte sie sich mit einer geruchsfreien Spezialseife am ganzen Körper gewaschen und danach eine ganze Weile eiskalt geduscht. Nun lag sie– eben wie im Leichenschauhaus– mit starrer Miene auf dem romantisch mit Schummerlicht erhellten Tisch auf einem gestärkten weißen Tafeltuch. Rundum saßen Gäste in nobler Kleidung, die auch für einen Leichenschmaus getaucht hätte, und pickten und zwickten die Sushi- und Sashimi-Bröckchen mit japanischen Essstäbchen von ihrem Bauch, aus ihrem Nabel, von den steifen unterkühlten Brustwarzen und von ihren wohlgeformten Schenkeln. Sie hatten sich den Eintritt zu diesem Diner der besonderen Art eine ganze Stange Geld kosten lassen.

Nyotaimori– japanisch für Präsentation des weiblichen Körpers– heißt diese dämliche Erfindung im Bereich der Gastronomie. Mit japanischer Kultur hat das Ganze reichlich wenig zu tun. Es ist eine neuere Marotte übersättigter Reicher, die, von Japan ausgehend, im Begriff steht, einige Länder der westlichen Welt zu erobern. In den USA ist sie hier und da heute schon gängige Praxis, in Deutschland hält sie langsamer Einzug. Nyotaimori wird in besonderen Restaurants veranstaltet, aber auch von Catering-Spezialunternehmen und Party-Veranstaltern für Junggesellen-Feten, Damenkränzchen und Ähnliches angeboten. Letztere bevorzugen dabei meist die an sich seltener gefragte Spielart Nantaimori, bei der die nackte junge Dame durch einen ebensolchen Herrn ersetzt ist.



Damit die Fischhäppchen schön frisch schmecken, wurde die Dame zuvor in kaltem Wasser gut gekühlt.

Männern, denen das Vergnügen des Nyotaimori noch nicht erregend genug erscheint, können auf Wakame Sake ausweichen, eine allerdings auch in Japan weniger geübte Praxis. Wakame steht für weiches Seegras, und Sake ist der allseits bekannte japanische Reiswein. Der wird über den Unterleib der nackten Tischdame gegossen und sammelt sich dann im Schamdreieck, sofern das Model die Schenkel fest zusammenpresst. Aus dieser anatomisch geformten Trinkschale kann der lüsterne Gast den körperwarmen Sake dann entweder mit einem Strohhalm oder– wenn er sich traut– auch direkt mit dem Mund schlürfen. Wofür das weiche Seegras eine Umschreibung ist, lässt sich dabei wohl leicht erraten. Allerdings sind Nyotaimori und Wakame Sake nicht nach jedermanns Geschmack. Feministinnen laufen dagegen Sturm, und in manchen Ländern, allen voran China, sind diese Praktiken ganz verboten; in China nicht etwa aus moralischen, sondern aus hygienischen Gründen.



Orgonakkumulator

Die permanenten Versuche vieler Esoteriker, sich in der Sprache der Naturwissenschaftler auszudrücken und dies durch exakte Experimente zu belegen, sind es, die sie ohne Zwang oft der Kritik aussetzen, wenn nicht gar der Lächerlichkeit preisgeben. Das führt dann nicht selten auch dazu, dass geschäftstüchtige Zeitgenossen Aussagen formulieren, die nachgerade absurd sind. In den 1930er-Jahren versuchte ein Schüler Sigmund Freuds, seine Lehre auf ein streng naturwissenschaftlich exaktes Fundament zu stellen. Dieser Mann, Wilhelm Reich, ging wie schon Freud davon aus, dass Neurosen generell daraus entstehen, dass das Nervensystem gewisse libidinöse Energien nicht vollständig abführt, etwa bei einem Orgasmus. Reich suchte nun nach dem Charakter und dem Ursprung dieser ominösen Energien. Dazu legte er Kulturen an: etwa aus Meeressand, aus Matsch, Heu oder auch Watte. Dabei entdeckte er angeblich Bione, kleine Bläschen, die– wie er meinte– spontan in solchen Kulturen entstehen und aus denen sich lebende Zellen aus der zuvor unbelebten Materie entwickeln. Seiner Auffassung nach bildeten sie sich bei der Zersetzung organischer und anorganischer Materie, und genau das glaubte er unter Laborbedingungen nachweisen zu können. Bei diesem Prozess war, so glaubte er, auch Energiezufuhr nötig. Diese »biologische Energie« setzte er mit jener gleich, von der schon Freud gesprochen hatte und von der er annahm, sie sei in der Natur allgegenwärtig. In seinen Kulturen würde sie sich wie in einem Akkumulator sammeln. Reich nannte sie Orgon oder Orgonenergie.

Nachdem er seine durch nichts gesicherte Hypothese erst einmal aufgestellt hatte, machte sich Reich sogleich an die Praxis. Er entwickelte und optimierte Orgonakkumulatoren. In der Tat konnte er feststellen, dass sich zum Beispiel eine Meeressandkultur, die man in ein Stahlblechgehäuse (Faraday-Käfig) verbrachte, energetisch auflud. Das heißt, sie wurde wärmer und sammelte elektrostatische Ladungen. Begeistert berichtete Wilhelm Reich Albert Einstein von dieser Beobachtung und bat um Stellungnahme und Unterredung »in einer wissenschaftlich schwierigen und drängenden Angelegenheit«. Einstein ließ sich einen Orgonakkumulator zuschicken und untersuchte ihn gründlich. Ergebnis: Die tatsächlich zu beobachtende Temperaturerhöhung und auch die statische Aufladung ließen sich physikalisch ohne jegliches Einwirken irgendeiner Orgonenergie erklären. Wörtlich schrieb Einstein an Reich: »Ich hoffe, dass dies Ihre Skepsis entwickeln wird, dass Sie sich nicht durch eine an sich verständliche Illusion trügen lassen.« Einen weiteren Brief Reichs beantwortete der große Physiker nicht mehr. Reich indes beharrte weiterhin auf der Existenz der ominösen biologischen Orgonenergie und setzte seine Experimente mit Akkumulatoren fort.

Heute haben geschäftstüchtige Epigonen daraus ein blühendes Geschäft entwickelt. Sie bieten nicht nur Orgonakkumulatoren in den verschiedensten Größen an, sondern offerieren sogar Orgonstrahler, meist in Kegelform, die angeblich aus dem Nichts heraus Orgonenergie in Mengen produzieren und an die Umgebung abgeben. Laut Werbetext kann so ein Kegel von nur 30 Zentimeter Höhe, bestehend aus in Gips eingebetteten Tumbler-Steinen (Achat, Opal, Amethyst, Rosenquarz usw.), Orgonfelder im Umkreis von bis zu sechs Kilometern erzeugen– und damit das

Wetter beeinflussen, Wolkenfelder auflösen, die chemischen Abgase von Flugzeugen am Himmel neutralisieren und dem Menschen spirituelle Klarheit über die Schöpfung und sich selbst vermitteln.

Andere Anbieter offerieren ganze Orgonakkumulatorschränke, deren Wände abwechselnd mit Lagen aus organischem und anorganischem Material aufgebaut sind. Um allerlei Wehwehchen und auch psychische Leiden wie Depressionen zu kurieren, muss man sich nur hineinsetzen. Neuester Gag: Ein Hersteller will sogar den Geist von Reich gechannelt haben, der ihm befahl, das Prinzip des Orgonakkumulators für Engelsenergie zu nutzen. Nichts leichter als das, in Absprache mit den Engeln setzte er lediglich in jede Ecke des Schrankes einen Rosenquarz, und im Gegenzug versprachen ihm die himmlischen Flügelwesen, den ganzen Kasten mit ihrer liebevollen Präsenz regelrecht zu überfluten. Sogar Reich, der sich immer für einen forschenden Naturwissenschaftler hielt, würde sich im Grabe umdrehen.



Rein in den Schrank, Türe zu, und neue Lebensenergie durchströmt all jene, die daran glauben.

Perpetuum mobile

»Geneigter Leser. Das von dem berühmten Mechanico, Herrn Orffyreus, im Jahr 1712 zu Gera glücklich erfundene und nachgehends zu Draschwitz und Merseburg Anno 1713, 1714, 1715 und 1716 gestandene Perpetuum Mobile, welches viel curieuse Liebhaber inner- und ausserhalb Landes sehr wohl contentiret, hat an mißgünstigen aemulis so viel erbitterte Feinde gefunden, daß sie ihrem unzeitigen Eifer nicht steuern können, sondern ihr foible durch Satyrische Kupffer, scoptische Schrifften und allerhand üble Nachreden gar sehr verrathen. Allein was werden sie nunmehr sagen, da der Herr Orffyreus, den sie gäntzlich zu Schanden gemacht zu seyn geglaubet, mit einem neuen und grössern Perpetuo Mobili, unter der Aufsicht und in Gegenwart eines grossen Fürsten, der bey aller Welt den Ruhm einer grossen Gelehrsamkeit und profonden Wissenschaft in der Mechanic hat, auftritt? welches seine Probe einen gantzen Monat länger, als die Zeit darzu bestimmt gewesen, sehr wohl gemacht, wie aus nachstehender Nachricht aus Cassel mit mehrern zu ersehen seyn wird.«

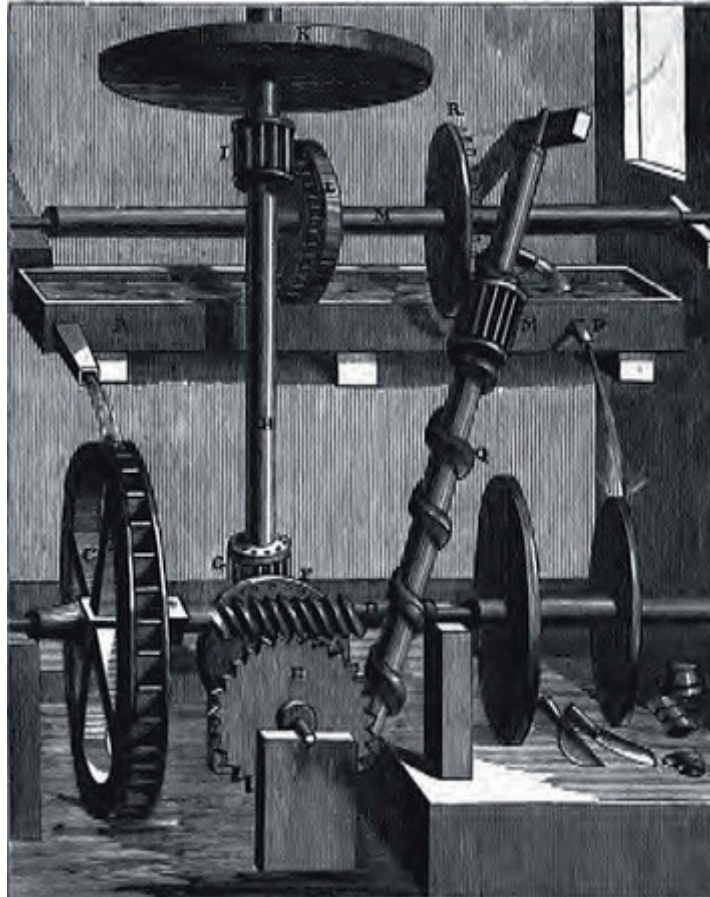
Dieser Text, der in reichlich antiquiertem Deutsch im frühen 18. Jahrhundert in Leipzig veröffentlicht wurde, ist der Beginn einer Lobrede auf ein angebliches mechanisches Wunderwerk, das ein gewisser Johann Bessler, bekannt als Orffyreus (oder latinisiert Orffyreus), im Schloss Weißenstein bei Kassel im Auftrag des Landgrafen Karl zu Hessen-Kassel aufgebaut hatte. Es handelte sich dabei um ein Rad von mehr als zwei Metern Durchmesser, das sich, einmal von Hand in Rotation versetzt, angeblich beliebig lange weiterdrehen sollte, ohne irgendeinen Antrieb zu besitzen und ohne irgendeine Energiezufuhr von außen. Dieses Perpetuum mobile (Ewigbeweger) wurde im Beisein des Landgrafen und anderer Zeugen am 2. November 1717 gestartet. Danach wurde der Raum verschlossen und versiegelt. Als nach 54 Tagen, am 4. Januar 1718, das Siegel wieder gebrochen und der Raum betreten wurde, rotierte das Rad noch immer mit 50 Umdrehungen pro Minute.

Schon zuvor hatte Bessler ähnliche Räder gebaut, darunter 1715 eines im Schloss des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen-Merseburg. Inspiziert wurde es unter anderem von dem berühmten Physiker, Mathematiker und Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz und dessen niederländischem Kollegen Willem Jacob 'sGravesande, die beide die antriebslose Funktion des Rades bestätigten. Man munkelte, Bessler habe eine bisher unbekannte Kraft entdeckt, die seine Räder dauerhaft rotieren ließ (er baute mehrere, die er aber alle, ohne ihr Geheimnis je preiszugeben, zerstörte). Erst 1727, nach Besslers Tod, meldete seine ehemalige Magd Anne Rosine Mauersberger den Behörden, das Perpetuum mobile sei reiner Betrug, doch niemand glaubte ihr.

Bessler ist nicht der Einzige, der ein Perpetuum mobile erfand, aber er war einer der wenigen, die ein solches auch bauten und nicht nur Pläne zu Papier brachten. Schon das Universalgenie Leonardo da Vinci hatte sich im 15. Jahrhundert mit derartigen Konstruktionen befasst, wobei er feststellen musste und damit als Erster nachweisen konnte, dass solche Geräte aus physikalischen Gründen überhaupt nicht funktionieren können. Dennoch versuchten Uneinsichtige immer wieder und aufs Neue, Maschinen zu erfinden, die ohne Antrieb ständig laufen oder, noch genialer,

dabei sogar Arbeit verrichten. Bis in die Gegenwart hinein haben nicht alle Tüftler diese zum Scheitern verurteilten Versuche aufgegeben.

Heute wie damals sind die Konstruktionen aufsehenerregend und überaus spannend, wenn auch leider niemals funktionstüchtig. Schon um 1230 machte ein französischer Baumeister namens Villard de Honnecourt mit einem allerdings nur gezeichneten Perpetuum mobile auf sich aufmerksam. Es bestand aus einem vertikal aufgestellten Rad, an dessen Umfang pendelnd Hämmer aufgehängt waren. Drehte sich das Rad, dann hingen die Hämmer auf der einen Seite senkrecht herab, während sie auf der anderen Seite radial vom Rad abstanden. So sollte auf die eine Seite des Rades immer ein größeres Drehmoment wirken als auf die andere.



Exemplare des Perpetuum mobile mit Wasserrad oder Wasserschraube sind am häufigsten zu finden.

Der Norweger Reidar Finsrud schlug einen Mechanismus vor, bei dem eine Eisenkugel auf einer umlaufenden Kreisbahn rollt. Angetrieben wird die Maschine dadurch, dass die Kreisbahn sich ständig in eine andere Richtung neigt, was wiederum durch ein Pendel bewirkt wird, das seinerseits durch bewegte Magneten angetrieben ist. Die Magneten selbst sollten durch die Eisenkugel, die immer wieder vorbeirollt, in Bewegung versetzt werden. Bekannt wurden auch etliche Konstruktionen mit Schöpfmechanismus: Ein umlaufendes Band mit trogförmigen Schaufeln oder auch eine sogenannte archimedische Schraube sollte Wasser aus einem Trog in einen höher gelegenen Behälter befördern. Von dort strömt es wieder hinab und treibt dabei ein Wasserrad an, das seinerseits den Schöpfmechanismus in Betrieb halten soll, wie unser Bild zeigt.

Eine recht moderne und besonders alberne Version des Perpetuum mobile ist ein Gefährt, das derzeit immer wieder als Wasserauto für Schlagzeilen sorgt. Erfunden wurde es von dem Philippiner Daniel Dingel aus Manila. Es soll statt Benzin Wasser als Treibstoff verwenden und davon auf 100 Kilometer nur 0,5 bis 1 Liter verbrauchen. Der Mechanismus nutzt den Strom einer handelsüblichen

12-Volt-Autobatterie, die das Wasser per Elektrolyse in Wasserstoff und Sauerstoff zerlegt. Das Wasserstoffgas wird dann in einem klassischen Verbrennungsmotor verheizt und soll dabei wieder zu Wasser oxidieren. Allerdings behauptet Dingel, der Wasserstoff sei gar nicht der eigentliche Energielieferant. Stattdessen verwandle sich das Wasser elektromagnetisch in eine Art »Wundertreibstoff«. Eine handelsübliche, vom Motor mit angetriebene Lichtmaschine lädt dabei die Batterie immer wieder auf. Der Erfinder baute auch schon Versuchsfahrzeuge, wobei er Toyota-Modelle umfunktionierte, und in der Tat: Sie fuhren. Allerdings (und das verschweigt der geniale Erfinder) nur genau so lange, wie die Batterie reichte. Natürlich genügte die abgegebene Leistung nicht für das Aufladen des Akkus, womit aufs Neue die Unmöglichkeit des Perpetuum mobile bewiesen wurde.

Wirklich genial erwies sich Dingel jedoch als Geschäftsmann. Es gelang ihm, mit seiner vermeintlichen Erfindung industriellen Investoren Millionen aus der Tasche zu ziehen. Jetzt wird er als Betrüger von der Justiz belangt und der Richter verdonnerte ihn zu 20 Jahren Haft. An einen Investor aus Taiwan soll er 410000 US-Dollar zurückzahlen. Doch Dingels Strafverteidiger Frank Chavez geht in Berufung und kämpft um eine Ausreisegenehmigung für seinen Mandanten. Denn der soll seine technische Weltrevolution nunmehr einem finanzkräftigen Interessenten in Österreich vorstellen.

Pi-Day und Quadratwurzeltag

Früher, in längst vergangenen Zeiten, feierten die Menschen vom 24. bis 26. Dezember Weihnachten, im Februar oder März ein paar Karnevalstage, irgendwann im Frühjahr an einem verlängerten Wochenende das Osterfest und außerdem noch ein paar kleinere Festtage. Heute beginnt das heilige Christfest mit kommerzieller Wucht bereits Ende Oktober, die Schokoladenosterhasen werden schon im Dezember fabriziert, und außerdem haben geschäftstüchtige Branchen ein Dutzend neuer verkaufsträchtiger Feieranlässe in den Kalender geschmuggelt: Valentinstag, Vatertag, Halloween... Vorreiter sind die USA, die kaum irgendeinen Tag des Jahres nicht feiern. Da gibt es vom National Pig Day und Peanut Butter Lover's Day, vom Dentist Day und National Teenager's Day bis zum Something on a Stick Day und zum Sandwich Day, X-Ray Day, Veteran's Day und National Cashew Day kaum etwas, das nicht an einem eigens dafür geschaffenen Tag vermarktet würde. Und natürlich haben Schweine, Erdnussbutter, Zahnärzte, Sandwichs und Veteranen auch immer ihre eigenen Cheerleader.

Zu den skurrilsten dieser Aktionstage gehören weltweit der Internationale Jogginghosenstag (21. Januar), der Tag der männlichen Körperpflege (3. Februar), der Tag der Tiefkühlkost (6. März), der Blowjob-Tag (14. März), der Tag des chronischen Erschöpfungssyndroms (12. Mai), der Tag des Handtuchs (25. Mai), der Ohne-Bart-Tag (18. Oktober) und der Kauf-nix-Tag (4. Freitag im November). Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen.

Völlig sinnfreie Feiertage haben sich vor einigen Jahrzehnten ausgerechnet die Mathematiker einfallen lassen. Da gibt es zuerst einmal den Quadratwurzeltag, oder besser gesagt die Quadratwurzeltage. Sie sind allerdings recht selten, denn sie lassen sich in jedem Jahrhundert nur neunmal feiern: am 1.1.2001, am 2.2.2004, am 3.3.2009, am 4.4.2016, am 5.5.2025, am 6.6.2036, am 7.7.2049, am 8.8.2064 und am 9.9.2081. Diese Daten erklären sich aus dem Begriff Quadratwurzeltage, denn bei ihnen ist jeweils der Monatstag und auch der Monat selbst die Quadratwurzel der letzten beiden Stellen der Jahreszahl.

Dann aber gibt es da noch den π -Tag (Pi-Day). Seine Wurzeln reichen in die frühen 1990er-Jahre zurück, lassen sich aber nicht mehr genau rekonstruieren. Jedenfalls feierte als eine der ersten Institutionen die kalifornische Wissenschaftsorganisation San Francisco Exploratorium diesen merkwürdigen Festtag, und zwar am 14. März. Die angelsächsische Schreibweise für dieses Datum ist 3/14, und das sind die ersten drei Stellen der berühmten Ludolf'schen Zahl $\pi = 3,14159...$

Sekunden, Jahr Null = Geburtsjahr von Archimedes, also vermutlich 287 v. Chr.) abzuhalten wäre.

Planking

Der ausgemachte Unsinn begann 1997, als zwei englische Jugendliche, Gary Clarkson (15) und Christian Langdon (12), zusammen mit ein paar Freunden das Lying Down Game erfanden. Es ist äußerst einfach zu erlernen. Die Teenager legten sich einfach stocksteif mit dem Gesicht nach unten und seitlich am Körper angelegten Armen irgendwo zu Hause hin: auf den Fußboden, einen Tisch, über zwei Stühle, auf die Toilettenschüssel... Bald genügte ihnen das nicht mehr, und sie trugen ihr faszinierendes Spiel in die Öffentlichkeit. Zuerst versuchten sie es an ruhigen Orten, später dann mitten in der Stadt. Und auch die Orte, an denen sie Lying Down spielten, wurden immer ausgefallener. Sie wählten dafür Brückengeländer, spitze Zäune, Hausdächer... Der Unsinn wirkte infektiös. Im Laufe der Zeit machten mehr begeisterte Fans der neuen Sportart mit und legten sich irgendwohin.

Nun haben solche Marotten auf Dauer keine Überlebenschancen, wenn sie lokal begrenzt bleiben. Irgendwann kennt sie jeder, und der Quatsch wird langweilig. Ganz anders ist das im globalisierenden Internet-Zeitalter. Zum zehnjährigen Jubiläum ihrer epochalen Erfindung starteten die beiden inzwischen erwachsenen Männer eine Facebook-Gruppe unter der Bezeichnung The Lying Down Game und stellten spektakuläre Fotos ein. Ganz nach Facebook-Manier »Was machst du gerade?« teilten sie wahrheitsgemäß zum Beispiel mit: »Gary liegt gerade steif auf einer Hecke– wem gefällt das?«

Welchen wirklichen Kenner von Facebook überrascht es? Es gefiel Tausenden. Daumen hoch! Und nicht genug damit, Zehntausende machten es nach und stellten auch ihre Bilder ins Netz. Schon nach zwei Wochen hatte die Gruppe 1500 Mitglieder, zwei Jahre später waren es 64000 und im Mai 2011 beachtliche 107500, die ihr Können mit 20500 Fotos dokumentierten. Diese Riesenflut von Begeisterten ließ natürlich auch die Medien nicht kalt. Der Nachrichtensender Sky News führte Planking, wie es inzwischen hieß (abgeleitet von dem stocksteifen Holzbrett, der Planke), live im Studio vor. Und schon 2009 kam es zu einem medienwirksamen Eklat, als Mitarbeiter des Great Western Hospital in Swindon während ihrer Nachtschicht an den absurdesten Orten ihres Klinikums plankten und die Bilder bei Facebook einstellten. Die Krankenhausleitung hatte keinerlei Verständnis für diesen sportlichen Ehrgeiz und feuerte sie.

Furore in großem Stil machte das Planking in Australien. Nachdem dort der bekannte Rugbyspieler David Williams *coram publico* im Stadion plankte, machten es ihm gleich mehrere Sportmoderatoren in Fernsehstudios nach, auf dem Studiotisch, einem Auto, einem Mülleimer oder ganz einfach auf dem Sofa. Nur die Polizei verstand keinen Spaß. Als ein junger Mann auf einem ihrer Streifenwagen plankte, handelte er sich damit eine Strafanzeige ein. Auch warnten die Bullen vor der Gefährlichkeit der Passivsportart. Offenbar völlig zu Recht, denn am 15. Mai 2011 forderte das Planken in Australien ein erstes Todesopfer, als der stark bezechte 20-jährige Acton B. in Brisbane auf dem Geländer eines Balkons im siebenten Stock eines Mietshauses zu planken versuchte und dabei wie ein nasser Sack in die Tiefe stürzte. Merke: »Nach dem Tanken niemals planken!«



Der alte Herr hat sich ein ruhiges Plätzchen im Lembi Park im kalifornischen Städtchen Folsom ausgesucht.

Natürlich lenkte der tragische Unfall durch Medienkommentare weltweit noch mehr Interesse auf den Modesport, und dadurch stieg natürlich schon rein statistisch gesehen das Unfallrisiko. Bereits wenige Tage später fiel ein australischer Planker von einem fahrenden Auto und verletzte sich dabei so schwer, dass er ins Koma fiel.

Man darf gespannt sein, wie sich dieser krasse Abenteuersport weiterentwickeln wird, zeichnen sich doch recht bunt schillernde Facetten ab, ihn individuell zu gestalten und auszuleben. In den USA arrangierten der selbsternannte Künstler Christian 3 Rooosen und der Fotograf Michael Abromeit schon 1999 das Art Project Lying Man in New York (im Klartext: Christian lag irgendwo in Big Apple schlaff rum). Allein in Deutschland wurden später einige Hunderttausend Bildpostkarten dieses einzigartigen Events gratis verteilt. Geld dafür ausgeben mochte wohl doch niemand.



Liegen zwei oder mehrere Leute bäuchlings auf der Straße herum, nennt man das »multiple lying down«.

In Korea sieht man die Angelegenheit etwas ernster. Hier kommt beim simplen Rumliegen auf dem Bauch makaber der Tod in Spiel. Si-che-no-ri, tot spielen heißt das Planken dort. Dabei ist es wichtig, in einem bestimmten Umfeld so viele Scheintote wie möglich pittoresk zu platzieren.

Eine neuere internationale Spielart des Planking ist das Multiple Lying Down, bei dem sich zwei oder mehr Leute gleichzeitig starr mit dem Gesicht nach unten niederlegen. Oft geschieht das auf Fahrstraßen, nicht selten in längeren Ketten längs des Mittelstreifens. Wenn das keinen Kick gibt!

Pyramidenenergie

Professor Reginald Jones war ein schottischer Physiker. Doch nicht nur das, während des Zweiten Weltkriegs fungierte er auch als wissenschaftlicher Militärberater in Großbritannien. Weil ihn das als Naturwissenschaftler möglicherweise entweder frustrierte oder nicht ganz ausfüllte, suchte der geborene Spaßvogel offenbar ein Ventil. Unter dem Pseudonym Colonel Musselwhite schrieb er 1939 einen als Scherz gemeinten Leserbrief an die Londoner *Times*, in dem er behauptete, man könne stumpf gewordene Rasierklingen dadurch wieder schärfen, dass man sie dem Magnetfeld der Erde aussetze, und zwar so, dass sie längs der Feldlinien ausgerichtet werden.

Derartiger Humbug ruft regelmäßig Esoteriker und andere leichtgläubige Zeitgenossen auf den Plan, Menschen, die auch an Ufos, den bösen Blick, Atlantis oder den Fluch des Bermudadreiecks glauben.

Auf die Spitze trieb Colonel Musselwhites Posse zehn Jahre später der tschechische Rundfunkingenieur Karel Drbal, dieses Mal aber in vollem Ernst. Er brachte die Falschmeldung des Schotten mit einem Bericht des französischen Wünschelrutengängers und Kesselschmieds Antoine Bovis (→[Bovis-Einheit](#)) in Verbindung, der erwähnte, dass in der alten ägyptischen Cheopspyramide Tiere nicht verwesten, sondern mumifizierten. Nun ist das keine Seltenheit. Natürliche Mumifizierung kommt relativ oft vor, etwa dann, wenn das umgebende Gestein radioaktiv oder auch nur sehr trocken ist, zum Beispiel in den berühmten Bremer Bleikammern oder in den Kapuziner-Katakomben von Palermo. Bovis indes schrieb die Mumifizierung in der Cheopspyramide einer rätselhaften Pyramidenenergie zu. Drbal zählte eins und eins zusammen. Rätselhafte Energie, das konnte für ihn nur Elektromagnetismus oder Magnetismus sein. Für ihn lag das nahe. Schließlich war er Radiotechniker.

Was aber hatte Magnetismus mit Pyramiden zu tun? Bovis gab dazu einen Hinweis: »Pyramiden bündeln allein durch ihre Form die kosmische Energie, also die Lebens- oder Chi-Energie.« Natürlich, so schloss Drbal, war damit im Grunde nichts anderes als die erdmagnetische Energie gemeint. Bovis hatte das damals nur noch nicht begriffen.

Also musste es der gebündelte Erdmagnetismus sein, der für Drbal Tiere und Pharaonen mumifizierte. Dass die alten Ägypter über ausgefeilte physikalisch-chemische Mumifizierungsmethoden verfügten, schien ihn dabei nicht zu kümmern. So unternahm er denn Experimente mit Pyramidenmodellen. Weil aber Colonel Musselwhite behauptet hatte, das Erdmagnetfeld könne auch Rasierklingen schärfen, legte er in einem Experiment solche Bartschermesser unter seine kleinen Pyramiden, und zwar genau so, wie Musselwhite es beschrieben hatte, also parallel zu den Feldlinien. In seinem Falle hieß dies, im rechten Winkel zur nördlichen Pyramidenseite. Der Glaube versetzt bekanntlich Berge, und so redete sich Drbal offenbar ein, seine Rasierklingen würden unter der Pyramide schärfer, denn flugs meldete er unter der Nummer 91304 die nichtsnutze Konstruktion zum tschechoslowakischen Patent an.

Seine erfreuten Mitesoteriker spornte das zu vielseitiger Pyramidenforschung an. Im Laufe der folgenden Jahrzehnte behaupteten einige, herausgefunden zu haben, dass pyramidale Konstruktionen unterschiedlichster Größe Lebensmittel konservieren und sogar Verletzungen heilen können. Und natürlich kauften sie auch entsprechende kommerzielle Machwerke und zahlten selbst für simple Kartonmodelle zum Teil horrenden Preise.

Wissenschaftliche Versuche verliefen indes ernüchternd. 2005 ergaben

Experimente, dass Lebensmittel unter Pyramiden genauso schnell verderben wie irgendwo anders, und auch die Rasierklingen blieben natürlich stumpf.



Eine teure Pyramide aus ein paar Metallstangen macht aus jedem Wohnzimmer augenblicklich einen Platz der Kraft und kontemplativen Ruhe.

Das allerdings hinderte den Österreicher Thomas Trawöger nicht daran, im Internet sogar ein von ihm erfundenes Pyramiden-Perpetuum-Mobile (→[Perpetuum mobile](#)) vorzustellen, das Pyramidenenergie in Form von sogenannter Pyra-Voltaik in elektrischen Pyramidenstrom umwandeln soll. Zu faul oder zu unfähig, das Wundergerät selbst zu fertigen und zu vermarkten, offerierte er allerdings lediglich eine teure Bauanleitung dafür. Seine Elektropyramide sollte ohne äußere Stromzufuhr dauerhaft einen kleinen Ventilator betreiben und zugleich– wie könnte es anders sein– Rasierklingen schärfen. Colonel Musselwhite wäre stolz darauf!

2007 behauptete Trawöger, seine Website sei von missgünstigen Menschen gehackt worden. Er war zutiefst enttäuscht und gab an, er und seine ganze Familie seien von Bösewichten massiv bedroht worden. Inzwischen hat er sich aber wieder aufgerafft. Mitte 2011 stellte er seine Trawoeger Power Pyramid V12 im Web vor, an der man ihm allerdings schon wieder alle Rechte gestohlen habe. Macht nichts, denn weder der gedemütigte Erfinder noch sonst irgendjemand hat jemals eine funktionierende Pyramide dieser Art gebaut, und wie sie wirklich physikalisch arbeiten soll, blieb auch unbekannt.

Dafür boomt das Geschäft mit Energie-Pyramiden anderer Natur. Schon um 1990 behauptete der medizinisch-technische Assistent D. Harald Alke, er habe spirituellen Kontakt zu dem altägyptischen Lichtwesen Horus gehabt. Diese Gottheit mit dem berühmten Horus-Auge habe ihm in einem Channeling den Bauplan der Horus-Pyramide übermittelt. Das ist ein pyramidenförmiges Rahmenskelett aus Metallstäben oder -rohren, in dessen Zentrum sich eine kleinere, auf der Spitze stehende Metallpyramide befindet. Nach Alke sollen von dieser Konstruktion erstaunliche Wirkungen ausgehen. Sie heilt gleichsam die Seele, indem sie deren feinste Empfindungen sensibilisiert, Selbstheilungskräfte stimuliert und vor negativen Energien schützt. Als Messingpyramide von 45 Zentimeter Höhe pulsiert sie mit einer Frequenz von 2 Milliarden Hertz (Infrarotbereich), wodurch angeblich Zellstrukturen stabilisiert und das Sozialverhalten verbessert werden, was dem kollektiven

Bewusstsein der gesamten Menschheit nützt. Im magnetischen Kraftfeld größerer Modelle sitzende Menschen gelangen in eine meditative Grundstimmung, sie entwickeln kreative Gedanken und positive Gefühle. Wer möchte das nicht alles?

Um die frommen Wünsche zu erfüllen, hat sich denn auch eine GmbH für spirituelle Kunst & Magie etabliert, die Horus-Pyramiden verschiedener Größe und aus unterschiedlichen Materialien verhökert, und das zu Preisen von 399 Euro für eine Kleinpyramide von nur 30 x 30 cm Grundfläche bis zu stolzen 199999 Euro für eine Pyramide von 14,5 x 14,5 m. Dafür bekommt man auch ein nettes Einfamilienhaus, und das sogar mit Wänden!

Rattenbabykuchen

Ob man Lebensmittel überhaupt erfinden kann oder nicht, darüber ließe sich trefflich streiten. Ein Fünfsternekoch spricht ganz natürlich über seine Kreationen, und was sind solche gastronomischen Schöpfungen anderes als Erfindungen?

Andere Länder, andere Sitten. Schon in unserem westlichen Nachbarland Frankreich verspeist man gelegentlich Delikatessen, die uns ganz und gar nicht als solche erscheinen, zum Beispiel lebendige, große schwarze Seeigel. Seeigel per se lassen sich wohl kaum als eine Erfindung bezeichnen, aber die Art, sie zu verspeisen, ist sehr wohl einfallsreich: Man lege etwa ein Dutzend dieser maritimen Stachelhäuter mit der Unterseite nach oben auf einen sehr großen flachen Teller. Der Anblick ist gewöhnungsbedürftig, wenn das so präsentierte Mahl plötzlich im Nobelrestaurant vor dem Gast auf dem Tisch steht. Aber halt, wie soll man sich die aufgrund ihrer Stachelbewegungen langsam hin und her krauchenden Tiere einverleiben? Nichts einfacher als das. Ein vorausschauender Küchenmeister hat ihnen mit einem Spezialwerkzeug– einer Art Dosenöffner für Seeigel– sorgfältig die dünne kalkige »Bodenplatte« kreisförmig herausgeschnitten, was an sich die Lebensfunktionen der schwarzen Tiere nicht weiter beeinträchtigt. Vor dem Gourmet liegen nun die sehr weichen, sich ebenfalls leicht bewegenden Innereien der unglückseligen Geschöpfe frei, und man braucht sie nur aus der Schale zu löffeln, allenfalls mit einem Spritzer Zitronensaft geschmacklich verfeinert. Die pflanzliche Säure gibt dem Esserlebnis der besonderen Art noch einen zusätzlichen Kick: Durch den chemischen Reiz erregt, zittern die Eingeweide appetitanregend.

Aber setzen wir unsere kulinarischen Betrachtungen in anderen, noch exotischeren Ländern fort. Im Norden Thailands zum Beispiel gilt ein Tanz der Garnelen als besondere gastronomische Spezialität. Verzehrt werden dabei lebende kleine Süßwasserkrabben (inklusive ihrer Schalen), die zuvor reichlich mit Salz und Zitronensaft, manchmal auch zusätzlich mit Chili, traktiert wurden. Sie mögen das nicht, und sie beginnen hektisch am ganzen Körper zu zucken. Aber gerade das macht für den Kenner den Reiz aus. Kippt er sich eine Handvoll der nervösen Tierchen in den Mund, dann verspürt er, schon bevor er sie zerbeißt, das prickelnde Gefühl der verzweifelten Zappelei, eben den Tanz der Garnelen.

Völlig regungslos, weil tot, sind dagegen einige Speisen aus China, die uns deshalb nicht weniger exotisch erscheinen: Hundehirnsuppe zum Beispiel oder Schweinehirncreme oder gar Tierpenisse, die sowohl gekocht wie roh serviert werden. Gekrönt wird dieser Reigen an kulinarischen Absonderlichkeiten aber mit dem Rattenbabykuchen. Auf einem pizzagroßen runden Teigboden häuft sich ein gutes halbes Dutzend frisch geworfener, nackter Babyratten, alle noch mit geschlossenen Augen, eingelegt in eine schleimige, rötliche Gallerte.– Guten Appetit!



Was lässt sich dazu schon anderes sagen als: »Guten Appetit!«

Retrohandset

Immer wieder liest man es: Handys sind gefährlich. Sie geben elektromagnetische Strahlen ab, die die grauen Zellen erwärmen und Hirntumore erzeugen können. Aber wie schützt man sich davor? Viele Handyhersteller geben in ihren Gebrauchsanweisungen allen Ernstes an, wie weit man das Gerät vom Kopf entfernt halten soll, um drohender Demenz oder Schlimmerem vorzubeugen. Andere bieten Freisprechanlagen an. Eine ideal dämliche Lösung ist das Retrohandset, das nicht nur das Strahlenproblem ein für alle Mal souverän löst, sondern zudem ausgesprochen cool rüberkommt.

Stellen Sie sich einmal vor, Sie sitzen in einer gepflegten Bar oder auch einfach nur im Intercity und nesteln aus Ihrer Sakkotasche oder aus Ihrer smarten Designer-Handtasche einen klassischen alten Telefonhörer. Hundeknochen nannte Opa das früher scherzhaft. Sie halten ihn ans Ohr, und tatsächlich, Sie fangen an zu telefonieren, während Ihr Smartphone unauffällig in der Hemdtasche steckt. Nur ein spiralig geringeltes Kabel verläuft vom Hörer unter Ihrem eleganten Blazer zum USB-Port. Ungeteilte Aufmerksamkeit ist Ihnen sicher. So was ist einfach megacool– und zugleich tun Sie etwas für Ihre Gesundheit.



Cool wirkt diese Art des Telefonierens schon.

Sie halten das für einen Fake und unser Bild für eine Fotomontage? Weit gefehlt, solche Retrohandsets gibt es in verschiedenen Modellen im Handel. Also trauen Sie sich!

Roboter-Babys

Das Tamagotchi (→[FarmVille](#), [Tamagotchi & Co.](#)) war und ist ein reichlich blödes Spielzeug, das seinem Besitzer nichts als sinnlose Arbeit macht. Die ebenfalls aus Japan stammenden Roboter-Babys sind indes todernst gemeint.



Roboter-Babys gibt es in verschiedenen Ausführungen. Diese hier wirken relativ freundlich und verspielt und nicht so melancholisch wie andere ihrer Art.

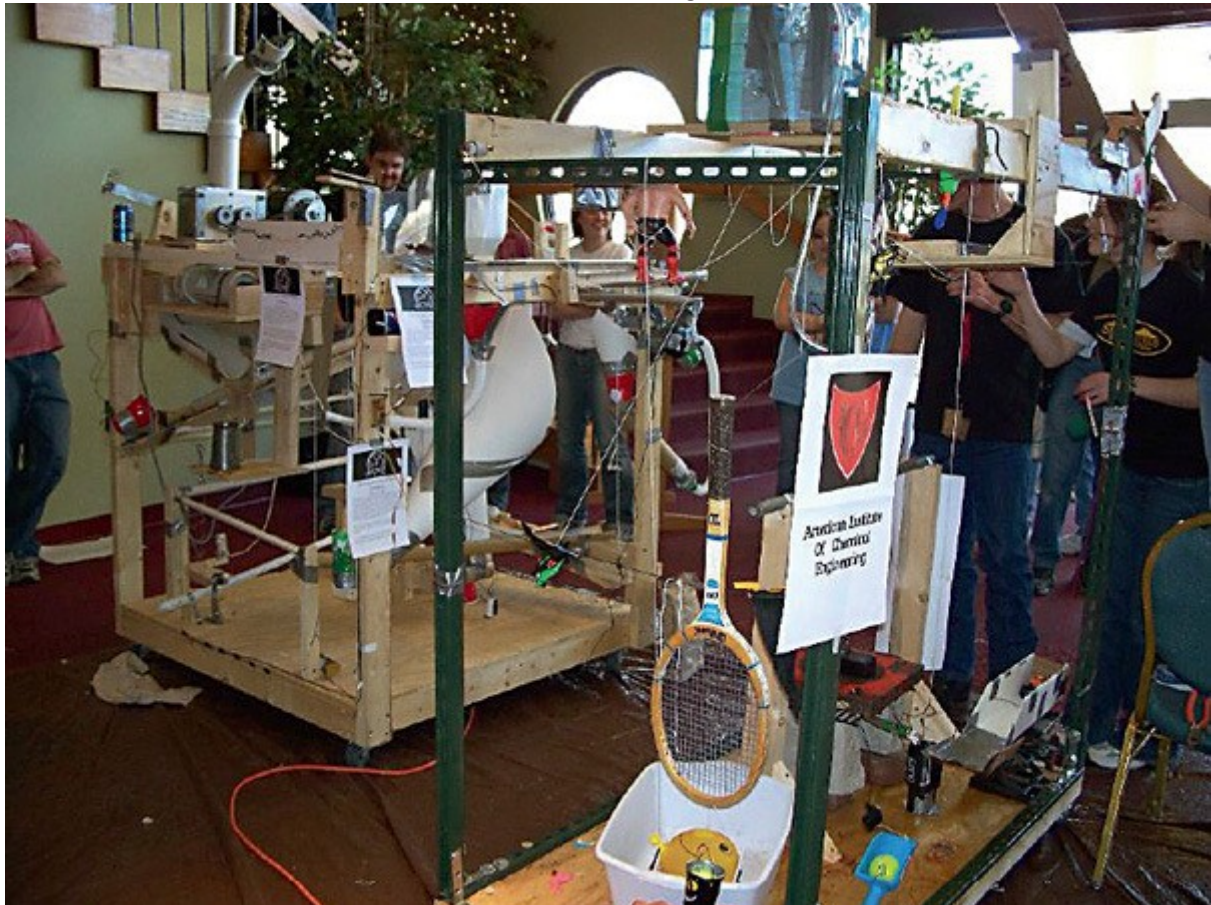
Stellen Sie sich einmal vor, Sie erwarten Nachwuchs, haben aber panische Angst, Sie könnten Ihr Baby vielleicht nicht ganz artgerecht halten, etwa das Fläschchen geben, auf den Arm nehmen und beruhigen, wenn es schreit, Windeln wechseln, ins Bettchen legen, nachts aufstehen, wenn es schon wieder schreit usw. usw. Solche Gedanken können durchaus nicht nur werdende Mütter, sondern auch angehende Väter plagen. Ihnen fehlen ganz einfach noch die natürlichen Elterninstinkte. Die kann man jetzt aber nach Meinung japanischer Roboter-Baby-Hersteller und -Vertreiber trainieren, schon lange bevor das eigene Kind das Licht der Welt erblickt.

Im Grunde genommen sind Roboter-Babys nichts anderes als Tamagotchis, allerdings nicht in Gestalt mickriger computerisierter Plastikeier, sondern eines Säuglings, in Größe und Gewicht diesem angepasst und mit Fähigkeiten ausgestattet, die man von Neugeborenen kennt: Heftiges Zappeln und Strampeln, lautes Plärren und Rülpsen, sie saugen die Fläschchenmilch in sich hinein, nur um wenig später zu pinkeln und zu kacken. Gelegentlich kichern sie auch albern. Kurzum, sie können alles, was auch ein Baby aus Fleisch und Blut kann, und bringen damit sämtliche Voraussetzungen mit, die nötig sind, damit sich zwischen ihnen und ihren Eltern ganz von selbst eine ebenso innige wie verantwortungsbewusste Beziehung aufbaut. So jedenfalls behauptet es die Werbung, und so scheinen es junge japanische Elternpaare zu glauben, die für einen derartigen Schwachsinn Geld ausgeben und sich ernsthaft mit ihm, als Vorbereitung auf ihren späteren eigenen kleinen »Roboter«, beschäftigen. Aber war da nicht noch etwas mit Gefühlen? Die hat das Übungs-Roboter-Baby sicher nicht. Macht nichts, sollen die Eltern sie doch entwickeln. Sie leben doch ohnehin schon acht Stunden am Tag oder länger in einer

virtuellen Welt und müssten zu dieser letzten kleinen Abstraktion mühelos in der Lage sein. Und offenbar glauben sie das auch. Arme Eltern und vor allem arme Babys, deren Eltern sich derart auf sie vorbereiten!

Rube-Goldberg-Maschinen

Wenn ein akademisch ausgebildeter Ingenieur einen Beamtenjob bei einer Stadtverwaltung annimmt und in diesem zeitlich ganz und gar nicht ausgelastet ist, beginnt er fast zwangsläufig zu spielen. Ein herausragender Mann dieses Kalibers war der US-Amerikaner Reuben Lucius Goldberg, kurz Rube Goldberg genannt, aus San Francisco. Er schlug beschäftigungslose Bürostunden auf zweierlei Weisen tot: Zum einen zeichnete er politsatirische Cartoons, zum anderen verlieh er dem zuweilen äußerst redundanten Stil typischer Beamtenarbeit dadurch Ausdruck, dass er sehr komplexe Maschinen konstruierte, die zwar eine bestimmte Aufgabe nie aus den Augen verloren und sie schließlich auch lösten, dies aber auf extrem umständliche und umwegige Art und Weise. Weil er sich selbst allerdings nicht mit einer solchen Arbeitsweise identifizieren wollte, schob er die Erfindung und Konstruktion der Unsinnsmaschinen dem fiktiven Professor Lucifer Gorgonzola Butts in die Schuhe, dem er auch als Comic-Zeichner große Aufmerksamkeit widmete.



Diese Rube-Goldberg-Maschine entstand 2007 bei einem Wettbewerb in New Mexico.

Bald erlangten die grotesken Konstruktionen eine gewisse Berühmtheit, allerdings nicht als Lucifer-Gorgonzola-Butts-Maschinen, sondern seit 1931 als Rube-Goldberg-Maschinen. In Kalifornien wurden sie zum Synonym für generell unnötig umständliche Lösungen. Noch heute erfreuen sich Goldberg-Maschinen weltweit großer Beliebtheit, und ab und an gibt es sogar Wettbewerbe, möglichst unsinnige Geräte dieser Art zu konstruieren, zum Beispiel unter Studenten an Technischen Universitäten oder auch in Bastelvereinen.

Nicht überall auf der Welt firmieren diese Nonsensmaschinen, die im Grunde nur Spaß machen sollen, allerdings unter demselben Namen. So sind sie etwa in Japan

als Pythagoreische Geräte (Pitagora Suicchi) bekannt, in Frankreich als Usines à Gaz (Gaswerke, wegen des komplexen Aufbaus solcher Anlagen) und in Spanien als Inventos del TBO (TBO ist eine satirische Zeitschrift). Besonders großer Beliebtheit erfreuen sich Rube-Goldberg-Maschinen in der Türkei, wo von Karikaturisten ständig neue vorgestellt werden. Hier schreibt man diese Erfindungen einem Professor Zihni Sinir zu, weshalb sie Zihni Sinir Proceleri heißen. Die Bildersuche im Netz unter diesem Begriff lohnt sich!

Saufmaschinen

Wettsaufen ist nicht nur eine bayerische (Un-)Tugend. Es ist überall in der sogenannten »zivilisierten« Welt verbreitet, von den USA über Europa bis zu den australischen Antipoden. Besonders bieten sich dafür natürlich Getränke an, die nicht gerade hochprozentig sind, es sei denn, es handelt sich um ein Wettsaufen in Russland oder auf dem Balkan. Beliebt ist Bier. »Wer die Flasche als Letzter ausgetrunken hat, muss die nächste Runde bezahlen«, ist dabei ein anspornendes Trinkspiel. Trinkexperten haben dabei besondere Techniken entwickelt: Kopf hoch, Schluckreflex ausschalten und stattdessen die Kehle auf offenen Durchzug stellen und Bier durchgießen. Aber Vorsicht! Ungeübte können sich dabei leicht verschlucken. Das kann man vermeiden, wenn man sich technischer Hilfsmittel bedient, etwa eines Schlauchs, der– als Verlängerung eines Trichterauslaufs– einfach in den Hals gesteckt wird. Mit etwas Übung kann man mit einer derart einfachen Vorrichtung fast ein Drittel Liter Bier in gerade mal drei Sekunden durch die Gurgel kippen.



Dass die Druckbetankung mit Bier anstrengend sein kann, verraten die Gesichter der mutigen Trinker.

Wem das zu unfein erscheint, für den haben Techniker unter den Bierfreunden verschiedene Bierbongs oder Saufmaschinen erfunden, die etwas gehobener

ausgedrückt auch als pneumatische Trinkhilfen bezeichnet werden.

Für den Mann-zu-Mann-Wettbewerb eignen sie sich allerdings weniger als für das soziale Saufen, bei dem es darauf ankommt, im Team gegen die Stoppuhr ein größeres Gebinde Bier zu leeren, etwa von einem Maßkrug an aufwärts. Die einfacheren Ausführungen bestehen lediglich aus einem Deckel, der oben über den Bierkrug gestülpt wird und durch den wie Pipelines mehrere Schläuche ins Pils bis zum Boden des Gefäßes reichen. Über dem Deckel führen sie dann direkt in die Mäuler der Säufer wie die Schläuche einer Shisha für mehrere Simultanraucher. Ratzfatz ist der Krug leer, und es muss nachgefüllt werden.

Wem dieses einfache Modell einerseits zu primitiv erscheint und andererseits nicht effektiv genug, weil man ja schließlich noch selber saugen muss, für den gibt es anspruchsvollere Ausführungen mit Kompressorbetrieb. Der Deckel wird hier hermetisch auf einen Spezialkrug geschraubt oder mit Gummidichtung festgepresst. In den Raum zwischen Deckel und Bier presst nun eine Luftpumpe mit Rückschlagventil die Kneipenluft. Die wiederum treibt das Bier von unten in die Schläuche, sodass die Teilnehmer der feuchtfröhlichen Runde regelrecht druckbetankt werden. Anstrengendes Saugen entfällt, und die Trinkgeschwindigkeit lässt sich über einen Druckregler mit wachsender Übung steigern.

Wer's am eigenen Leib erfahren will, für den gibt es Spezialkneipen mit Saufmaschinen für die Stammtischrunde und sogar öffentliche Wettbewerbe. Man kann's aber auch geruhsamer im häuslichen Freundeskreis angehen, denn Saufmaschinen gibt es im Handel. Und wem das zu teuer sein sollte, der findet im Internet Bauanleitungen. Na denn Prost!

Schirmmütze

Wer hat's erfunden?– Die Deutschen haben's erfunden, und zwar im Dritten Reich. Ein Vorläufer war allenfalls die sogenannte Kaiser-Wilhelm-Mütze, ebenfalls eine deutsche Erfindung. Mehr Schein als Sein war damals die Devise. Gemeint ist die Schirmmütze, die heute hohe Militärs, aber inzwischen auch Polizisten, Schiffs- und Flugkapitäne sowie andere hochrangige Uniformträger in vielen Ländern der Welt zu ihrem Outfit zählen.

Im Grunde waren es auch gar nicht die Deutschen, die auf den Gedanken kamen, die Köpfe vermeintlicher oder wirklicher Respektspersonen künstlich zu vergrößern, um damit bei Zivilisten oder rangniedrigeren uniformierten Chargen subalternes Verhalten zu provozieren. Evolutionär gesehen ist diese Idee weitaus älter.

Bei uns in Europa, wo frei kein Löwe lebt, wird diese Großkatze in der Fabel als König der Tiere beschrieben; die Respekt einflößende Mähne erfüllt offenbar ihren psychologischen Zweck. In zentralafrikanischen Steppengebieten allerdings, in denen die einheimischen Stammesvölker quasi auf Tuchfühlung mit Löwen leben, kennt man den wahren Charakter der Männchen besser: Viel Haare um den Kopf und lautes Gebrüll, aber dahinter steckt ein Feigling. Überkompensation von Minderwertigkeitskomplexen nennen Psychologen so etwas. Bei manchen Steppenvölkern spielt der männliche Löwe– anders als bei uns– in Märchen und Sagen denn auch die Rolle des lächerlich aufgeblasenen Angsthase. Und das trifft wirklich zu. Kaum hat der großkopfte Mochteger-Macho seine Rolle als Begatter erfüllt, wird er von den gesellig lebenden Weibchen vertrieben und muss sich in sein Einzelgängerdasein finden, wenn er nicht gerade einen schwulen Freund findet, mit dem er dann zusammen abhängt. Haben die mutigeren und gewandteren Weibchen Beute gemacht, etwa eine Gazelle gerissen, schleicht das mächtige Männchen in respektvollem Abstand um den Ort des Geschehens und sieht den Löwendamen hungrig bei ihrem Mahl zu. Erst wenn sie und die Löwenkinder satt sind, überlassen sie dem langmähnigen Herrn der Schöpfung gnädig ein paar Reste. Gibt es keine mehr, dann sucht er sich mit hängendem Schwanz Überbleibsel von Tieren, die etwa von Hyänen gerissen wurden, und auch das erst, nachdem sich die Aasgeier bedient haben.

Auch andere Tiere haben evolutionär Attribute entwickelt, die ihren Kopf scheinbar vergrößern, der Hahn mit seinem roten Kamm zum Beispiel oder der Helmkasuar und der Wiedehopf, aber auch manche Reptilien wie etwa die Kragenechse. All diese Großkopften haben noch eines gemeinsam: Sie krähen, brüllen, fauchen oder schreien wie Feldwebel, was denn meist auch auf Schwächere einschüchternd wirkt.

Menschen, die eine Karrierelaufbahn bei Streitkräften einschlagen, haben es da schon schwerer. Der rüde Kommandoton ist ihnen nicht angeboren. Sie bekommen ihn erst während ihrer Ausbildung mühsam anerzogen. Und ihre Köpfe wirken von Natur aus nicht auffällig groß. Deshalb bemüht man künstliche Utensilien, und das nicht erst seit der Schirmmütze. Sie stellt zwar fraglos den bisherigen Höhepunkt eines den Kopf bedeckenden Überkompensationsutensils dar, hat aber etliche Vorläufer. Allerdings wirkten diese meist nicht so militärisch-aggressiv wie die von den Nazis entwickelte Schirmmütze. Ihr direkter Vorfahr war der Tschako, eine turmförmig hohe, fast zylindrische Militärkappe, die im 19. Jahrhundert etwa ungarische und französische Offiziere trugen. Gegenüber der Schirmmütze ließ er die Silhouette des Kopfes aber nur höher und nicht gleichzeitig auch breiter erscheinen. Das hat der Tschako unter anderem mit den lächerlich hohen Bärenfellmützen der englischen Königsgardisten gemein.

Doch nicht nur Militärs versuchten Löwenmähen, Hahnenkämme und andere

biologische Kopfvergrößerer mit Mützen, Kappen und Ähnlichem zu simulieren. Man denke nur an den weit ausladenden Dreispitz, wie ihn Piraten, aber auch Monarchen– von Napoleon bis zu Friedrich II. von Preußen– trugen. Im Volksmund hieß dieser lächerliche Kopfschmuck auch Nebelspalter wegen seiner aggressiv nach vorne ragenden Ecke. Dass der gesunde Menschenverstand den angestrebten Zweck des Dreispitzes durchaus verstand und insgeheim belächelte, zeigt sich auch daran, dass ihn Karnevalsfunktionäre als Attribut der Narrenherrschaft übernommen haben.

Der Schirmmütze könnte diese Verballhornung kaum widerfahren. Sie wirkt zu militärisch-streng, um Heiterkeit auszulösen. Das haben ihre Gestalter im Dritten Reich und Österreich richtig erkannt. Erstaunlich scheint indes etwas anderes: ihre rasche weltweite Verbreitung. Man sollte meinen, dass sich die deutschen Schirmmützenträger des Dritten Reichs im Ausland nicht gerade Freunde gemacht haben. Umso verwunderlicher ist es, dass Deutschlands Kriegsgegner, einer nach dem anderen, ausgerechnet eines der auffälligsten Attribute der deutschen Offiziersuniform übernahmen, eben die Schirmmütze. Betrachten wir einmal die Bildergalerie auf Seite 204. In der ersten Reihe sehen wir von links nach rechts den »Führer«, einen US-Konteradmiral, einen japanischen General und einen sowjetischen Gardeoffizier; in der zweiten Reihe zunächst einen chinesischen Offizier und den berühmt-berüchtigten libyschen Oberst Muammar al-Gaddafi. Danach wird es besonders interessant. Fünf Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs tönte der damalige Bundestagsabgeordnete Franz Josef Strauß: »Jedem Deutschen, der jemals wieder ein Gewehr in die Hand nimmt, soll der Arm verdorren!« Aber noch weitere fünf Jahre später, genau genommen am 5. Mai 1955, entstand in Westdeutschland die Bundeswehr. Als eines ihrer wichtigsten Uniformattribute übernahm sie, wen wundert's, die Schirmmütze. Weil ihr das Modell aus dem Dritten Reich indes offenbar nicht imposant genug erschien, bekam das Nachkriegsmodell einen eleganten Schwung in der oberen Platte, womit die Frontseite noch rund fünf Zentimeter höher wurde als bisher. Hätte man damals bereits Facebook gekannt, dann hätte man in diesem Medium sicher den Vermerk entdeckt: Einer ganzen Reihe anderer Staaten gefällt das. So tragen unter anderem US-Militärs und italienische Polizeioffiziere heute das neue deutsche Modell. Bild drei in der zweiten Reihe unserer Galerie zeigt einen deutschen Hauptmann mit diesem martialischen Kopfschmuck. Und jetzt kommt das Erstaunlichste: Der Mann rechts neben ihm ist ein israelischer Polizeiminister. Wenn der wüsste, dass er stolz ein verbessertes, weil übersteigertes, Nazikäppi auf dem Kopf trägt!



1. Reihe (von l. nach r.): der Führer des Dritten Reichs; US-Konteradmiral; chinesischer Wachoffizier;
russische Ehrenwache
2. Reihe: japanischer Offizier; der libysche Staatschef Muammar al-Gaddafi; Bundeswehr-Hauptmann;
israelischer Polizeichef
3. Reihe: evolutionäre Beispiele

Eine andere als die Funktion der Kopfvergrößerung durch die Schirmmütze wird bei den in unserer Galerie gezeigten Männern ebenfalls erkennbar: Zumindest bei Adolf Hitler, dem US-Admiral und Muammar al-Gaddafi lässt sich deutlich erkennen, dass sie in nicht geringem Maße auch den Horizont beschränkt.

Schmalzler-Maschine

»Immer wenn die Könige ihre Götter um Rat fragen wegen ihrer Kriege, wegen einer Steigerung des Fruchtertrages oder wegen Not, Gesundheit und Krankheit, schnupften sie in ihren Tempeln das Kraut in ihre Nasenlöcher... Das Pulver ist von solcher Kraft, dass es einem völlig den Verstand raubt.« So berichtete 1496 der Mönch Romano Pane von den Eingeborenen auf der Insel Haiti, als er Christoph Kolumbus auf seiner zweiten großen Reise begleitet hat.

Was die Einheimischen dort schnupften, waren getrocknete und geriebene Tabakblätter. Auch in Südamerika war diese Art des Nikotingenusses schon in präkolumbischer Zeit verbreitet. Und als dann 1561 der französische Gesandte Jean Nicot erstmals Tabak nach Europa brachte, begann der Adel in der Alten Welt ebenfalls zu schnupfen– und nicht, wie oft angenommen wird, gleich zu rauchen. Rauchtabelle kamen erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Europa in Mode.

Eine der ersten berühmten Schnupferinnen des Kontinents war die französische Königin Katharina von Medici, weshalb die Prise auch als *poudre de la reine* (Pulver der Königin) bekannt wurde. Was König und Adel salonfähig machen, genießt oft lange Kultstatus. So auch der Schnupftabak.

Schnupfclubs entstanden, und ihre Mitglieder kamen mehr oder weniger regelmäßig zu ritualisierten Sitzungen zusammen. Rituale sind Kulthandlungen, und die verlangen nach Paraphernalien, nach Ritualgerät. Ein solches erfanden die Bajuwaren mit ihrer urigen Schnupftabak- beziehungsweise Schmalzler-Maschine. Ach ja, Schmalzler oder kurz Schmei ist nicht etwa das bayerische Synonym für Schnupftabak. Es handelt sich dabei um eine ganz spezielle Sorte, die fast ausschließlich aus grob gemahlenem, gesoßtem dunklem Brasiltabak besteht; im Unterschied etwa zum englischen Snuff, für den man stark aromatisierte helle Tabake (wie Virginia) verwendet. Doch zurück zur Schmalzler-Maschine.



Aller Anfang ist schwer. Diese schnupfende Dame braucht offenbar noch eine fachkundige Einweisung in den Gebrauch der Schmei-Maschine.

An sich gelangt die Prise recht einfach in die Nase, indem man sie vom Handrücken weg einsaugt (genau gesagt aus dem kleinen Grübchen, das sich bildet, wenn man die Finger zur Faust ballt und den Daumen ausstreckt). Weil aber ein Ritual nach Ritualgeräten verlangt, musste der Prozess des Schnupfens feierlicher werden. Und dafür erfand man eine Maschine, die im Sinne barocker Lebensfreude nicht zu simpel sein durfte. Im Grunde ist die Schmei-Maschine, auch Prisenschuss-Maschine

genannt, deshalb eine →[Rube-Goldberg-Maschine](#), ein Gerät also, das seine Aufgabe auf möglichst komplizierte Weise verrichtet.

Hauptfunktionselement der klassischen bayerischen Schnupfhilfe ist ein Brettchen, das sich der Nase des Schnupfers entgegenreckt. An seinem Ende wird in eine kleine Vertiefung die Prise gelegt. Der Benutzer hält nun seine erwartungsvollen Nüstern unmittelbar über diese Prise. Damit er seine Nase genau positionieren kann, lässt sich dieser Vorgang in einem Spiegel beobachten. In dieser Haltung beginnt der Schnupfer nun eine kleine Kurbel an der rechten Seite der Maschine zu drehen. Diese hebt über einen Getriebe- und Rastenmechanismus einen Holzhammer hoch über das Gerät hinaus, der dann, wenn man es am wenigsten erwartet, ausrastet und nach unten saust. Dort schlägt er auf einen Wipphebel, der wiederum das lange Brettchen mit der Prise hochschnellen lässt, sodass das Pulver regelrecht in die Nase des Schnupfers geschossen wird. Fertig!

Natürlich braucht der Umgang mit der Schmalzler-Maschine eine gewisse Übung. Anfänger stehen nicht selten mit einer völlig schwarz eingepuderten Nasenspitze da oder verzerren schmerz erfüllt das Gesicht, weil ihnen der scharfe Tabak bis fast ins Gehirn geschossen ist. Aber im Laufe der Zeit gewöhnt man sich an alles, sogar an bayerische Prisenschuss-Maschinen.

Schneckenrennen

Schnecken sind nicht gerade als Inbegriff der Schnelligkeit bekannt. Umso erstaunlicher ist die Erfindung des Schneckenrennens. Lassen Sie uns gleich mit dem besonderen Highlight dieser sportlichen Disziplin beginnen: In England (wo auch sonst) findet jedes Jahr das World Championship Snail Racing statt, die WM des Schneckenrennsports sozusagen. Austragungsort ist Congham, ein Kaff in der Grafschaft Norfolk, das außer einem herrschaftlichen Nobelhotel, einer alten Wehrkirche und eben des Schneckenrennens nichts wirklich Sehenswertes zu bieten hat.

In einer Pressemitteilung aus dem Jahr 2011 erklärt der Veranstalter die Regeln dieses exotischen Wettbewerbs: Zugelassen sind nur die etwa 30 Gramm schweren Weinbergschnecken (*Helix pomatia*). Fremdländische Großschnecken dürfen also nicht an den Start. Weil sich Weinbergschnecken wie ein Ei dem anderen gleichen, bekommen sie einen Aufkleber auf ihr Häuschen mit einer eigenen Hausnummer. Austragungsort im engeren Sinne ist ein Tisch mit runder Platte, auf der ein angefeuchtetes Tischtuch liegt. Schnecken mögen es feucht. Im Zentrum des Tisches ist ein schwarzer Kreis von 13 Zoll (33,02 cm) Durchmesser gezeichnet. Im Abstand von wiederum 13 Zoll umgibt ihn ein größerer Kreis. Die Rennschnecken starten im inneren Kreis, und zwar möglichst nahe des Umfangs, damit sie nicht in diesem inneren Kreis die Zeit vertrödeln. Ihre Herrchen oder Frauchen setzen die Tierchen in radiale Laufrichtung, damit die kleinen Schleimer nicht lange darüber nachdenken müssen, wohin sie eigentlich sprinten sollen. Dennoch verläuft sich bei der Aufregung des Wettkampfes die eine oder andere, obwohl das eigentliche Ziel doch ist, so schnell wie möglich den äußeren Kreis zu erreichen.



Offenbar sind Schnecken Einzelgänger. Sonst würden sie nicht so bereitwillig radial voneinander wegrennen.

Geleitet wird der Kampf durch den Snail Trainer. Auf sein Kommando »Ready, steady, SLOW!« rasen die Sohlengänger los. Sieger oder Siegerin (das nimmt sich hier nichts, weil jede Schnecke zweigeschlechtlich ist) wird, wer zuerst den äußeren Kreis überkrochen hat. Den Weltrekord hält die Rennschnecke Archie. Sie errang ihn 1995 in einer fantastischen Zeit von nur zwei Minuten, was immerhin einem Tempo von rund 0,01 km/h entspricht. 2011 trug die Schnecke Racer mit ihrer erst fünf Jahre alten Trainerin Sue den Sieg davon.

Nicht nur Sue, auch andere Schneckenbesitzer geben ihren Schützlingen

sprechende Namen, darunter Speedy und Schumacher. Falls Sie sich einmal an einer Schnecken-WM beteiligen wollen, wählen Sie nicht irgendein x-beliebiges Weichtier aus Ihrem Salatbeet. Testen Sie alles, was Ihnen an Weinbergschnecken unter die Hand kommt. Es ist bei Schnecken nicht anders als bei menschlichen Sprintern: Es gibt talentiertere und trägere, und natürlich kommt es auf eine überragende körperliche Kondition an. Die kann man den manchmal sturen oder faulen Tieren nicht einfach antrainieren. Sie müssen aus sich heraus motiviert sein und üben, üben, üben.

Schneesturmschutz

Eine äußerst eigenwillige Idee versuchte ein Erfinder im frühen 20. Jahrhundert zu vermarkten: Schutzmasken gegen Schneestürme. Wie die wenig kleidsamen Objekte gedacht waren, lässt sich auf dem Bild erahnen, und offenbar hat ihr genialer Urheber sie nicht nur auf dem Papier entworfen, sondern auch angefertigt, sonst hätte er sie nicht fotografieren können.

Allerdings dürfen wir wohl kaum davon ausgehen, dass die beiden Damen diese eigenwilligen Spitzhauben fürs ganze Gesicht auch tatsächlich im Ernstfall erprobt haben. Es wäre ihnen vermutlich schlecht bekommen. Wer in einem tobenden Sturm unterwegs ist, kann nicht ganz entspannt sein. Er atmet stärker als in Ruhelage auf dem Sofa. Die Konstruktion lässt aber nicht erkennen, wo die notwendige Atemluft herkommen soll. Schmale Spalten im Stirn- und Kinnbereich dürften kaum vor erheblicher Hyperventilation oder gar dem Erstickungstod schützen. Aber das macht im Grunde auch gar nichts; denn bevor den Frauen die Luft ausgegangen wäre, hätten sie die Plastikschnäbel sicher schon lange abgenommen. Schneestürme zeichnen sich nämlich in der Regel durch Kälte aus. Man kann deshalb davon ausgehen, dass die transparente Plastiktüte von außen stark gekühlt wird. Das wiederum hat zur Folge, dass die feuchtwarme Atemluft an deren Innenseite im Ernstfall sofort kondensiert, woraufhin die Trägerinnen jeglicher Sicht beraubt gewesen wären. Sie hätten sich also auch gleich Säcke über den Kopf hängen können. Das wäre billiger, atmungsaktiver, und Aufmerksamkeit hätten sie auch damit auf sich gezogen.



Die jungen Damen wirken recht entschlossen, sich dem nächsten Schneesturm mutig zu stellen.

Schwimmreifen mit Kurbelantrieb

Warum diese auf den ersten Blick ausgesprochen nützlich wirkende Erfindung für Nichtschwimmer im Grunde doch sehr dummlich ist, davon gleich mehr. Zunächst soll aber erst einmal die angestrebte Funktion dieser Erfindung aus der Zeit um 1950 erklärt werden. Sie basiert auf dem allgemein bekannten Schwimmreifen, der zwar als Spielzeug für Kinder, die selber gute Schwimmer sind, viel Spaß machen kann, aber für Nichtschwimmer im Grunde ungeeignet ist. Mit ihm schwimmen lernen zu wollen ist ein Unding, denn treibt er neben dem Schwimmschüler im Wasser und dieser hält sich daran fest, dann kann er nie und nimmer Schwimmbewegungen machen. Legt sich der Wassersporteleve den Reifen allerdings um den Bauch, dann hängt er wie eine Boje senkrecht im Wasser, eine Körperhaltung, in der man weder brustschwimmen noch kraulen noch rückenschwimmen kann.

Genau hier setzt die Erfindung an. Wenn schon selbstständiges Schwimmen unmöglich ist, so soll doch der passionierte Nichtschwimmer deshalb nicht auf einen Vortrieb im Wasser verzichten müssen. Dazu wird er zunächst noch etwas besser in der Vertikalen bojenartig stabilisiert, indem man zwei aufgeblasene Ringe fest übereinandermontiert. Beide zusammen werden sodann um die Leibesmitte geschoben und dort mit Hosenträgern und einem Bauchgürtel solide fixiert. Durch die zwischen den beiden Reifen liegende tiefe Nut sind– beidseits des Körpers– zwei starre Rohre geführt, in denen drehbare Wellen verlaufen. Die ragen nach hinten hinaus und tragen dort kleine Schiffsschrauben. An ihren vorderen Enden lassen sie sich über einen Handkurbelantrieb und ein kleines Umlenkgetriebe in axiale Rotation versetzen. Dadurch drehen sich dann auch die Schiffsschraublein ungefährlich, weil langsam, im Kreis.



Hier macht der Anfänger offenbar etwas falsch: Er sollte erst im Wasser zu kurbeln beginnen.

Steht der Nichtschwimmer mit diesem Mechanismus an Land, wirkt das Ganze zwar

nicht gerade sehr modisch-attraktiv, aber technisch originell. Im Wasser sieht das aber anders aus. Hier nämlich fehlt die stabile Bodenverbindung der Füße, und damit kommt das eigentlich Verrückte der Idee zum Tragen bzw. zum Nichttragen. Wie man leicht einsieht, ist das Gleichgewicht der menschlichen Boje nämlich instabil, weil sich über dem Doppelreifen mehr Körpermasse befindet als darunter.

In stillem Gewässer lässt sich die daraus resultierende Umkipppgefahr durch geschicktes Balancieren kompensieren, was aber bereits dann schwierig wird, wenn man gleichzeitig die Handkurbeln bedient. Kommen jedoch Wellen auf, etwa beim Baden im Meer, kann der Nichtschwimmer leicht umschlagen, wonach dann Kopf und Oberkörper stabil unter Wasser hängen, während die Beine hilflos in der Luft zappeln. Nun ließe sich dieses unliebsame Debakel durch eine an sich einfache technische Maßnahme verhindern, dadurch nämlich, dass man den Doppelreifen höher am Körper anbringt, am besten direkt unter den Achselhöhlen. Dann aber könnte man leider den Kurbelmechanismus nur noch mit großer Mühe, wenn überhaupt bedienen. Verdikt: lustig, aber saudumm.

Stierkampf

Zum spanischen Stierkampf gibt es zwei Positionen: Entweder man ist dafür oder dagegen. Wir wollen uns in diesen häufig eskalierenden Streit des Für und Wider gar nicht einmischen, sondern ein möglichst objektives Bild des Geschehens in der Arena zeichnen.

Sinn und Zweck des Stierkampfes ist es angeblich, die Souveränität des Menschen über eine muskelbepackte, wilde Kreatur zu beweisen. Tatsächlich gelingt das auch fast immer, denn am Ende ist der Stier tot und der Matador lebt. Der Mensch bleibt der umjubelte Sieger. Doch um dieses Ziel zu erreichen, bedarf es langwieriger und komplexer Vorbereitungen, wie sie eben nur der vorausschauende Mensch zu treffen in der Lage ist, vor allem, wenn der Stier seinerseits gar nicht weiß, was da auf ihn zukommt, ja, wozu er überhaupt gezüchtet wurde.

Es beginnt damit, dass die an sich sanftmütigen, ihr ganzes Leben lang an ein friedvolles Dasein als Weidetiere und Wiederkäuer gewöhnten schwarzen Herdentiere schon tagelang vor der Corrida, also dem Stierkampf, in Einzel- und zugleich Dunkelhaft in einem engen Raum genommen werden. Das macht sie unruhig, schließlich soll ein Kampfstier wild und wütend wirken, und das lässt sich offenbar durch innere Verunsicherung gut simulieren. In Wirklichkeit ist es eher nackte Angst als blinde Wut, die über ihn kommt, wenn er schließlich in die Arena geführt wird. Doch halt, da fehlt noch was. Der Stier soll ja gegen den Menschen, speziell den Torero, kämpfen– oder besser gesagt der Torero gegen den Stier, denn dem ist nach Kampf meist gar nicht zumute. Und weil es beim Kampf zu unliebsamen Verletzungen kommen könnte, hat sich der vorausschauende Mensch in seiner Klugheit gedacht, dass man hier schon prophylaktisch handeln sollte. Er hat also dem Stier die Hornspitzen abgefeilt. Das hat zwei Vorteile: Erstens sind die Hörner dann nicht mehr so spitz, und zweitens liegen jetzt die Nervenenden im Horn dicht unter der Oberfläche, sodass es dem Stier gehörig Schmerzen bereitet, wenn er zustößt. Er lässt es also tunlichst bleiben.



Spätestens nachdem die Banderilleros den Stier schwer verletzt haben, ist dem nach Kämpfen so ganz und gar nicht mehr zumute. Also muss man ihn weiter reizen.

Aus völliger Dunkelheit kommt das Tier jetzt in die in gleißendem spanischen Sonnenlicht liegende Arena und wird dort, für ihn ungewohnt, von einer Menge grölender Menschen empfangen. Sein erster Gedanke ist, so schnell wie möglich zu fliehen. Das kann er aber nicht, weil ihm die Arena keinen Ausweg lässt und weil ihn eine Schar hinter hölzernen Palisaden verschanzter Picadores ständig anbrüllt oder sonst wie reizt.

In der Regel will das verängstigte Tier jetzt nur noch eines: in Ruhe gelassen werden. Ein Kerl geht auf ihn zu und wedelt dabei ständig mit einem riesigen Tuch. Das ist außen purpurrot und innen gelb, aber das erkennt der Stier nicht, denn er ist von Haus aus ziemlich farbenblind. Aber die Besucher der Corrida finden das toll. Sie glauben, die rote Farbe würde den Stier wütend machen. Der tut auch so, als würde das zutreffen, denn das Tuch stört ihn, und weil die Gefahr abschätzbar scheint—schließlich kommt ja nur ein Menschlein auf ihn zu—, versucht er, zumindest das Tuch zu verscheuchen. Das ist der Moment, wo der Stier unvermittelt einen heftigen Schmerz verspürt, und zwar überraschenderweise im Nackenbereich, in den ihn zwei feige von hinten kommende berittene Picadores hoch vom Pferd herab ihre Lanzen rammen (Picador kommt vom spanischen *picar* für stechen und pieken). Wieder ist das eine vom klugen Menschen sehr vorausschauende Handlung. Zum einen wird der Stier jetzt noch unruhiger und vielleicht auch zum ersten Mal wirklich wütend, denn der Schmerz lässt den Adrenalinpegel steigen. Zum anderen aber ist das Wichtigste bei dieser Lanzenstichelei, die kräftigen Nacken- und Schultermuskeln des Stiers zu verletzen. Das zwingt ihn, fortan seinen Kopf zu senken. Für den Zuschauer wirkt er dadurch aggressiver, für den Matador hat das den unbestreitbaren Vorteil, dass er später seinen Todesstoß ungehindert von oben

zwischen die Schulterblätter setzen kann. Ohne diese Vorbereitung hätte er gegen den Stier kaum eine Chance, auch wenn dieser wie so oft vor dem Kampf mit Schlaftabletten in seiner potenziellen Kampfkraft weitgehend geschwächt worden ist.

Weil die Lanzenstiche der Picadores das Tier noch nicht genügend verletzt haben, um dem Torero überhaupt nur eine Siegeschance zu geben, treten jetzt als weitere Wegbereiter die Banderilleros auf den Plan. Ihre Aufgabe ist es, dem blutüberströmten Weidetier drei Paar lange Spieße in den vorderen Rücken zu rammen und sie dabei so zu platzieren, dass sie stecken bleiben und den kräftigen Muskelstrang zwischen den Schulterblättern lahmlegen. Währenddessen schreien die Banderilleros den Stier laut an, der dabei erstmals in seinem Leben den wahren Charakter der Bestie Mensch erkennt, denn während der Aufzucht ging man nur freundlich mit ihm um und vermied menschlichen Kontakt so weit wie möglich. Haben die Banderilleros ihre Spieße (Banderillas), die gleichsam um den Stier zu verhöhnen oben mit bunten Bändern verziert sind, abgesetzt, laufen sie ganz schnell weg und verstecken sich hinter den Holzpalisaden. Der Stier könnte sie schließlich angreifen. Manchmal versucht er das sogar. Aber es gibt auch nicht wenige Stiere, denen auch jetzt noch ganz und gar nicht nach Kampf zumute ist und die lieber resignieren und sich in ihr Geschick fügen würden. Auch darauf sind seine menschlichen Widersacher vorbereitet. Unlustigen Stieren rückt man jetzt mit Banderillas negras, mit schwarzen Banderillas, zu Leibe, die mit acht Zentimeter langen Widerhaken besetzt sind. Diese Spieße mit schwarzen Bändern gelten als Strafbanderillas für faule Stiere.

Der dritte Akt des zumindest für den Stier traurigen Spektakels geht jetzt relativ schnell zu Ende. Der strahlende Held, der Matador, tritt auf, tändelt einige Minuten tänzerisch um das schwer verletzte und kaum noch kampffähige Tier herum und sticht ihm dann seinen Degen tief zwischen die Schulterblätter. Wenn der Stich gut geführt ist, dringt er bis ins Herz und der Stier bricht dann meist zusammen. Das heißt allerdings nicht, dass er auch schon tot ist. Aber der umjubelte Matador hat seine Arbeit getan und kann dafür bei einer großen Corrida rund 50000 Euro einstreichen. Den Rest besorgen seine Helfer. Liegt der Stier noch nicht am Boden, veranlassen sie ihn zu ein paar Kopfbewegungen, die ihm dann den Rest geben. Wälzt er sich schließlich im Todeskampf am Boden, tötet ihn der Puntillero mit einem Dolchstoß in den Nacken. Oder er versucht es wenigstens. Gelingt es ihm nicht, darf ihm der siegreiche Matador trotzdem seine Trophäen abschneiden: ein Ohr, beide Ohren oder beide Ohren plus Schwanz; je nachdem, wie elegant er das ohnehin schon sterbende Tier niedergemacht hat.– Olé!

Subdermale Hörner

Von des Teufels Großmutter hört man gelegentlich. Goethe hat ihr in seinem *Faust* sogar literarisch ein Denkmal gesetzt. Aber hat der Teufel auch eine Frau? Im italienischen Welschtirol, heute offiziell Autonome Provinz Trient genannt, kursiert ein altes Volksmärchen, das davon erzählt, wie sich der Höllenfürst mit einem Trick die Gunst einer Königstochter erschlich und sie heiratete. Aber die Ehe währte nicht lange, obwohl die junge Frau ihren satanischen Gatten in der kurzen Zeit sicher nicht betrogen hat. Fragt sich nur, warum er dann »der Gehörnte« heißt, denn dieser Titel kommt doch sonst im Allgemeinen den Ehemännern von fremdgehenden Frauen zu. Auch gehörnte Ehefrauen gibt es natürlich.



Hörnchen hat die junge Dame schon, jetzt übt sie den diabolischen Blick.

Wie immer man es dreht oder wendet, das Gehörtensein ist eigentlich alles andere als ein wünschenswerter Zustand. Entweder der eigene Partner betrügt einen oder man ist von Haus aus teuflisch oder, wenn man es schlicht biologisch sieht, man ist eben ein Rindviech oder ein dummes Schaf oder Ähnliches. Wer will das schon?

Dennoch scheint ein gewisser Reiz im Hörnertragen zu liegen. Sonst würden sich heute diesen Spaß nicht wenige Menschen etwas kosten lassen. Um zum Hornträger zu werden, muss man meist mehrere teure chirurgische Eingriffe über sich ergehen lassen. Zwei auf jeden Fall, denn nur ein einziges Horn auf der Stirn wirkt etwas jämmerlich. Zwei sollten es schon sein. Je länger, desto cooler. Also setzt der plastische Chirurg zwei Implantate unter die Haut, aus Silikon oder Teflon oder einem anderen körperverträglichen Material. Nur kann der Arzt nicht auf Anhieb die gewünschte Hornlänge auf die Stirn zaubern, denn Haut lässt sich nicht beliebig dehnen. So muss er zunächst mit ganz kleinen Hörnchen anfangen. Später dann, in

einem Jahr oder so, lassen sie sich durch größere und noch später durch noch größere ersetzen. Die junge Frau auf unserem Bild ist in diesem Sinne noch ein ganz kleines Teufelchen.

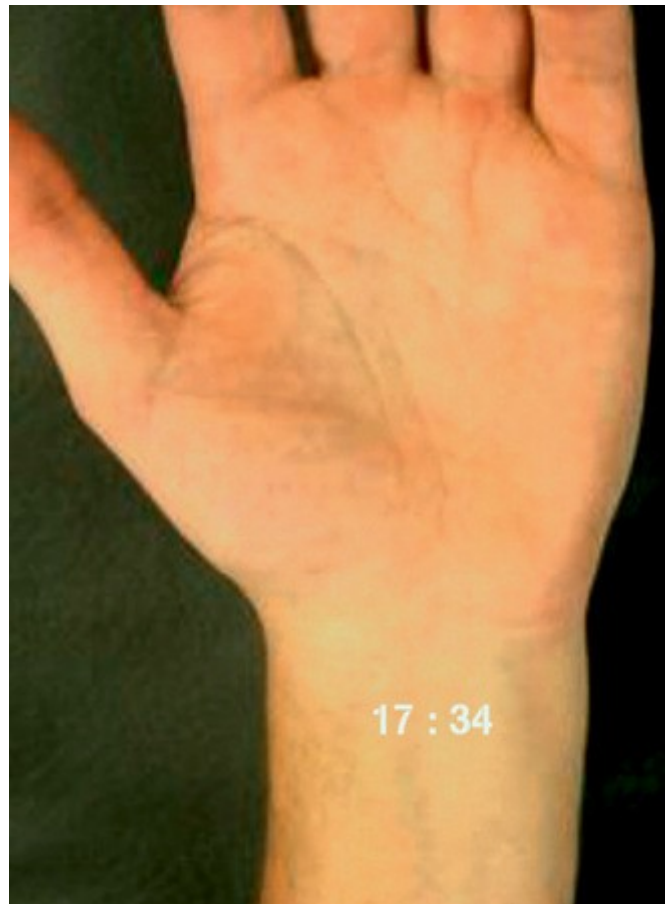
Erfunden hat diesen Unsinn übrigens Steve Haworth, ein US-amerikanischer Spezialist für Body Modifications aus Phoenix in Arizona. Die Welt verdankt ihm noch eine Reihe anderer bizarrer Körperversaltungen, wie etwa den Lizard Man (Eidechsenmann) mit Schuppenmuster im Gesicht, subdermale Knollenreihen längs der fehlenden Augenbrauen, zugespitzte Zähne und eine gespaltene Zunge (→[Zungenspaltung](#)).

Subdermale Uhr

Haben Sie auch schon mal Ihre Armbanduhr verlegt, etwa beim Baden abgenommen und danach nicht mehr wiedergefunden? Damit ist jetzt Schluss. So jedenfalls will es ein US-Patent aus dem Jahr 1997: die subdermale Uhr. Das Prinzip ist ebenso einfach wie abartig. Ein Chirurg schiebt Ihnen dicht nebeneinander zwei kleine elektronische Bauteile unter die Haut, auf der Innenseite Ihres Handgelenks, und näht sie dort ein. Die Operationsnarbe sieht man nach dem Verheilen kaum. Das eine Bauteil ist eine Empfänger- und Steuerungseinheit. Sie enthält zum einen ein winziges elektronisches Uhrwerk, zum anderen eine Schaltung, die Sendesignale empfangen und auswerten kann. Über sie lässt sich mit einem äußeren Sender die Uhr gegebenenfalls nachstellen. Das zweite Bauteil ist eine Anzeigeeinheit. Sie gibt wie eine Digitaluhr die Zeit an, also etwa 13.47. Anzeigeelemente sind winzige LED-Lämpchen, die mühelos durch die von Haus aus recht transluzide Haut leuchten. Eine Batterie braucht die subdermale Uhr glücklicherweise nicht. Sonst müsste sie der Arzt alle paar Jahre auswechseln. Das kleine Gerät wird durch die Armbewegungen mit Energie versorgt, ähnlich wie die alten Automatikuhren. Auch verfügt es über einen Lagesensor. Die Anzeige leuchtet nicht immer, sondern nur, wenn man die Hand aufrecht vor sich hält und auf die Innenseite des Gelenks blicken kann.

Doch nicht genug damit. Wem immer nur die Zeitanzeige zu langweilig, also zu dämlich erscheint, der kann bei einem weiter entwickelten Modell über den äußeren Sender auch kurze Texte eingeben, etwa den Namen der jeweils gerade aktuellen Freundin. Man muss ihr ja nicht gleich sagen, dass sich der Wortlaut je nach Bedarf mühelos und in Sekundenschnelle umprogrammieren lässt. Auch eine Wechselanzeige ist möglich, die im Rhythmus zwischen Uhrzeit und Freundin hin und her schaltet.

Zu viel der modernen Technik? Dann verzichten Sie eben auf die subdermale Uhr und lassen sich einfach ein schlichtes Neodym-Magnetplättchen am Handgelenk implantieren, diesmal allerdings an der Oberseite. Sie können dann Ihr iPod gut gesichert, aber ohne Armband wie eine Armbanduhr tragen. Der subdermale Magnet hält es so fest, dass Sie damit angeblich sogar schwimmen gehen können.– Auch nichts für Sie? Dann können Sie die Uhren von heute getrost vergessen. Sie gehen offenbar sowieso nicht mit der Zeit.



Mit der subdermalen Uhr geht einem die Zeit buchstäblich unter die Haut.



Therapeutisches Klonen

Schneidet man zum Beispiel von einem Weidenstrauch einen Zweig ab und stellt ihn in eine Vase, dann entwickelt er nach ein paar Tagen feine Wurzeln. Noch einige Tage später kann man ihn in den Garten pflanzen und eine neue Weide wächst heran. Biologen nennen alle auf diese Weise von einer Mutterpflanze ungeschlechtlich gezogenen Individuen einen Klon, der sich als solcher dadurch auszeichnet, dass sämtliche Exemplare genau den gleichen genetischen Code haben.

Bei manchen Tieren geht das auch. Etwa bei Strudelwürmern, deren weiche Körper man durch ein grobmaschiges Sieb drücken kann, wonach sich aus jedem Einzelteilchen ein kompletter neuer Wurm entwickelt. Bei Katzen, Hunden, Schafen oder gar Menschen gelingt das allerdings nicht. Hier muss man sich eine andere Methode des Klonens einfallen lassen, und das haben Biowissenschaftler auch getan. Im Juli 1996 gelang es ihnen erstmals, ein Säugetier zu klonen. Resultat war das Klonschaf Dolly. Das Prozedere war an sich einfach: Zunächst entnahm man einem Mutterschaf eine Eizelle. Die wurde dann entkernt, und statt des natürlichen Zellkerns wurde der Zellkern einer Körperzelle von Dollys biologischer Mutter eingesetzt. Die so manipulierte Zelle lässt sich nun durch einen Stromstoß oder auch chemisch dazu anregen, sich weiterzuentwickeln, also zu teilen. Ein Leihmutterschaf trug die so heranwachsende Dolly dann aus. Wozu das gut sein sollte, ist leicht erklärt: Befriedigung wissenschaftlicher Neugier.

Inzwischen gibt es zahlreiche weitere geklonte Säugetiere, nur leider zeigte sich, dass keines von ihnen wirklich gesund war. Die Tiere hatten irgendwelche organischen Defekte und meist ein ziemlich mieses Immunsystem. Außerdem lag ihre Lebensspanne deutlich unter der für ihre Artgenossen üblichen.

So weit zur rein wissenschaftlichen Neugier. Neuerdings aber kommen kommerzielle Interessen dazu. Stellen Sie sich einmal vor, Sie hätten einen schwer herzkranken kleinen Sohn. Natürlich könnte man ihm heutzutage ein Spenderherz implantieren. Aber sein Körper würde das fremde Organ abzustoßen versuchen, und um diese Reaktion zu verhindern, müsste Ihr Sohn zeitlebens Immunsuppressiva schlucken. Die haben natürlich die fatale (Neben-)Wirkung, dass sie auch die anderen Abwehrmechanismen des Körpers lahmlegen, der sich dann auch nur noch sehr eingeschränkt gegen Krankheitserreger wehren kann. Ganz anders wäre es, wenn das Spenderherz genetisch völlig baugleich mit dem Empfängerherz wäre.



Baugleiche Babys von der Stange – wenn es nach geschäftstüchtigen Gentechnikern ginge, wären sie ein einträgliches Geschäft als lebendige Ersatzteillager.

Solche Gedanken ließen die Idee keimen, lebende organische Ersatzteillager zu klonen. In einem solchen Fall hätte Ihr herzkrankter Sohn einen jüngeren Klonbruder, dem man schon im Alter von etwa drei Jahren das Herz entnehmen könnte; der nutzlos gewordenen Klonrest ließe sich »entsorgen«. Noch sicherer wäre es, gleich zwei oder mehr Klonbrüder herzustellen für den Fall, dass es vielleicht später einmal bei einem Verkehrsunfall zu einer Nierenquetschung oder Ähnlichem kommt. Solche Szenarien sind allen Ernstes in den USA und in Großbritannien bereits angedacht. Derzeit favorisieren Biotechniker allerdings eine andere Methode. Wie beim Klonnschaf Dolly wird eine mütterliche Eizelle entkernt und mit dem Kern einer Körperzelle des Patienten versehen. Diese so umdefinierte Zelle wird wieder zur Teilung animiert, dann aber nicht in den Uterus einer Leihmutter eingepflanzt, sondern sie soll in vitro weiterversorgt werden. Schon nach wenigen Zellteilungen soll der sich bildende Embryo aber zerstört und aus seinen einzelnen Zellen Zellkulturen gezüchtet werden, die man durch chemische Reize dazu veranlassen will, ganz bestimmte Zellgewebsarten zu entwickeln, etwa Herz- oder Lebergewebszellen. Diese Stammzellen sollen dann direkt in den Patientenkörper eingebracht werden. Einige Forscher hoffen auch darauf, im Labor komplette neue Organe wachsen zu lassen.

Das Ganze ist zwar noch Zukunftsmusik, aber bereits 2008 berichteten US-amerikanische Forscher über erste Erfolge bei der Zucht menschlicher Zellkulturen, die allerdings bisher nur wenige Tage überlebten. Wie dem auch sei, der Weg zum lebendigen menschlichen Ersatzteillager scheint geebnet.

Doch Bioethiker laufen Sturm, und auch in verschiedenen UNO-Gremien bleiben diese Versuche nicht ohne Resonanz. Deutschland hat nicht nur das reproduktive Klonen ganzer Menschen, sondern auch das eben beschriebene therapeutische

Klonen gesetzlich verboten. So hoffen wir, dass auch weltweit derartige Techniken auf den Bereich der Science-Fiction beschränkt bleiben werden und die Wissenschaft auf anderen Wegen zu Erfolgen kommt.



Ufos und Aliens

Würde es von Außerirdischen gebaute Ufos wirklich geben, hätten sie in diesem Lexikon nichts zu suchen. Aber sie sind nun mal eine Erfindung, eine Fiktion fantasiebegabter Menschen, die noch nie etwas von Ockhams Rasierklinge gehört haben. William von Ockham war ein englischer Franziskanermönch und scholastischer Philosoph im 13. und 14. Jahrhundert. Die Wendung »Ockhams Rasierklinge« prägte allerdings erst 1852 der schottische Philosoph Sir William Hamilton, der damit einer von Ockham entwickelten Forderung einen griffigen Namen gab, die im Grunde nichts anderes besagt als »Warum umständlich, wenn es auch einfach geht?«. Die Klinge schneidet also alles Überflüssige im Denken und Schlussfolgern kurzerhand ab. Sie verbietet es regelrecht.

Würde man auf die zahlreichen Ufo-Berichte Ockhams Forderung anwenden, käme niemand auf den mit Abstand unwahrscheinlichsten, ja unmöglichen Erklärungsversuch der sogenannten fliegenden Untertassen aus dem Weltall.

Zunächst einmal müssen wir der Korrektheit halber feststellen: Ja, Ufos (Unidentified Flying Objects, also unbekannte fliegende Objekte) gibt es wirklich. Im einfachsten Fall kann das etwa ein seltener exotischer Vogel sein oder auch ein skurriles, von einem Tüftler gebautes Modellflugzeug. »Da fliegt etwas, das ich nicht kenne«, wird der uneingeweihte Beobachter konstatieren, »also ein unbekanntes fliegendes Objekt.« So definierten ursprünglich auch die US Air Force und zivile Piloten den Begriff Ufo. Der US-amerikanische Geschäftsmann und Hobbyflieger Kenneth Arnold will am 24. Juni 1947 einige unbekannte sichelförmige Flugobjekte über dem Mount Rainier gesichtet haben. Mit dieser Beobachtung begann die moderne Ufologie. Bald gab es Berichte von Ufo-Sichtungen aus den gesamten Vereinigten Staaten. Vor allem die US Air Force interessierte sich für solche Beobachtungen, denn in der dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten eigenen Paranoia witterten die Militärbehörden in den suspekten Flugkörpern sowjetische Kriegsmaschinen neuer, unbekannter Bauart, deren Pläne die kommunistischen Erzfeinde während des Zweiten Weltkriegs den Deutschen abgenommen haben sollten. Der Höhepunkt der Ufo-Manie in den USA lag in den 1950er-Jahren. Nicht nur Regierungskreise engagierten sich mit verschiedenen Beobachtungs- und Analyseprojekten, es entstanden auch mehrere eigenständige Ufo-Forschungsgesellschaften, etwa die Aerial Phenomena Research Organization.



Iridium Flares, also helle Leuchterscheinungen am Himmel, die durch reflektiertes Sonnenlicht an Satelliten entstehen, werden neuerdings oft für Ufos gehalten.

In den 1960er-Jahren wollte es die Air Force genau wissen und beauftragte die Universität von Colorado mit einem Ufo-Forschungsprojekt. Federführend war dort der Quantenphysiker Edward U. Condon, der schließlich 1969 den Abschlussbericht vorlegte, in dem die Forscher zu dem Ergebnis kamen, das Phänomen sei wissenschaftlich uninteressant und sollte nicht weiter verfolgt werden. Die offiziellen Untersuchungen wurden daraufhin in den USA eingestellt. Dafür suchten andere Staaten halbherzig weiter, darunter Großbritannien und Frankreich. Aber je geringer das staatliche Interesse, umso stärker wucherten die Gerüchte, Regierungskreise wollten dem Volk verheimlichen, was sie herausgefunden hatten: Die Ufos seien nur der Anfang einer Invasion Außerirdischer. Nun wollten die Staaten durch Vertuschung Panik vermeiden. Geschürt wurden diese Gerüchte durch verkaufsträchtige Berichte in Zeitschriften und Büchern, an vorderster Front die reißerischen Veröffentlichungen und Schinken des Schweizer Hoteliers Erich von Däniken, mit denen er eine Gesamtauflage von 62 Millionen erreichte.

Der vermeintliche Autor hat seine Werke indes zum größten Teil gar nicht selbst geschrieben. Das besorgten in seinem Namen auf Veranlassung seines geschäftstüchtigen Verlegers Ghostwriter, allen voran der Münchner Utz Utermann, der unter dem Pseudonym Wilhelm Roggersdorf auch selbst als Sachbuchautor auftrat. Viele Passagen sind darüber hinaus von dem französischen Science-Fiction-Autor Robert Charroux abgekupfert, wobei sich nicht wenige peinliche Pannen ereigneten. Einmal ließ Ghostwriter Utermann den angeblichen Autor von Däniken in Ichform über seine persönlichen Untersuchungen an einer Pyramide in der mexikanischen Mayastadt Palenque berichten; ungeschickt nur, dass von Däniken nicht nur zur angegebenen Zeit, sondern auch noch niemals davor in Mexiko gewesen war. Des Weiteren enthalten von Dänikens Bücher eine Reihe verfälschter Abbildungen, wie etwa ein schlechtes Schwarzweißfoto eines vorgeblich außerirdischen Astronautenbildes auf einer Maya-Grabplatte. Alles, was stören und den hier Porträtierten als ganz schlichten Mayapriester hätte entlarven können, wurde kurzerhand im Bild geschwärzt. Steinzeitliche Felsbilder, die Fallgruben von

Tierjägern darstellten, wurden auf ein einfaches Gitterraster reduziert, das dann sehr fantasievoll als Regal für Reagenzgläser gedeutet wurde.

Aber die Däniken-Bücher weckten die Fantasie all jener träumerischen Zeitgenossen, die nur allzu gerne an Ufos und Außerirdische glauben wollten. Als von Däniken einmal in Darmstadt einen inhaltlich recht schwachen Vortrag über seine unsinnigen Theorien hielt, saßen einige wenige Wissenschaftler im Publikum, die ernsthafte Fragen stellten und eine sachliche Diskussion zuwege bringen wollten. Die Mehrheit der Zuhörer aber ließ sie nicht einmal zu Wort kommen und buhte sie aus.

Und so kursiert denn der Ufo-Glaube munter weiter. Vor allem in jüngster Zeit haben vermeintliche Sichtungen außerirdischer Flugobjekte stark zugenommen. Sie werden übereinstimmend als helle Leuchterscheinungen beschrieben, die zwischen 5 und 20 Sekunden lang über den Himmel ziehen und schon in der Dämmerung gut zu sehen sind. In Wirklichkeit handelt es sich dabei um sogenannte Iridium Flares. Iridium heißen 66 Telekommunikationssatelliten von 188 Zentimeter Länge und 86 Zentimeter Breite, die mit einer stark reflektierenden Aluminiumfolie verkleidet sind. In manchen Positionen reflektieren sie das Sonnenlicht und lenken es als hellen Strahl zur Erde. Mehr steckt nicht hinter dieser neuen Ufo-Generation, von der in letzter Zeit immer neue »aufregende« Amateurbilder im Internet erscheinen.

Aber auch fast alle älteren Ufo-Sichtungen lassen sich auf natürliche und sehr irdische Ursachen zurückführen. Zu den häufigsten zählen schlicht die Planeten, vor allem Venus, Jupiter, Saturn und Mars, aber auch Meteore oder hell leuchtende, das Sonnenlicht reflektierende linsenförmige Wolken in der Hochatmosphäre (sogenannte Lenticulariswolken) sowie Kugelblitze und sogenannte Himmelslaternen, die beispielsweise in Thailand bei Festen üblich sind und die Touristen gelegentlich nach Europa mitbringen, Modell-Heißluftballons, Wetterballons, Positionslichter von Flugzeugen, in die Erdatmosphäre wieder eintretende Raketen oder Raketenstufen, die dabei verglühen, Versuchsflugzeuge und schließlich Versuchsausführungen unbemannter militärischer Drohnen.

Nur extrem wenige Ufo-Sichtungen blieben bisher unaufgeklärt; diese wenigen dann gleich Außerirdischen zuzuschreiben, wäre gehöriger Unsinn und dem Prinzip von Ockhams Rasierklinge völlig entgegengesetzt. Der der Erde am nächsten liegende, kosmisch überhaupt mögliche Lebensraum für intelligente Lebewesen könnte das System des Sterns Alpha Centauri sein. Es liegt 4,2 Lichtjahre von der Erde entfernt. Das bisher schnellste bemannte Raumschiff war die Rakete der Apollo-Mission, mit der 1969 US-Astronauten den Mond besuchten. Ihre Maximalgeschwindigkeit betrug 37000 km/h. Sie wäre bis Alpha Centauri 122594 Jahre unterwegs. Für eine bemannte Raumfahrt völlig indiskutabel. Also stellt sich die Frage, ob weitaus höhere Geschwindigkeiten erreicht werden könnten. Mit den bisher bekannten Antrieben gelänge bestenfalls eine Verdopplung des Tempos, was aber natürlich auch noch lange nicht reicht. Allerdings gibt es theoretische Erwägungen, einen sogenannten Ionenantrieb zu entwickeln, mit dem man ein Raumschiff dann auf Geschwindigkeiten bis zu einem Viertel (nach anderen Vorstellungen sogar bis zur Hälfte) der Lichtgeschwindigkeit beschleunigen könnte. Bei einem derartigen Tempo würde die Reise zum Alpha-Centauri-System zwar nur noch rund acht bis 16 Jahre dauern. Aber diese rein theoretischen Überlegungen haben gleich mehrere praktische Haken. Zum einen gehen sie von einem vollkommenen Vakuum im Universum aus, das es aber in Wirklichkeit nicht gibt. Intergalaktischer Staub ist allgegenwärtig, und der lässt so hohe Geschwindigkeiten niemals zu. Zum anderen ließe sich das Wahnsinnstempo nicht spontan erreichen. Man müsste das Raumschiff dafür rund 300 Jahre lang beschleunigen und dann, vor

einer Landung, ebenso lange abbremsten. Und drittens würde ein menschlicher oder eben irgendein anderer höherer Organismus bei dieser Geschwindigkeit zu Grunde gehen. Dafür sorgt allein schon die Relativitätstheorie, die im relativistischen Geschwindigkeitsbereich für Materieveränderungen (z. B. Massenzunahme bei gleichzeitiger Längenabnahme) sorgt.

Der Versuch, die extrem wenigen ungeklärten Ufo-Sichtungen mit einer unmöglichen Theorie erklären zu wollen, ist, wie gesagt, eine Erfindung von Fantasten. Ockham würde sich im Grabe umdrehen, würde man ihm von Ufos erzählen, die Aliens gebaut und zur Erde geschickt haben sollen.

Unterwassersportarten

Dass →[Extrembügler](#) ihrem Hobby sogar unter Wasser frönen, ist schon überraschend genug. Aber es gibt auch andere Exoten, die zur Ausübung an sich ganz normaler Sportarten abtauchen. So finden seit 1985 regelmäßig Wettkämpfe im Unterwasser-Hockey statt, alle zwei Jahre im Wechsel sind das entweder Europa- oder Weltmeisterschaften. Sowohl Herren- wie Damenmannschaften treten dabei an.

Etwas älter ist die 1961 in Köln ins Leben gerufene Mannschaftssportart Unterwasser-Rugby. Gespielt wird mit einem fußballgroßen Ball, der mit Salzwasser gefüllt ist (und deshalb etwas schwerer ist, als wenn er Süßwasser enthielte) und absinkt. Ähnlich verrückt sind Unterwasser-Fußball, -Scheibenschießen oder -Tennis, wobei mit einem beschwerten Ball und wasserfesten Schlägern inmitten eines Schwarms von Haien gespielt wird. Etwas weniger aufregend ist das Unterwasser-Wrestling und das Radeln am Grund des Mittelmeers, ästhetisch überzeugender mögen subaquale Gesellschafts- und Formationstänze sein und besonders trickreich das Unterwasser-Bowling. Zum einen läuft die Kegelkugel nicht immer geradeaus. Und andererseits kann es auch mal passieren, dass Wasserturbulenzen einzelne Kegel umwerfen, lang bevor sich die Kugel ihnen überhaupt angenähert hat. Und für alle Halloweenfans gibt es neuerdings auch die Möglichkeit, sich seinen Kürbis unter Wasser zu schnitzen. Geburtsort dieses exotischen Wettbewerbs war am 16. Oktober 2010 der Grand Lagoon Yacht Club in Pensacola in Florida. Seither wird das Kürbisschnitzen im nassen Element jährlich ausgetragen. All diese wunderbaren Sportarten sind vielleicht nichts anderes als ein schlagender Beweis für die Entstehung des Menschen aus dem Wasser, für den *Fisch in uns*, wie ihn der Paläontologe Neil Shubin beschrieben hat.

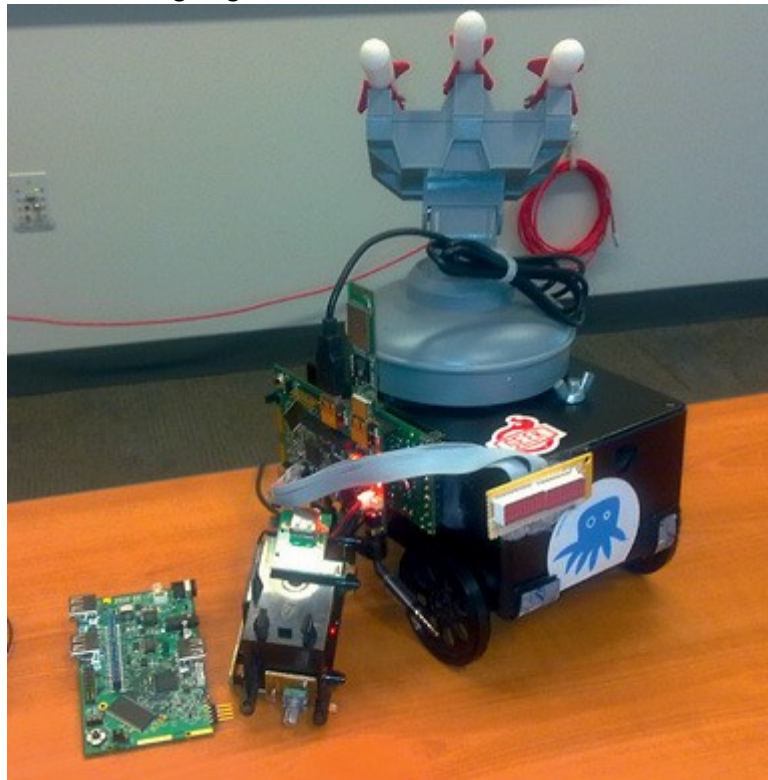


Eine Partie Unterwasserrugby spielt sich regelrecht dreidimensional ab.

USB-Hamsterrad

Jedem PC-Nutzer ist die Computermouse ein fester Begriff. Jetzt treibt neben ihr auch ein anderes kleines Nagetier, der USB-Hamster, auf einigen Schreibtischen sein Unwesen.

Begonnen hat das Spiel gegen Bürofrust, das so überaus dämlich ist, dass man es eigentlich schon besitzen muss, nicht mit einem Kuscheltier im Laufrad, sondern rein »militärisch«. Computerfreak Jeffrey F. Queißer hat einen schreibtischgeeigneten Raketenwerfer entwickelt, der bis zu vier Schaumstoffprojekte computergesteuert abschießen kann. Der Kopfteil der kleinen Kanone lässt sich softwaregesteuert auf ein potenzielles Ziel, etwa auf den nervigen Schreibtischnachbarn, ausrichten und dabei um 360° horizontal und 45° vertikal verschwenken. Auf Tastendruck wird dann ein Projektil abgefeuert, begleitet von einem furchterregenden Kanonenschussdonner. An den Computer anschließen lässt sich das Büro-Abwehrgeschütz ganz einfach über ein Kabel mit USB-Stecker, über das es zugleich seine Stromversorgung erhält.



Mit der USB-Kanone lässt sich auf Bürokollegen schießen ...

Nun ist Militanz am Arbeitsplatz nicht jedermanns Sache. Damit auch die friedfertigeren PC-User ihren Bürofrust abreagieren können, erfanden findige Köpfe das USB-Hamsterrad, ein liebenswertes, aber im Prinzip äußerst albernes Schreibtisch-Utensil. Es sieht dem bekannten Bewegungsspielzeug der kleinen eurasischen Mausverwandten zum Verwechseln ähnlich. Nur, dass sein Insasse vorwiegend aus Plüsch besteht und deshalb bei sorgfältigem Umgang viel langlebiger ist als ein biologischer Hamster.

In der ursprünglichen Version steuert die Software Drehbeginn und auch Drehgeschwindigkeit des Laufrads automatisch über die Tastatur, etwa wenn Sie einen normalen Text schreiben. Bei Schreibpausen steht das Rad still und der Hamster kann sich ausruhen. Kaum aber beginnen Sie zu tippen, legt das Tier los und rennt umso schneller in seinem Laufkäfig, je rascher Sie schreiben. Das kann

nerven, einen geübten Schreiber aber auch gehörig stolz auf seine Leistung machen. Fehlt nur noch, dass das flinke Tierchen von Zeit zu Zeit verkündet: »Sie schreiben gerade 200 Anschläge pro Minute.«



... und der Hamster kündigt vom Fleiß des Schreibers oder von eingehenden E-Mails.

Weil das alberne Spiel auf die Dauer aber etwas langweilig werden kann, haben sich die Software-Entwickler Steuerungsvarianten einfallen lassen. So kann man das Hamsterrad zum Beispiel statt auf das Texttippen auf den Posteingang dressieren. Das Tierchen setzt sich dabei immer dann aufgeschreckt in Bewegung, wenn neue elektronische Post bei Ihnen eingeht, und dreht jeweils einige Runden. Und weil Sie, wenn Sie denn programmieren können sollten, die Steuerungssoftware selber modifizieren dürfen, sind der Kreativität keine Grenzen gesetzt. Mit einem überraschenden Hamsterlauf lässt sich so manches diskret signalisieren.

USB-Toaster

Am 23. November 2004 wurde die 52-jährige US-Amerikanerin Diane Duyser mit einem Schlag um 28000 US-Dollar reicher. Sie hatte eine zehn Jahre alte, in eine Plastikfolie eingeschweißte Toastscheibe, die eine schwarz geröstete Heilige Jungfrau zeigte, bei eBay versteigert. Erwerber war das Spielkasino Golden Palace, das das geröstete Sandwich als Meistbietender von 1,7 Millionen Interessenten ersteigerte. Dass der finanzkräftige Kunde ausgerechnet ein Kasinobetreiber war, kam für Diane nicht von ungefähr. Behauptete sie doch, dass die Weißbrotscheibe ihr in Spielhallen schon des Öfteren Glück gebracht habe. Rund 70000 Dollar konnte sie mithilfe der Gottesmutter bereits in Kasinos absahnen.

Weil sich das Geschäft mit der mehr als nur in einer Hinsicht verkohlten Heiligen so offensichtlich gelohnt hatte, fand der eBay-Handel bald Nachahmer, allerdings meist mit größerem religiösen Feingefühl. So wurde ein Schnitzel mit dem Konterfei Ariel Scharons offeriert, Falafel mit Jassir Arafat, dann aber doch mal wieder Panini mit Madonna. Und ein ausgeprägter Schelm bot bei eBay sogar ein echtes Käsetoast ohne Jungfrau Maria an.

Neuerdings aber schiebt eine bizarre Erfindung diesem kommerziellen Wildwuchs einen Riegel vor, denn mit ihr lassen sich verkohlte Heiligenkonterfeis in Serie produzieren, Toastikonen sozusagen. Das auf dieser Erfindung beruhende Gerät ist das Ergebnis eines Kreativwettbewerbs der Firma Electrolux. Der Name des Wettbewerbsteilnehmers ließ sich zwar nicht mehr ermitteln, aber seine Erfindung ist ebenso genial wie unnütz: der USB-Toaster. Ursprünglich ist er dafür gedacht, den Büroalltag angenehmer zu gestalten. Über USB-Kabel wird ein kleines Gerät an den Rechner angeschlossen, in das man Weißbrotscheiben stecken kann. Weil die über USB an diese Hardware gelieferte Energie bei Weitem nicht mit der aus einer Steckdose abzapfbaren Leistung konkurrieren kann, dauert es denn auch vergleichsweise lange, bevor es klick macht und die Scheibe frisch getoastet wieder entnommen werden kann. Aber was macht das schon? Wer im Büro sitzt, hat in der Regel viel Zeit.



Vom Grafikprogramm des Computers gesteuert, lassen sich direkt am Büro-Arbeitsplatz sehr individuelle Toasts rösten.

Nun musste der Erfinder des USB-Toasters natürlich über Kenntnisse in der EDV und speziell im Programmieren verfügen, sonst hätte er seine Idee nicht in die Realität umsetzen können. Aber gute Programmierer sind fast immer auch gewitzte Spieltierchen. Was lag also näher, als gleich ein wenig weiter zu programmieren? Warum sollte man einen Toast gleichmäßig bräunen, wenn man sich statt eines einfachen Heizdrahtmechanismus eines cleveren Computers bedient, der viel ausgefeiltere Möglichkeiten zulässt? Per Software-Programmierung lassen sich natürlich relativ einfach geometrische Röstmuster– oder vielleicht auch Heiligenkonterfeis– in das Weißbrot brennen. Genau das machte der Electrolux-Wettbewerbsteilnehmer denn auch wahr. Nun bewahrt zwar die Firma Electrolux das Gerät nur als Prototyp in ihrem historischen Hausarchiv auf, wo es handverlesene Gäste bewundern können, doch andere Hersteller haben vergleichbare Geräte in den Handel gebracht. Wer ein solches erst einmal besitzt, kann damit unter anderem für seine Angebetete getoastete Herzchen und andere Zuneigungsbeteuerungen am USB-Port in knusprige Weißbrotscheiben kochen. Wer weiß schon, wie heiß Liebe brennt?

Wer nun meint, der USB-Toaster sei ein sinnfreies Spielzeug, das im Grunde nur für Krümel auf dem Schreibtisch Sorge, der sei über eine andere, ebenso unnütze Erfindung informiert: den USB-Tischstaubsauger. Einfach am USB-Port anschließen und die Krümel wegsaugen! Aber Vorsicht, beide Geräte nicht gleichzeitig betreiben, das könnte zu viel Strom ziehen. Und dann gibt es da auch noch – man höre und staune – den USB-Mikrowellenherd für die kleine Mahlzeit zwischendurch, den USB-Mini-Kühlschrank, die USB-Stimmungslampe, den USB-Weihnachtsbaum...

Wasservelos

Der Wunsch nach Allroundfahrzeugen ist alt, aber nicht viele derartige Geräte haben sich als alltagstauglich erwiesen und sind heute zum Stand der Technik geworden. Immer wieder haben die Autoindustrie und mehr noch individuelle Tüftler versucht, schwimmtaugliche Kübelwagen auf den Markt zu bringen, vom Cabriolet bis zum Autobus, aber so richtig durchgesetzt haben sich allenfalls Sonderanfertigungen als militärische Landfahrzeuge. Lokal sind auch, besonders als Fähren (etwa zwischen Dover und Calais), Hovercrafts im Einsatz, die ebenso schnell über Wasser wie über festen Boden schweben können. Aber solche Amphibienvehikel bilden die Ausnahme.

Was dem Auto im Großen und Ganzen bisher verwehrt geblieben ist, wollten findige Fahrradbastler schon lange für ihre Gefährte durchsetzen, allerdings ebenso erfolglos. Im Gegensatz zum Amphibienauto, das technisch durchaus beherrschbar und auch sinnvoll sein könnte (nur fehlt der Markt für solche teuren Konstruktionen), ist das Wasservelo schon vom Prinzip her eine technische Totgeburt. Zu Lande würde es gegenüber jedem noch so billigen Zweirad eine ausgesprochen schlechte Figur abgeben. Zu Fuß wäre man besser dran. Und im Wasser können es die bisher bekannt gewordenen Modelle nicht einmal mit einem breittrumpfigen Fischerkahn aufnehmen. Wenn es schon ein Pedalkurbelantrieb sein soll, dann bietet der sich für Tretboote an, aber eben für Boote und nicht für Räder, die über das Wasser rollen und dort ganz unnötig jede Menge Widerstand erfahren.



links: 1883 erfand der belgische Ingenieur Cooman dieses Wasserdreirad.

rechts: Dieses Gefährt eines unbekannten Erfinders dürfte bis zum Lenker einsinken, wozu wären sonst die Schwimmkörper in dieser Höhe gut?

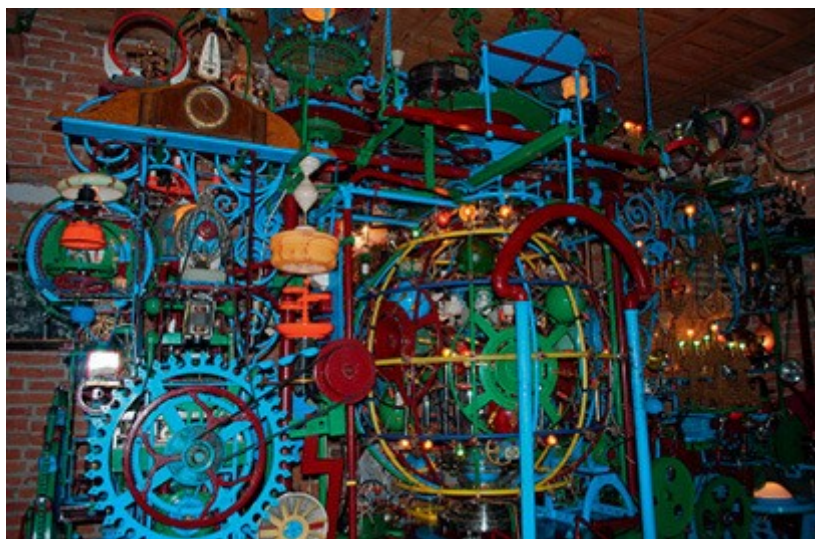
Bilder sagen mehr als tausend Worte, und ganz offensichtlich haben Wasservelos zumindest etwas Gutes: Lachen ist gesund.

Weltmaschine

Der oststeirische Bauer Franz Gsellmann besuchte 1958 die Weltausstellung in Brüssel und sah dort das Atomium, das 102 Meter hohe Riesenmodell einer Eisenkristallstruktur. Dieses architektonische Monstrum erschütterte den tief religiösen Mann bis in sein Innerstes, denn er sah darin ein greifbar gewordenes Schöpfungsprinzip. Er fiel augenblicklich in einen tranceartigen Tagtraum, in dem ihm der überirdische Auftrag zuteil wurde, eine Art heilige Maschine zu bauen: »Wie ich das Atomium gesehen habe, habe ich im Traum meine fertige Maschine gesehen. Das Atomium war das Fundament für meine Weltmaschine«, kommentierte Gsellmann selbst später seine Erscheinung.

Heimgekehrt in sein Dorf Kaag bei Feldbach, machte er sich sofort an die Arbeit, und die sollte ihn fortan 23 Jahre lang intensiv in jeder freien Stunde beschäftigen. Eine Atmosphäre des Geheimnisvollen umgab den schlichten Landwirt und seine Werkstatt während dieser einsamen Schaffensperiode. Er arbeitete hinter verschlossenen Türen, und nicht einmal seine Familie durfte sehen, was für eine technische Monstrosität da entstand. In der Gemeinde galt er schon lange als Sonderling, als Spinner. Die ländliche Bevölkerung schüttelte den Kopf, wenn man ihn wieder einmal mit einer Schubkarre oder gar einem Ochsenkarren voller Gerümpel vom Flohmarkt oder vom Schrottplatz heimkommen sah. Er schien alles zu sammeln, was niemand mehr brauchen konnte: einen alten Christbaumständer, eine Spielzeugraumkapsel inklusive vier Astronautenpüppchen, eine Trockenhaube, fünf Kruzifixe und ebenso viele ausgediente Zündkerzen, einen kitschigen Porzellanadler, 20 Keilriemen und 25 Elektromotoren, eine gläserne Marienstatue, rote Plastikrosen, etliche Hula-Hoop-Reifen, 200 Glühbirnen, sieben Lichtmaschinen, 64 Vogelpfeifen und Hunderte anderer Abstrusitäten.

Der österreichische Lyriker Alfred Kolleritsch, der ihn einmal besuchte, fragte ihn, warum er etwas so Geheimes baue. »Gott hat mir die Gabe gegeben«, hatte der alte Bauer darauf geantwortet, und Kolleritsch gewann den Eindruck, er wolle durch seine Arbeit wie durch ein Gebet den Herrn im Himmel preisen. Vielleicht entsprach das Merkwürdige, das da entstand, Gsellmanns ganz persönlicher Auffassung von einem Altar.



Franz Gsellmanns Weltmaschine ist nicht nur sehr farbenfroh, sondern im Betrieb auch reichlich laut.

1981 war das Ding per Definition seines Erbauers fertig: eine verrückte Maschine von vier Metern Länge, zwei Metern Breite und vier Metern Höhe. Schon 1968 hatte ihr

Erbauer einmal versucht, sie ans Stromnetz anzuschließen. Dabei war es nicht nur in seiner Kammer zum Kurzschluss gekommen, Gsellmann hatte das gesamte Stromnetz des Dorfes lahmgelegt. »Ein Zufallsgenerator, der Selbstmord begangen hat«, spottete damals der österreichische Schriftsteller Gerhard Roth. Seit 1981 funktioniert das nutzlose Wunderding dann aber so, wie es wahrscheinlich sollte: Es rattert, quietscht, summt und knärzt; Hunderte Lämpchen blinken ohne erkennbaren Takt und Plan; bunte Räder und Reifen unterschiedlichster Größe drehen sich; irgendwo in dem Gewusel leidet ein kitschiger Christus an einem maroden Kreuz; und im Zentrum von alledem rotiert mit hoher Geschwindigkeit ein kleines Modell des Brüsseler Atomiums. Drei Polizeiblaulichter erregen Aufsehen, ein Orgelgebläse bläst, und aus einer Sauerstoffflasche strömt Gas, das einen Klapotetz ([→Klapotetz](#)) antreibt.

Weltmaschine taufte es mangels eines anderen Namens der steirische Landeshauptmann. Irgendeinen Zweck erfüllt diese technische Monstrosität nicht. Nur ihr Erbauer war davon überzeugt, dass sie einen tiefen Sinn hat. »Die Maschine lebt«, betonte er, und er glaubte fest daran, dass dieses Leben nicht nur Bewegung ist, sondern Eigenleben. Vielleicht, so meinte er, wird sie eines Tages von sich aus irgendetwas hervorbringen, wie ein Huhn, das über Nacht ein Ei legt. Gsellmann war ein glücklicher Mensch mit einem erfüllten Leben. Kurz nachdem er sein Meisterwerk geschaffen hatte, starb er. Und ja, seine Maschine hat inzwischen etwas Nützliches hervorgebracht. Wie das ebenso unnütze Schloss Neuschwanstein König Ludwigs II. von Bayern verdient sie heute Geld. Sie steht in einem Privatmuseum der Familie und zieht Jahr für Jahr rund 10000 Besucher an.

Zorbing

Ob Zorbing nun blöde ist oder nicht, mag dahingestellt bleiben. Sinnfrei ist es allemal, und Spaß kann es dennoch machen.

Erfunden haben den Zorb zwei Neuseeländer, Dwane van der Sluis und Andrew Akers. Das eigenwillige Sportgerät ist eine doppelwandige Hohlkugel aus sehr stabiler, durchsichtiger PVC-Folie. Die Innenkugel hat ca. 1,8 Meter Durchmesser, die äußere rund 3,2. Von außen nach innen führt ein enger, taillierter Kanal, durch den man hindurchkriechen kann. Sphärisch stabil wird der Doppelball dadurch, dass man einerseits rund 14 Kubikmeter Luft zwischen die innere und die äußere Hülle pumpt und andererseits beide Kugeln durch einige tausend Seile gegeneinander spannt und auf Abstand hält. Der Zorbonaut, wie derjenige heißt, der sich in die Innenkugel wagt, kann sich dort bei manchen Modellen an Griffen und Gurten festhalten, bei anderen Ausführungen fehlen diese allerdings und man kann in ihnen wie in einem Hamsterrad laufen.



Der Zorber im Inneren des Balles ist nur undeutlich zu erkennen. Genauso verschwommen nimmt er seine Umgebung wahr.

Zweck des Geräts ist es, mit und in ihm einen Hügel hinabzurollen. Weil das recht ungesteuert geschieht, erfolgt das üblicherweise in eigens dafür angelegten flachen Muldenbahnen. Es empfiehlt sich nicht, sich einen Zorbball zu kaufen und damit einfach irgendwo bergab zu rollen. Das könnte in mehr als einer Hinsicht ärgerlich enden. Man ist also auf kommerziell betriebene Zorbbahnen angewiesen, und dort

kann man das kullernde Sportgerät auch mieten. Weil es hohl und deshalb auch schwimmfähig ist, macht es auch nichts, wenn man am Fuß des Hügels etwa in einen Teich rollt. Man muss dann einfach versuchen, den Zorb durch Gehen ans sichere Ufer zu bringen. In Deutschland findet man den rund 90 Kilogramm schweren Ball seit 2011 gelegentlich sogar in Schwimmbädern.

Zungenspaltung

Sie nennen sich Modern Primitives (oder Urban Primitives) und unterscheiden sich dadurch von normalen Menschen, dass sie ihre Körper verändern lassen, wobei sie sich oft an den Initiationsritualen alter Stammesvölker orientieren: Sie lassen sich beschneiden, Narben zufügen (→[Branding](#)), piercen (→[Extrempiercing](#)) oder am ganzen Leib tätowieren. Aber sie gehen heute auch weit über Stammespraktiken hinaus, auch wenn es dafür kulturhistorisch überhaupt keine Gründe gibt und das Prozedere nicht selten recht gesundheitsgefährdend sein kann. Beliebt ist es, sich Metallplättchen oder Kunststoffteile unter die Haut zu implantieren oder hörnerartige Implantate auf die Stirn zu setzen (→[Subdermale Hörner](#)). Mit besonders hoher Infektionsgefahr sind die sogenannten transdermalen Implantate verbunden, weil sie unter der Haut verankert sind, aber, etwa in Form von langen Metalldornen, aus dieser herausragen. Doch auch Penislängsspaltungen gelten bei den Modern Primitives als cool.



Mit ein bisschen Übung kann die junge Frau ihre beiden Zungenspitzen unabhängig voneinander bewegen.

Kulturgeschichtlich zum Sinnlosesten gehört die Zungenspaltung. Die historisch lediglich aus dem spätantiken Byzantinischen Reich belegte Technik galt dort als

Strafe für Kaiser, die in Ungnade gefallen waren. Man stach diesen Männern die Augen aus, verunstaltete sie durch Nasenverstümmelungen oder eben durch Zungenspaltung. Dermaßen entstellt, konnten sie niemals wieder ein höheres Amt bekleiden, geschweige denn Monarch werden.

Aus unerfindlichen Gründen finden seit Anfang der 1990er-Jahre die modernen Primitiven die zweigeteilte Zunge schick und nehmen ziemlich unangenehme und auch riskante Operationen auf sich, um danach mit gespaltener Zunge reden zu können, was idiomatisch nichts anderes meint als Lügen und Heucheln.

Ärzte, die gegen den von ihnen geleisteten hippokratischen Eid eine Zunge spalten, gehen so vor: Unter lokaler Narkose trennen sie mit einem Skalpell die Zunge von der Spitze ausgehend entlang der Mittellinie durch. Weil sich unter dieser Mittellinie eine Art Trennwand befindet, werden dabei keine Muskeln durchschnitten. Der Vorgang führt meist zu starken Blutungen, die der Arzt so gut wie möglich stoppen muss, etwa durch sogenannte Elektrokauterisation oder mit chemischen Mitteln. Weil die jetzt zweigeteilte Zunge dazu neigt zu heilen, also schnell wieder zusammenzuwachsen, muss sie daran gehindert werden. Der Chirurg macht das, indem er die aufgeschnittenen Ränder vernäht oder ein trennendes Piercing einsetzt.

Wer es gerne etwas schmerzhafter hätte, weil er sich dann besonders heldenhaft fühlt, kann sich die Zunge statt mit dem Skalpell auch gleich ohne Narkose mit dem Elektrokauter (im Prinzip ein Stück elektrisch zum Glühen gebrachtes Metall) durchtrennen lassen. Dabei wird das Gewebe lokal derartig zerstört, dass es gar keine Chance hat, jemals wieder von selbst zusammenzuwachsen, und nicht selten werden Nerven dauerhaft beschädigt. Diese harte Tour bevorzugen Zungenspalter in den USA und in Frankreich. Ein New Yorker Oralchirurg erfand noch eine dritte Methode: Er durchtrennt die Zunge mit einem Laserskalpell. Und ganz primitive Zungenspalter verwenden schließlich und ganz einfach nur eine Schere, natürlich auch ohne Betäubung.

Wer sich die meist erheblichen Arztkosten, sei es nun für Schere, Skalpell oder Elektrokauter, sparen will, kann seine Zunge allerdings auch in Heimarbeit ganz allein entzweien. Er sticht am hinteren Ende des geplanten Spalts ein Loch durch den roten Muskel und zieht eine Perlonschnur hindurch, die er dann, sehr straff gespannt, um die Zungenspitze knotet. In zwei bis drei schmerzhaften Wochen schneidet sich der dünne Kunststofffaden (genannt Fishing Line, also Angelschnur) immer tiefer in die Zunge, bis der gewünschte Effekt schließlich erreicht ist.

Die Zungenspaltung bleibt natürlich nicht ohne Folgen. 1. Es kann zu Sprachstörungen kommen, etwa zu Lispeln. 2. Es können Infektionen und Entzündungen auftreten. 3. Der Geschmackssinn kann sich verändern. 4. Es kann durch Nervenverletzungen zu Taubheit in der Zunge kommen. 5. In der Gesellschaft stößt die gespaltene Zunge größtenteils auf Ablehnung, was Nachteile, etwa bei der Arbeitssuche, mit sich bringen kann. In den USA ist Zungenspaltung deshalb in manchen Staaten sogar verboten. 6. Eine originelle Nebenwirkung besteht darin, dass sich nach längerem Training beide Zungenspitzen unabhängig voneinander bewegen lassen. Aber für eine gut dotierte Zirkusnummer reicht das natürlich nicht.

Zwergenweitwurf

Vor etlichen Jahren, als Hape Kerkeling in deutschen Fernsehstudios langsam, aber sicher bekannt wurde, erregte er mit einem Spaßliedchen bei manchen Zeitgenossen nicht nur Heiterkeit. Er sprach von japanischen Touristen und wie lustig es ist, sie als Radler anzufahren. »Japaner sind putzige Leut'«, so dichtete er, »fährt man sie an, dann fliegen sie so weit.« Im Grunde erklärt sich das schon durch die Physik: $\text{Kraft} = \text{Masse} \times \text{Beschleunigung}$. Ist die Masse klein, wie eben bei einem durchschnittlichen Japaner, dann lässt er sich demzufolge bei gleichem Krafteinsatz stärker beschleunigen als ein durchschnittlicher Mitteleuropäer, und bei größerer Beschleunigung fliegt er denn auch weiter als dieser.

Vom gleichen Prinzip profitiert der Zwergenweitwurf, international als Dwarf Tossing oder Midget Tossing bekannt, bei dem kleinwüchsige Menschen, oft in einer Bar oder an einem anderen Ort alkoholumnebelter Heiterkeit, möglichst weit auf eine Matte geworfen werden. Das ist lustig! Etwas ängstliche Zwerge dürfen sich allerdings zuvor Schutzkleidung anziehen, die vor allem Abschürfungen und Prellungen verhindern soll, wenn man beim Geworfenwerden mal aus der Bahn geraten sollte.

Wie man auf diese absurde und anstößige Idee kommt, kleine Menschen als Weitwurfobjekte zu nutzen? Niemand weiß das genau. In den USA war Dwarf Tossing vor allem in Florida schon in den 1980er-Jahren in Bars eine beliebte Freizeitbeschäftigung. Über die lokalen Grenzen hinaus bekannt wurde es dann aber durch eine Vorlage literarischer Natur. In der Trilogie *Der Herr der Ringe* von J. R. R. Tolkien, die zwischen 2001 und 2003 in die Kinos kam, sagt der Zwergenkrieger Gimli zu dem Ranger Aragorn, der ihn mit einem kräftigen Wurf über eine zusammengebrochene Brücke befördern will: »Niemand wirft einen Zwerg!« Irgendwo in Großbritannien, wahrscheinlicher aber in Neuseeland, wo die Trilogie gedreht worden war, wurde dieser Satz zum geflügelten Wort, und bis sich jemand über dieses Verbot in einer Kneipe angesichts eines kleinwüchsigen Mitbürgers hinwegsetzte und das seine Trinkkumpanen lustig fanden, konnte es nicht lange dauern. Innerhalb kurzer Zeit entwickelte sich Dwarf Tossing vor allem in Neuseeland und dem Reich von Königin Elisabeth zu einer Art Freizeitsport, und erstaunlicherweise fanden sich auch immer wieder kleine Menschen, die dieses Spektakel mitmachten, vielleicht um nicht als Spielverderber zu gelten.

Allerdings erregte der Zwergenweitwurf hier und da öffentliches Ärgernis. Von Menschenverachtung war die Rede. So versuchte in Kanada bereits 2003 ein Parlamentsmitglied, per Dwarf Tossing Ban Act dem Spiel gesetzlich ein Ende zu setzen. Allerdings erfolglos. Der Gesetzesentwurf kam nicht durch. Auch in Frankreich setzten sich Menschenrechtler für ein Zwergenweitwurfverbot ein, allen voran der Bürgermeister des kleinen Städtchens Morsang-sur-Orge. In verschiedenen Städten kam es daraufhin zu Gerichtsprozessen, aber ein generelles Verbot hatte keine Chance.



Guten Flug, kleiner Mann. Bald landest du auf einer dicken Matte.

Einzig im US-Bundesstaat Florida wurde der Weitwurf mit kleinen Mitbürgern 1989 verboten, New York folgte etwas später. Zuwiderhandelnde Barkeeper riskieren, ihre Alkoholverkaufslizenz zu verlieren. Angesichts dieser Drohung verzichtet man dann auch schon mal auf einen Spaß mit weit fliegenden Kleinwüchsigen.

Quellen und weiterführende Literatur

Amerikanismen

Übelsetzungen– Sprachpannen aus aller Welt. Berlin und München: Langenscheidt 2007.

Wolfgang Steinig: *Als die Wörter tanzen lernten. Ursprung und Gegenwart von Sprache*. München: Elsevier Spektrum 2007.

<http://www.vds-ev.de/aktionen/sprachpanscher>

<http://www.spieleforum.de/thema/160424.html>

Analogkäse und Klebeschinken

A. Devarda: »Die Prüfung des Käses auf einen eventuellen Gehalt an fremden Fetten (Kunstkäse), die Wasser- und Fettbestimmung im Käse«. In: *Fresenius' Journal of Analytical Chemistry* 36, Nr. 1, 1897, S. 751–766.

Antigaskrieg-Kinderwagen

Jonathan B. Tucker: *War of Nerves. Chemical Warfare from World War I to Al-Qaeda*. New York: Pantheon Books 2006.

Atombomben

Robert S. Norris und Hans M. Kristensen: «Global nuclear stockpiles, 1945–2006». In: *Bulletin of the Atomic Scientists* 62, no. 4 (Juli/August 2006), S. 64.

http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_von_Kernwaffentests

Bad Banks

Thomas Welter: *Die Bedeutung einer Bad Bank für Kreditinstitute– eine kritische Analyse*. Grin Verlag 2007.

Begrüßungs- und Ausreisezentren

<http://www.nolager.de/blog/taxonomy/term/9/>

http://www.fluechtlingsrat-hamburg.de/content/eua_EULagerplaeneGunsser.pdf

Body Suspension

Matthias T. J. Grimme: *Das Bondage-Handbuch*. Hamburg: Charon Verlag 2011.

Botulinumtoxin unter die Haut

<http://suite101.de/article/botox-a42801>

<http://www.aerzte-gegen-tierversuche.de/presse/pressearchiv/584-pressearchiv-2010.html?start=18>

<http://www.vgt.ch/doc/botox/nebenwirkungen.htm>

Bovis-Einheit

<http://psiram.com/ge/index.php/Bovis-Einheit>

Branding und Scarifikation

http://www.sprechzimmer.ch/sprechzimmer/Fokus/Koerperschmuck/Scarification/Ziarnarben_Scarification_als_Koerperschmuck.php

<http://scarwars.net/>

Bundestrojaner

<http://www.bundestrojaner.net/> [http://de.wikipedia.org/wiki/Online-Durchsuchung_\(Deutschland\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Online-Durchsuchung_(Deutschland))

<http://www.pcgameshardware.de/Internet-Thema-34041/News/CCC-uebt-scharfe-Kritik-am-Bundestrojaner-Update-News-des-Tages-848777/>

dB Drag Racing

<http://www.spiegel.de/auto/fahrkultur/db-drag-racing-juenger-des-schalldrucks-a-513820.html>

Delfintherapie

Lori Marino; Scott O. Lilienfeld: »Dolphin Assisted Therapy: More Flawed Data And More Flawed Conclusions«, in *Anthrozoos: A Multidisiplinary Journal of The Interactions of People & Animals*, Volume 20, Number 3, September 2007, Pages 239–249; Berg Publishers

Andrea Förster: *Tiere als Therapie– Mythos oder Wahrheit? Zur Phänomenologie einer heilenden Beziehung mit dem Schwerpunkt Mensch und Pferd*. Stuttgart: Ibidem 2005.

<http://www.thieme.de/viamedici/medizin/alternativ/delfintherapie.html>

<http://therapieohneDelfine.de/to/>

Egely Wheel

»Apparatus and method for detecting effects indicating physical state of health and fitness.«

Anmelder/Erfinder: Egely, György, Budakeszi, Patentschrift am ungarischen Patentamt.

http://psiram.com/ge/index.php/Egely_Wheel

Elektrischer Stuhl

Lama Milkweek L. Augustine: *The Electric Chair* (28. August 2008), Eigenpublikation von Lama Rimpoche Augustine.

<http://www.ccadp.org/electricchair.htm>

http://en.wikipedia.org/wiki/Electric_chair

Exorzismus

Marcus Wegner: *Exorzismus heute: Der Teufel spricht Deutsch*. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2009.

Georg Siegmund: *Der Exorzismus der katholischen Kirche*. Kisslegg: Christiana Verlag 2005.

Extrembügeln

<http://www.extremeironing.com/index.php>

Extrempiercing

[http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-](http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-27390354.html)

[27390354.html](http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-27390354.html) <http://de.wikipedia.org/wiki/Piercing>

FarmVille, Tamagotchi & Co.

<http://de.wikipedia.org/wiki/Tamagotchi>

Flashmob

<http://www.flash-mob.de/>

Gartenzwerge

Martin Stiefenhofer: *Gartenzwerge*. München: ArsEdition 2003.

Martin Stiefenhofer: *Der Gartenzwerg*. Rastatt, Favorit-Verlag 1969.

Gen- und Klon-Patente

<http://www.scinexx.de/dossier-74-1.html>

Gottesurteile

<http://www.deutschland-im-mittelalter.de/ordalien-gottesurteile.php>

G-Punkt

Ernst Gräfenberg: »The Role of the Urethra in Female Orgasm«. In: *International Journal of Sexology*, Band 3, 1950, S. 145.

<http://www.welt.de/gesundheit/article5727320/Forscher-koennen-den-G-Punkt-nicht-finden.html>

Guerilla-Stricken

Mandy Moore, Leanne Prain: *Strick Graffiti. Kuscheliges für Mauern, Ampeln und Bäume*. Strick Art stricken und häkeln. München 2011.

Deadly Knitshade (übers. von Astrid Finke): *Knit the City– Maschenhaft Seltsames*. Hamburg: Hoffmann und Campe 2011.

Hahnenkampf

Carlos Finsterbusch: *Cockfighting all over the world*. Gaffney, USA, Grit and Steel, 1928.

Hedgefonds

<http://www.tagesschau.de/wirtschaft/interviewbrown100.html>

<http://www.faz.net/aktuell/finanzen/fonds-mehr/finanzmaerkte-grosse-hedge-fonds-werden-maechtiger-1783565.html>

Hochfrequenz-Handel

Jim McTague: *Glücksspiel Börse? Wie Hochfrequenz-Trader und überforderte Kontrolleure die Börse in ein Kasino verwandelt haben*. Kulmbach: Börsenbuchverlag 2012.

Kangbashi

<http://www.spiegel.de/reise/aktuell/new-ordos-ist-eine-geisterstadt-in-china-in-der-inneren-mongolei-a-821998.html>

<http://gokatayama.org/tag/kangbashi/>

Käserollen am Cooper's Hill

<http://www.cheese-rolling.co.uk/index1.htm>

Katastrophen-Hausse

<http://wirtschaftskrise.blog.de/2012/09/30/katastrophenhausse-14921538/>

Klapotetz

Leopold Kretzenbacher: *Windradl und Klapotetz*. München: Verlag Dr. Dr. Rudolf Trofenik 1975

Kopfball

http://www.hilfreich.de/kopfball-macht-dumm_2588

Lauflehnhilfen

http://eltern.t-online.de/babywalker-bergen-lebensgefahr/id_18047998/index

<http://www.konsumo.de/news/2987-Kinder-Lauflehnhilfe-Gehfrei-Sicherheit-EU-gehen-lernen->

Leerverkäufe

Thomas Laurer: »Der Leerverkauf von Aktien. Abgrenzung, Formen und aufsichtsrechtliche Implikationen«. In: *Zeitschrift für das gesamte Kreditwesen* 61, Nr. 19, 2008, S. 980–984.

<http://www.ag-friedensforschung.de/themen/Europa/leer.html>

Militärische Ehren

http://de.wikipedia.org/wiki/Empfang_mit_milit%C3%A4rischen_Ehren

Möbel-Bondage <http://iheartphotograph.blogspot.de/2008/03/interview-melanie-bonajo.html> <http://www.melaniebonajo.com/>

Monocycle

Felix R. Paturi: *Die Geschichte des Fahrrads*. Aarau, Stuttgart: AT-Verlag 1988.

Max J. Rauck, Gerd Volke und Felix R. Paturi: *Mit dem Rad durch zwei Jahrhunderte. Das Fahrrad und seine Geschichte*. Aarau, Stuttgart: AT Verlag 1979.

Morphing

<http://en.wikipedia.org/wiki/Morphsuits>

Nyotaimori

<http://www.yak.net/fqa/410.html>

Orgonakkumulator

Wilhelm Reich: *Die Entdeckung des Orgons*, Band 1: *Die Funktion des Orgasmus*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1969 (1942).

Irmgard Oepen, Horst Löb: »Der Orgon-Strahler– eine funktionslose, aber offenbar gewinnbringende Attrappe«. In: *Skeptiker* 11 (4/98), S.148–152.

<http://psiram.com/ge/index.php/Orgon>

Perpetuum mobile

<http://www.hp-gramatke.de/perpetuum/index.htm>

<http://www.wias-berlin.de/publications/wias-publ/run.jsp?template=abstract&type=Preprint&year=1997&number=330>

Pi-Day und Quadratwurzeltag

<http://www.exploratorium.edu/pi/>

<http://www.zeit.de/online/2009/12/PI-Tag-Mathematik/komplettansicht> <http://www.utopia.de/bestenlisten/die-fuenf-beklopptesten-aktionstage>

Planking

<http://www.planking.me/>

<http://www.spiegel.de/netzwelt/web/tod-beim-planking-er-starb-fuer-ein-doofes-foto-a-762633.html>

Pyramidenenergie

<http://psiram.com/ge/index.php/Pyramidenenergie>

Roboter-Babys

<http://news.discovery.com/tech/robot-baby-teaches-parenting-skills.html>

http://articles.nydailynews.com/2010-03-19/entertainment/27059481_1_robot-japanese-men-real-baby

Rube-Goldberg-Maschinen

<http://www.rubegoldberg.com/>

Schneckenrennen

<http://www.snailracing.net/>

Stierkampf

Karl Braun: *Der Tod des Stiers. Fest und Ritual in Spanien*. München: Beck 1997.

Elisabeth Hardouin-Fugier: *Histoire de la corrida en Europe du XVIIIe au XXe siècle*. Paris: Connaissances et Savoirs 2005.

Garry Marvin: *Bullfight*. Oxford: Basil Blackwell 1988.

Adrian Shubert: *Death and Money in the Afternoon: A History of the Spanish Bullfight*. New York: Oxford University Press 1999.

Subdermale Hörner

http://en.wikipedia.org/wiki/Subdermal_implant

<http://www.trendhunter.com/trends/creative-body-implants-art-that-literally-gets-under-your-skin>

Therapeutisches Klonen

<http://www.solidaritaet.com/neuesol/2001/8/col1.htm>

<http://cloning.ch/cloning/ethisch/katholisch.html>

Ufos und Aliens

<http://de.wikipedia.org/wiki/Ufologie>

Unterwassersport

<http://strangeodd.com/top-10-oddest-underwater-sports.html>

Wasservelos

Felix R. Paturi: *Die Geschichte des Fahrrads*. Aarau, Stuttgart: AT-Verlag 1988.

Max J. Rauck, Gerd Volke und Felix R. Paturi: *Mit dem Rad durch zwei Jahrhunderte. Das Fahrrad und seine Geschichte*. Aarau, Stuttgart: AT Verlag 1979.

Weltmaschine

<http://www.weltmaschine.at/>

Zorbing

<http://www.fun-pro.com/de/sommer/zorbing.html>

Zungenspaltung

<http://de.wikipedia.org/wiki/Zungenspaltung>

Zwergenweitwurf

http://twistededge.org/Funny_As_Hell/World_According/Midget_Throwing/

Bildnachweise

Amerikanismen

Foody/Pixelio.de

Analogkäse und Klebeschinken

flickr commons/Istrojni (Lars Strojni)

Antigaskrieg-Kinderwagen

Nationaal Archief/Spaarnestad Photo/Het Leven/SFA002012259

Atombomben

1. Coporal Alexander McCaughey, U.S. Army Photographic Signal Corps
2. Former Defenses Nuclear Agency, U.S. Air Force 1352nd Photographic Group

Bad Banks

Photo: Henry Van der Weyde (1838 bis 1924; London, England)
Genehmigung: PD-ART

Bananenschoner

flickr commons/bbaunach

Be the Bike

Patentamt der Vereinigten Staaten von Amerika, Patentzeichnung

Begrüßungs- und Ausreisezentren

Szene aus dem Video »Holiday Camp« von Tallstoreez bei Yahoo

Binäruhr

Archiv Paturi

Body Suspension

moskow 4: Marta Frost (Wikimedia Commons)

Botulinumtoxin unter die Haut

United States Congress

Bovis-Einheit

1. Archiv Paturi
2. Wikimedia Commons– Copyright abgelaufen

Branding und Scarifikation

Creative Commons, Bildautor: Cory Doctorow, London

Bundestrojaner

Andy Dincher, CC-BY-SA 3.0– Bearbeitung qpress.de

Butterstick

flickr commons/Eric Eisnor– eeisnor@sbcglobal.net

Camper Bike

flickr commons/sam churchill

dB Drag Racing

flickr commons/grant succeeded

Delfintherapie

flickr commons/nickjohnson

Egely Wheel

Abdruckgenehmigung durch www.egelywheel.net

Elektrischer Stuhl

George Eastman House Collection, Accession Number: 1974:0056:0386, William M. Vander Weyde (1871 bis 1929)

Exorzismus

Francisco de Goya, um 1788

Extrembügeln

Wikimedia Commons/Phil Shaw– CC-BY-SA-3.0
GNU Free Documentation License

Extrempiercing

1. shawncita.wordpress, lizenziert für freie Verwendung unter einer Creative Commons Attribution 3.0 Unported License
2. flickr commons/stellavato

FarmVille, Tamagotchi und Co.

1. Wikimedia Commons/David
2. flickr commons/Sabrina Dent

Feuerwerksprojektor

japanrendshop.com– Pressefoto des Geräts Uchiabe Hanabi

Flashmob

Wikimedia Commons/Agnes Petersson

Gartenzwerge

links: Richter/Pixelio.de
rechts: Wikimedia Commons/Mathias Kabel

Gen- und Klonpatente

1. Archiv Paturi
2. Wikimedia Commons/Marc Nehmer

Gottesurteile

Archiv Paturi, englische Miniatur aus dem Jahr 1513

G-Punkt

flickr commons/Satta

Guerilla-Stricken

Wikimedia Commons/Shrewdcat
GNU Free Documentation License

Hahnenkampf

Wikimedia Commons/Amshudhagar– TamilWiki Media Contest

Halsbürste

Archiv Paturi (Copyright abgelaufen)

Hedgefonds

Rainald Irmscher, pachizefalos@web.de

Hochfrequenz-Handel

flickr commons/PaulSteinJC

Humanes Brot

Kittiwat Unarrom

Hutradios

1. Nationaal Archief/Spaarnestad Photo/Het Leven/SFA022812804
2. Wikipedia– public domain

Kangbashi

Go Katayama– Photojournalist in Peking, Bild freigegeben als Creative Commons Attribution-ShareAlike 3.0 Unported License

Käserollen am Cooper's Hill

flickr commons/Mike Warren

Katastrophen-Hausse

Wikimedia Commons/Jashuah

Klapotetz

Wikimedia Commons/Josef Moser

Knallgas in der Luftmatratze

Archiv Paturi

Konferenzfahrrad

flickr commons/Julie Weatherbee

Kopfball

flickr commons/Orodo

Lauflehrhilfen

Wikimedia Commons/United States Library of Congress, W.A. Pixley

Lebenserwartungsuhr

Archiv Paturi

Leerverkäufe

Grafik von Vilhelm Pedersen (1820 bis 1859)

Metalldetektor-Sandalen

slipperybrick.com– Pressefoto

Militärische Ehren

1. flickr commons/4nitsirk
2. Wikimedia Commons/Agência Brasil

Möbel-Bondage

flickr commons/libbyrosof

Monocycle

1. Archiv Paturi
2. Nationaal Archief/Spaarnestad Photo
3. Wikimedia Commons/Postdlf

Morphing

Wikimedia Commons/Marcy Anarchy

Nyotaimori

Wikimedia Commons/Kerry Smith

Orgonakkumulator

Wikimedia Commons/Gulpen

Perpetuum mobile

Wikimedia Commons/George A. Bockler

Pi-Day und Quadratwurzeltag

Wikimedia Commons/Delft University of Technology

Planking

1. flickr commons/uvw916a
2. flickr commons/Watt Dabney

Pyramidenenergie

flickr commons/custwoodwork

Rattenbabykuchen

iransnews wordpress– Pressefoto

Retrohandset

www.thinkgeek.com– Pressefoto

Roboter-Babys

robotics.youngester.com– Pressefoto

Rube-Goldberg-Maschinen

Wikimedia Commons/jclarson, New Mexico

Saufmaschinen

Wikimedia Commons/Christian BerZerK Skwirblis

Schirmmützen

1. Reihe (von l. nach r.):

Bundesarchiv, Bild 183-S62600 / CC-BY-SA; US-Regierung; photoblog (commons) www.pixinn.net von Christophe Meneboeuf ; United States Navy– ID 090626-N-0696M-060

2. Reihe (von l. nach r.): Mitsuo Fuchida (Copyright abgelaufen); flickr commons/daveeza; Deutsches Bundesarchiv; Wikimedia Commons/Dov Goldberg's personal archive

3. Reihe (von l. nach r.): flickr commons/Jimmy Palma Gill; Abraxis 112– gemeinfrei; Wikimedia Commons/Appaloosa (GNU-Lizenz für freie Dokumentation)

Schmalzler-Maschine

Jana Langer, Pension zur Fichte in Bärenstein bei Oberwiesenthal

Schneckenrennen

snailracing.net– Foto: Mark Scase

Schneesturmschutz

Nationaal Archief/Spaarnestad Photo/Het Leven/SFA022813554

Schwimmreifen mit Kurbelantrieb

Archiv Paturi

Stierkampf

Wikimedia Commons/YannTech

Subdermale Hörner

Wikimedia Commons/bethanie »casketdreamer« hall

Subdermale Uhr

Archiv Paturi

Therapeutisches Klonen

Archiv Paturi (Computergrafik nach Leonardo da Vinci)

Ufos und Aliens

Wikimedia Commons– Paolo Bussola

Unterwassersport

Petter F. Schmedling– Nutzungsfreigabe nach GNU FDL-Lizenz

USB-Hamsterrad

1. flickr commons/Al Pavangkanan

2. flickr commons/txenoo

USB-Toaster

Werkfoto Electrolux

Wasservelos

1. Archiv Paturi
2. Nationaal Archief/Spaarnestad Photo/SFA002005344

Weltmaschine

Wikimedia Commons/Roman Klementschtz

Zorbing

flickr commons/masterman

Zungenspaltung

1. Wikimedia Commons/TOON- MAN_blchin
2. flickr commons/Oliver(((o.k vlt)))
3. flickr commons/ioerror

Zwergenweitwurf

Wikimedia Commons/GFDL– Lizenz für freie Publikation